

E 6197 F  
Württ.  
Landes-  
bibliothek  
Stuttgart

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1984  
HEFT 3**

29 69d

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

35. Jahrgang Heft 3

Juli–September 1984

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (073 61) 5 94 - 6 01

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 22 32 43.

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Verlags J. F. Steinkopf, Stuttgart, und des Konrad Theiss Verlags, Stuttgart, bei.

## Inhalt

BERND ROLING

Zur Sache: Grenzwerte für Autoabgase . . . . . 221

MANFRED SCHMID

Verräter oder Patrioten? Ehemalige Tübinger Studenten als Opfer des 20. Juli . . . . . 222

WALTER JENS

Nachdenken über Heimat – Fremde und Zuhause im Spiegel deutscher Poesie . . . . . 232

WOLFGANG IRTENKAUF

Wanderungen in die Vergangenheit (17): Speyrer Kirche Ditzingen . . . . . 240

JOSEF F. KLEIN

Erinnerungen an einen Feldblumenstrauß . . . . 243

RAINER HAAS

Karbidlicht in ewiger Finsternis – Ein Besuch in der Falkensteiner Höhle . . . . . 246

GERT KOLLMER

Zwischen Wissenschaft und Schatzsuche – Das Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg . . . 252

KLAUS HERRMANN

Gotthilf Kuhn – Ein großer schwäbischer Unternehmer . . . . . 259

HANS-GEORG WEHLING

Die Entwicklung des Bürgermeisteramtes in Baden-Württemberg im 19. und 20. Jahrhundert . . . . . 267

HERMANN NOTZ

Alte Ansiedlung beim Wildsee, Gemarkung Baiersbronn . . . . . 273

MEINRAD FRHR. V. OW

Schloß Monrepos unterm Sowjetstern . . . . . 275

Buchbesprechungen . . . . . 281

sh intern . . . . . 292

sh aktuell . . . . . 296



## Das Titelbild

zeigt einen Schlund in einer Felsenformation: den zwölf Meter hohen Eingang zur Falkensteiner Höhle bei Grabenstetten auf der Schwäbischen Alb. Das lichte Grün der Blätter belegt, daß diese Aufnahme im Frühjahr gemacht worden ist. Die Höhlen des Karstgebirges Alb haben eine magische Anziehungskraft auf den Menschen von heute, der nicht mehr wie seine Vorfahren im Erdinnern nach funkelnden Schätzen sucht, sondern den die schauernde Neugier wenigstens ein Stück weit hineinlockt. Andere dringen aus Abenteuerlust und Wissensdrang tiefer hinein. Daß bei alledem von manchen leider – im Unverstand? – auch vieles unwiederbringlich zerstört wird, belegt der Artikel «Karbidlicht in ewiger Finsternis» auf den Seiten 246 ff.

## Bernd Roling – Zur Sache: Grenzwerte für Autoabgase

Ob das Auto Umweltsünder Nummer eins ist oder nicht, darüber zu streiten ist müßig. Fest steht jedenfalls, daß der Autoverkehr neben dem Vorteil der schnellen und individuellen Beförderung auch zahlreiche erhebliche Nachteile für unsere Umwelt mit sich bringt. Einzelne Schadstoffe wie Stickoxyde, die zusammen mit dem Schwefeldioxyd als Waldkiller schweren Kalibers angesehen werden, kommen in der Bundesrepublik zu mehr als 50 Prozent aus den Auspufftöpfen der Personen- und Nutzfahrzeuge. Doch bisher ist wenig geschehen, um hier ernsthaft Abhilfe zu schaffen.

Dabei hat der Kampf um saubere Autos hierzulande recht verheißungsvoll begonnen. Im Juli 1983 verkündete Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann zur Überraschung vieler Skeptiker mit ent-

schlossener Miene, schon von 1986 an solle in der Bundesrepublik bleifrei gefahren werden. Gleichzeitig solle der Einbau von Abgaskatalysatoren vom 1. Januar 1986 an für Neuwagen verbindlich vorgeschrieben werden. Doch dann folgten widersprüchliche Erklärungen zu technischen Einzelheiten, und im November letzten Jahres hieß es dann in Bonn, die Bundesregierung wolle die gleichen Abgaswerte wie in den Vereinigten Staaten vorschreiben. Wie die Autohersteller das erreichen, sei ihnen überlassen.

Doch damit war für die Autoindustrie immer noch nicht alles klar. Denn auf dem Gebiet der Autoentgiftung ist die Bundesrepublik nicht mehr autonom, sondern auf Entscheidungen der Europäischen Gemeinschaft angewiesen. Und die will sich Zeit lassen. Nach langem Hin und Her veröffentlichte die EG-Kommission Mitte Mai einen Stufenplan, der die Verpflichtung zur Einführung bleifreien Benzins nicht schon – wie in Bonn geplant – für 1986, sondern erst für 1989 vorsieht. Und die scharfen Abgasgrenzwerte, die schon seit Jahren in den USA gelten, will die EG erst 1995 einführen – neun Jahre später als Bonn! Kein Wunder, daß die Bundesregierung mit den Brüsseler Plänen zur Autoentgiftung sehr unzufrieden ist. Aber es ist ihr nicht gelungen, widerstrebende EG-Partner wie Frankreich und Italien zu einer schnelleren Gangart zu bewegen. Ende Juni beschlossen die EG-Umweltminister in Luxemburg, daß erst ab 1989 in allen zehn Ländern der Gemeinschaft bleifreies Benzin angeboten werden muß. Die deutschen Pläne werden zwar durch den langsamer angelegten EG-Fahrplan nicht aufgehoben, aber ihnen werden wohl nur kleine Staaten folgen wie die Niederlande, Luxemburg und Dänemark. Doch die ersten Schritte ins bleifreie Autozeitalter werden mit Sicherheit zaghaft ausfallen, weil es 1986 noch viele Probleme für jene geben wird, die dann ein Auto mit Abgaskatalysator besitzen und damit ins Ausland verreisen wollen. Außerdem ist hierzulande noch wenig von einem zügigen Ausbau des Tankstellennetzes mit bleifreien Zapfsäulen zu sehen.

Fazit: energische Schritte zur Entgiftung der Autos lassen trotz anfänglich starken Worten auf sich warten. Und das liegt nicht nur an der EG. In einem Punkt sind die meisten Partner in der Gemeinschaft der Bundesrepublik sogar weit voraus: Sie haben fast alle ein Tempolimit für ihre Autobahnen eingeführt. Doch die Bundesregierung denkt nicht daran, die viel beschworene freie Fahrt für mündige Bürger zu bremsen, obwohl der Ausstoß an Stickoxyden mit Hilfe einer Geschwindigkeitsbeschränkung spürbar gesenkt werden könnte.

## Verräter oder Patrioten?

# Ehemalige Tübinger Studenten als Opfer des 20. Juli 1944

Manfred Schmid

*Heil unserem Führer Adolf Hitler!* So lautete die balkendicke Schlagzeile der Tübinger Chronik einen Tag nach dem mißglückten Bombenattentat vom 20. Juli 1944. Mag es auch paradox erscheinen: Jene hymnische Begrüßung und Freude entsprach durchaus den Gefühlen der meisten Deutschen, als die Nachricht über den fehlgeschlagenen Anschlag bekannt wurde. Geheimberichte über die Reaktionen in der Bevölkerung legen davon ein beredtes Zeugnis ab: *Die nunmehr aus allen Teilen des Reiches vorliegenden Meldungen bestätigen die schockartige Bestürzung und die Empörung beim Bekanntwerden des Attentats auf den Führer. Kein Ereignis des Krieges habe die breite Masse so im Innersten gepackt wie der Mordanschlag. Noch nie sei so klar zu erkennen gewesen, mit welcher Treue das Volk zum Führer steht. Die Befriedigung darüber, daß dem Führer nichts Ernstliches zugestoßen ist, ist tief und tut sich in den verschiedensten Äußerungen kund. Allgemein wird erwartet, daß nunmehr gegen die Feinde des Volkes rücksichtslos und ohne Ansehung von Person, Stand und Familie eingeschritten wird.* Diese Erwartungen sollten sich mehr als bewahrheiten!

In einer großangelegten Verhaftungs- und Verfolgungswelle übte das Naziregime grausame Rache. Wenigstens 180 bis 200 Personen verloren im direkten Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 auf schreckliche Weise ihr Leben. Unter diesen Opfern befanden sich auch ehemalige Studenten der Tübinger Universität: Eugen Bolz, Dietrich Bonhoeffer, Klaus Bonhoeffer, Fritz Elsas, Fritz Goerdeler, Karl Goerdeler, Ulrich von Hassell, Caesar von Hofacker, Rüdiger Schleicher und Berthold von Stauffenberg, der Bruder des Attentäters.

### Berthold von Stauffenberg

Berthold von Stauffenberg, geboren am 15. 3. 1905 in Stuttgart, begann zusammen mit seinem Zwilingsbruder Alexander das Studium der Rechtswissenschaften in Heidelberg. Nach Zwischenstationen in Tübingen im Sommersemester 1924, Jena, Berlin und München siedelte er im Sommer 1926 wieder nach Tübingen über. Hier wohnte er in der Kaiserstr. 6, heute Doblerstraße, bei seiner Großtante «Osch», der Gräfin Olga Uxkull-Gyllenband. In ihrer Wohnung bereitete sich Berthold von Stauffenberg zusammen mit seinem Schul- und Studienfreund Theodor Pfizer auf das Staatsexamen vor. Theodor Pfizer erinnert sich: *Wir teilten uns den Wis-*



Berthold Schenk Graf von Stauffenberg

*sensstoff mit fast generalstabsmäßiger Planung für die Vorbereitungszeit ein, hörten uns täglich gegenseitig ab, schmiedeten miteinander Rechtsfälle und erreichten durch diese Systematik ohne sonstige Hilfe und Repertorien das Ziel, Berthold mit Leichtigkeit ohne übertriebenen Fleiß und mich vielfach in ein wohlthätiges Schlepptau nehmend. Berthold war ein Jurist mit höchster Treffsicherheit des Urteils, sofort das Wesentliche erkennend, nicht ohne Spott für das Brimborium, das um einfache Tatbestände in der monographischen Darstellung gemacht wurde. Unsere Arbeit wurde auch nicht unterbrochen, wenn zweimal in der Woche die einsam in Bebenhausen wohnende Königin zu ihrer alten Palastdame und Freundin zum Tee kam. In die Studienzeit Berthold von Stauffenbergs fällt auch seine Begegnung mit dem Dichter Stefan George, die ihn bis zu seinem Tode prägen sollte. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Claus organisierte er am 4. und 5. Dezember 1933 die Totenwache des George-Kreises in Minusio bei Locarno für den verstorbenen Dichter, der ihm in seiner Sammlung *Das Neue Reich* folgenden Spruch gewidmet hatte:*

Im sommerlichen glanz der götterstadt  
Sannen wir trauernd oft den spuren nach  
Des toten königskindes.

Was dient uns schlachtenvorteil scharfsinn kraft  
Im blutgedüngten marschland mutige wehr!  
Wenn uns die hoheit stirbt.

Dem frisch-bereicherten bleibt hohl sein saal  
Sein garten birgt nie mehr wenn je gefällt  
Uralten baumes weihe.

Was dient - sei sie auch mehr als frommer wahn -  
Gleichheit von allen und ihr breitstes glück!  
Wenn uns die anmut stirbt.

## II

Im unverwüstbar schönen auf-und-ab  
Der schicksal-strassen gingst du zwischen uns  
In deiner vollen blühe.

Wo du dein herrenrecht an uns geübt  
Wir dich bestaunt und gar das volk dich nahm  
Für den erstandnen prinzen.

Nach seiner Justizdienstprüfung im Frühjahr 1927 ließ sich Berthold von Stauffenberg zu Sprachstudien in England, Irland und Frankreich beurlauben. Mitten in seinen Prüfungsvorbereitungen hatte er bereits Russisch gelernt. Ein Jahr später begann er seinen Referendardienst in Stuttgart und Reutlingen; dann kehrte er nochmals an die Universität Tübingen zurück, um zu promovieren. Mit 26 Jahren kam er an den Internationalen Gerichtshof in Den Haag und zwei Jahre später, 1933, an das Berliner Institut für Völkerrecht. Bei Ausbruch des Krieges wurde der Tübinger Absolvent Stauffenberg als Berater in Fragen des Völkerrechts zur Seekriegsleitung eingezogen.

Von Anfang an war Berthold von Stauffenberg in alle Staatsstreichpläne miteingeweiht. In seiner Stellung waren ihm Nachrichten zugänglich, politische Einblicke möglich, die anderen verschlossen blieben. Sein Wissen teilte er seinem Bruder Claus mit, den er am Vorabend des 20. Juli zum letzten Mal sehen sollte. Drei Wochen nach dem mißglückten Attentat, am 10. August 1944, stand Berthold von Stauffenberg vor dem Volksgerichtshof und wurde noch am Tage seiner Verurteilung hingerichtet. In den qualvollen Verhören der Gestapo hatte er sich mutig zu, wie Eberhard Zeller schrieb, seinen Überzeugungen bekannt: *Er war einer der wenigen gewesen,*

## Lebenslauf

Ich bin geboren am 15. März 1905 in  
Stuttgart als Sohn des Alfred Stamm Graf  
von Stauffenberg, Oberhofmarschall a.D. und der  
Caroline geb. Gräfin Uxküll-Gyllenband  
Ich habe das Oberherold-Lehrer-Gymnasium  
in Stuttgart besucht und dort im Frühjahr  
1923 die Reifeprüfung bestanden. Ich  
habe Studien auf den Universitäten in  
Heidelberg, Jena, München, Berlin und Tübingen  
und habe in Tübingen im Frühjahr 1927 die  
erste höhere Justizdienstprüfung gemacht.  
Bis April 1928 wurde ich zum Zweck des  
Sprachstudiums beurlaubt, und habe 3 Monate  
in England und Irland, 6 Monate in  
Frankreich, vor allem in Paris verbracht.  
Seit April 1928 bin ich im juristischen  
Vorberatungsdienst auf dem Preussischen  
Stuttgart I tätig, der mich eine  
zwei monatliche Versetzung auf dem Oberdienst  
Reutlingen vorausbrochen wurde.  
Berthold Stamm Graf von Stauffenberg

die völlig unbelehrbar und fanatisch blieben. Seine kurze Aussage war das klarste und wichtigste Dokument der Anklage gegen Hitler, das vielleicht geschrieben und diesem vorgelegt wurde. Hier offenbart sich ein deutsches Menschentum, das von innen heraus, aus der gemeinsamen Wurzel alles religiösen, politischen und künstlerischen Handelns völlig frei war von Hitler und Nationalsozialismus.

### Caesar von Hofacker

Nicht weniger eindrucksvoll vertrat Caesar von Hofacker in den Vernehmungen und vor dem Volksgerichtshof seine Überzeugung. Als ältester Sohn des württembergischen Generals Eberhard von Hofacker und – wie seine beiden Vettern Berthold und Claus von Stauffenberg – ein Nachkomme des berühmten preußischen Generals und Heeresreformers Gneisenau wurde Caesar von Hofacker am 11. März 1896 in Ludwigsburg geboren. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldete er sich als kriegsfreiwilliger Abiturient zur Luftwaffe. Mehrfach ausgezeichnet, geriet er im letzten Kriegsjahr auf dem Balkan als Oberleutnant und Flugzeugführer in Gefangenschaft, aus der er erst 1920 in die Heimat entlassen wurde.

Als 24-jähriger Jurastudent schrieb sich Hofacker zum Sommersemester 1920 in Tübingen, wohin auch seine Familie inzwischen gezogen war, an der Universität ein. Wie die meisten Angehörigen der Kriegsgeneration auf den Hochschulen hatte auch Hofacker eine mehr oder weniger feindselige Einstellung gegenüber dem demokratischen Staat von Weimar. So engagierte er sich in führender Position in der rechts-konservativen Studentenvereinigung *Hochschulring Deutscher Art (HDA)*. Im Februar 1921 in Tübingen gegründet, begriff sich der HDA bewußt als völkische Sammelbewegung, die, in Ablehnung jeglichen parteipolitischen Meinungsstreits, eine rassistisch homogene Volksgemeinschaft schaffen wollte. Durch seine intensive Propagandatätigkeit sorgte der Hochschulring dafür, daß ein übersteigertes Nationalbewußtsein unter den Studenten wach blieb, um das eine Ziel zu erreichen, den Aufbau der großen, über unsere jetzigen staatlichen Grenzen weit hinausreichenden wahrhaften deutschen Volksgemeinschaft. Um diese «großdeutsche Orientierung» der Studentenschaft auch praktisch zu verwirklichen, begab sich Hofacker zum Sommersemester 1921 als Tübinger Vertreter nach Graz, um dort beim Aufbau des ersten österreichischen Hochschulrings mitzuhelfen. Am 28. April 1921 hielt er in der Grazer Universität vor den Dozenten und Studenten einen zweistündigen programmatischen



Caesar von Hofacker (1896–1944)

Vortrag über die Ziele und Grundsätze des Hochschulrings. In dieser mit großer Begeisterung aufgenommenen Rede führte er unter anderem aus: *Seien wir ehrlich! Unser Volk hat in weiten Teilen sein eigenes Volkstum, den Urquell seiner Kraft verloren... Aus der Erkenntnis dieser schwersten, weit tiefsten nationalen Krankheit und aus unserem Willen, an ihrer Heilung helfend mitzuwirken, ergeben sich ganz von selbst und ganz klar die Aufgaben der deutschen Studentenschaft. Zunächst und vor allem kommt es darauf an, uns selbst zu achten, sich zu ihres Volkstums und ihrer vaterländischen Pflichten bewußten Deutschen, zu wahrhaften deutschen Volks- und Staatsbürgern zu erziehen... Weil der deutsche Hochschulring grundsätzlich die wahre Volksgemeinschaft als sein höchstes Ziel hinstellt, deswegen lehnt er auch jede Formaldemokratie, in der der einzelne nur als Stimme innerhalb der Masse zählt und alles politische Geschehen von dem Zustandekommen einer zahlenmäßigen Mehrheit abhängt, als dem innersten Wesen der Volksgemeinschaft widersprechend ab und bekennt sich zu der aristokratischen Auffassung, in dem Bewußtsein, daß ein wahrer Führer nicht durch Stimmenzählung gewählt werden kann, sondern immer aus dem Volk herauswachsen wird, wenn er mit ihm wurzelfest verbunden ist... Der deutsche Hochschulring lehnt ausdrücklich jedwede*

# Tübinger Chronik

Anzeigenpreise: Die sechsmal gepaltene mm-Zeile im komprimierten Anzeigenfeld 16 Rpf. bzw. 18 Rpf., in der Werbepalte 60 Rpf., Ziffergebühren 25 Rpf. Geschäfts-  
adressen: Tübingen: Umlandstraße 2, Fernruf 2141; Rottenburg: Marktplatz 25,  
Fernruf 222; Lorch: Riehrstraße 15; Mönchingen: Auf der Lehr 36, Fernruf 237  
Kfztag, den 21. Juli 1944

Rottenburger Zeitung  
Amtsblatt der NSDAP und der Behörden

Bezugspreis (im voraus zahlbar): bei Zustellung frei Haus durch Träger RM. 1,70  
einschl. 20 Rpf. Trägerlohn, bei Postbergung RM. 1,70 einschl. 25,5 Rpf. Postgebühr  
außerdem 36 Rpf. Zustellgeld. Einzelnummer 10 Rpf. Abbestellungen können nur  
bis spätestens 25. jeden Monats erfolgen. — Postcheck-Konto: Stuttgart Nr. 1909

100. Jahrgang / Nr. 169

*Eheloje verbrecherische Generalsclique verübte Attentat gegen den Größten aller Deutschen*

## Heil unserem Führer Adolf Hitler!

Jeder aufrichtige ehrliche Deutsche, dessen Ehre die Treue ist, ist voller Dank, daß das hinterhältige Attentat mißglückt ist, und bekennt sich mit ganzem Herzen zu unserem Führer

Berlin, 20. Juli. Auf den Führer wurde, wie das Deutsche Nachrichtenbüro am Donnerstag bald nach 5 Uhr nachmittags meldete, am Donnerstag ein Sprengstoffanschlag verübt. Aus seiner Umgebung wurden hierbei schwer verletzt Generalleutnant Schmuntz, Oberst Brandt, Mitarbeiter Berger. Leichtere Verletzungen trugen davon Generaloberst Jodl, die Generale Norten, Buhle, Bodenschuh, Deusinger, Scherff, die Admirale Boff, von Duffhammer, Kapitän zur See Ahmann und Oberstleutnant Bergmann. Der Führer selbst hat außer leichten Verbrennungen und Prellungen keine Verletzungen erlitten. Er hat unverzüglich darauf seine Arbeit wieder aufgenommen und — wie vorgelesen — den Duce zu einer längeren Aussprache empfangen. Kurze Zeit nach dem Anschlag traf der Reichsmarschall beim Führer ein. In den ersten Stunden des Freitag, kurz nach 1 Uhr heute früh, sprach dann der Führer vom Hauptquartier aus über alle deutschen Sender zum deutschen Volk, um ihm durch seine Stimme zu zeigen, daß er lebt und wohlauf ist, und um ihm die Hintergründe der Freveltat zu erklären: sie ist von einer verräterischen Offiziersclique begangen worden, die sich ehrlos zum Werkzeug unserer Feinde gemacht hat und daher nun mit allen ihren Anhängern mit Recht unbarmherzig vernichtet und ausgerottet wird.

parteiliche Betätigung und jedwede offizielle und inoffizielle Verbrüderung mit irgendeiner Partei ab. Wir haben ja nach unserer Universitätszeit noch Zeit genug, uns für irgendeine Partei zu entscheiden; jetzt aber, solange wir noch jung sind, haben wir zunächst nur eine Aufgabe: gute Deutsche zu werden!... Was unsere Stellung zum Judentum anbelangt, weshalb wir rücksichtslos jeden Juden und Judensproßling aus unserer Bewegung ausschließen, das, glaube ich, ist so sonnenklar, daß es geradezu paradox wäre, in diesem Kreis auch nur ein Wort darüber zu verlieren.

So befremdend diese Rede auch heute wirkt, zumal der antisemitische Ton, so genau entspricht sie der damaligen Zeitströmung und spiegelt den geistigen und politischen Standort der durch den Krieg und die Niederlage enttäuschten Studenten wider. Um so bemerkenswerter erscheint es, daß im Falle Hofackers später ein Bewußtseinswandel stattgefunden hat.

Nach einem weiteren Semester in Tübingen beendete Hofacker seine Studien in Göttingen, wo er 1924 mit einer juristischen Dissertation abging. Seine berufliche Tätigkeit führte ihn anschließend von der Krefelder Seidenindustrie in die Verwaltungsstelle Berlin der Vereinigten Stahlwerke AG, wo er 1936 zum Prokuristen avancierte.

Hofacker, seit 1930 Mitglied des «Stahlhelms» und seit 1934 der SA, sah sich nach der Machtübernahme Hitlers bald in der Hoffnung getäuscht, daß durch die Mitwirkung aller guten Kräfte in Deutschland aus dem

nationalsozialistischen Regime ein Rechtsstaat werden könnte. Dennoch trat er überraschenderweise am 1. 5. 1937 der NSDAP bei, wohl auch aus der Illusion heraus, daß man gegen die Partei nur innerhalb der Partei etwas ausrichten könne. Seine Bedenken gegen Hitler brachte er immer wieder in Gesprächen mit Verwandten und Freunden zum Ausdruck. So traf er sich Ende 1938 mit einem Kreis Gleichgesinnter im Hause seines Veters Peter Yorck von Wartenburg, um im vertraulichen Rahmen politische Fragen zu diskutieren. Teilnehmer dieser konspirativen Runde waren u. a. sein Göttinger Studienfreund Friedrich Dietlof Graf von der Schulenburg, damaliger Polizei-Vizepräsident von Berlin, und sein anderer Vetter Berthold von Stauffenberg. Die Zusammenkünfte dauerten mit kurzen Unterbrechungen etwa bis zum Frühjahr 1940.

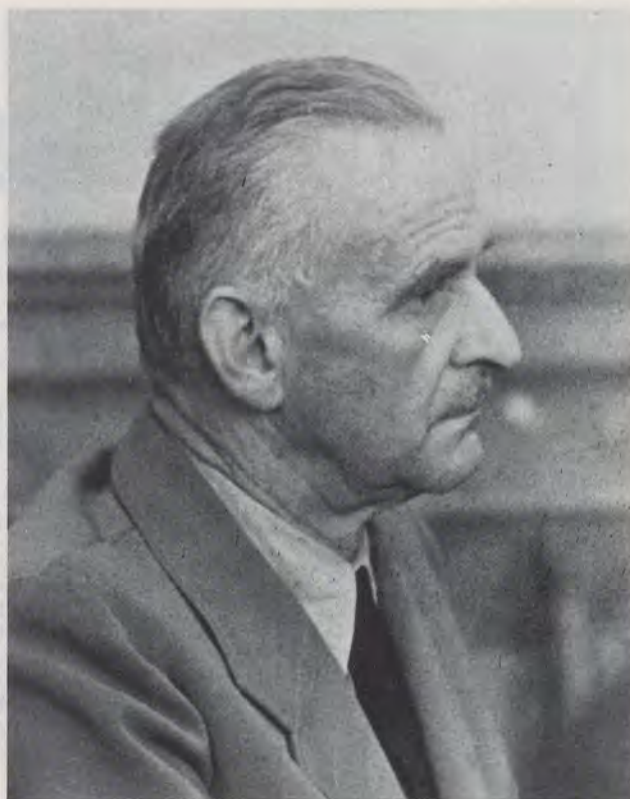
Bei Ausbruch des Krieges erhielt Hofacker seine Einberufung als Reserveoffizier und nahm als Fliegerverbindungsoffizier am Polenfeldzug teil. Nach der Besetzung Frankreichs wurde er am 23. Juni 1940 vom Reichsluftfahrtministerium nach Paris versetzt und dem Militärverwaltungschef als Leiter des Referats «Eisenschaffende Industrie und Gießereien» zugeteilt. In dieser Stellung warb er um Verständnis für die französischen Interessen und bemühte sich um eine entsprechend maßvolle Behandlung der französischen Wirtschaft. Seinem Freund Schulenburg gegenüber beklagte er in einem Brief die Ziellosigkeit und Uneinheitlichkeit

der deutschen Politik in Frankreich: *Die einen machen in Collaboration, die anderen im Gegenteil!*

«Ich bedauere, nicht an der Stelle meines Vetters Stauffenberg gewesen zu sein»

Bereits im Herbst 1942 sah Hofacker mit Sicherheit die Entwicklung auf die Katastrophe einer totalen Niederlage zusteuern, die auch die letzte Möglichkeit für einen noch erträglichen Verhandlungsfrieden vollends zerstören würde. Aufgrund einer Denkschrift über das deutsch-französische Verhältnis, die er im Weihnachtsurlaub 1942 fertiggestellt hatte, und durch allgemeine Aussprachen über die politischen Zustände in Frankreich hatte sich im Frühjahr 1943 ein enges Vertrauensverhältnis zwischen Hofacker und dem Militärbefehlshaber in Frankreich, General Karl-Heinrich von Stülpnagel, entwickelt. Von Stülpnagel gehörte zu denjenigen Generälen, die von jeher Hitler oppositionell gegenüberstanden; so war er im Jahre 1938 an den Plänen beteiligt, die auf eine Absetzung Hitlers bei einem Angriff auf die Tschechoslowakei abzielten. Auch in Frankreich blieb er in engem Kontakt mit der Berliner Verschwörergruppe um Generaloberst Beck, Karl Goerdeler und Claus von Stauffenberg. Dabei wurde Caesar von Hofacker, der schon seit 1942 von seinem Freund Schulenburg über die Berliner Widerstandspläne informiert war, seit Sommer 1943 zum eigentlichen Verbindungsmann zwischen Paris und Berlin: *Im Auftrag von Stülpnagel hat in der Folgezeit Hofacker sowohl Olbricht als auch seinen Vetter Oberst Graf Claus von Stauffenberg aufgesucht, so daß die Pläne der Berliner Verschwörerclique ständig aus dem Pariser Blickwinkel erhärtet wurden und andererseits Stülpnagel seit dieser Zeit über alle Einzelheiten auf dem laufenden war*, heißt es in einem Vernehmungsprotokoll der Gestapo.

Nach dem gescheiterten Attentat nahm das Schicksal auch in der französischen Hauptstadt seinen Lauf. Caesar von Hofacker wurde am 25. 7. 1944 in der Wohnung eines Freundes in Paris verhaftet. Die angebotene Hilfe französischer und deutscher Freunde ließ er ungenutzt, um nicht durch eine mögliche Flucht seine Frau und seine Kinder zu gefährden. Bereits bei den ersten Vernehmungen in Paris im Hotel Raphael bekannte er sich ohne Umschweife zu seiner Rolle und erklärte sogar: *Ich bedauere, nicht an der Stelle meines Vetters Stauffenberg gewesen zu sein, der durch eine schwere Kriegsverletzung verhindert war, die Tat zu vollenden*. Wenige Tage später erfolgte seine Überstellung nach Berlin in den berühmten Gestapo-Keller in der Prinz-Albrecht-Straße, wo er wie so viele seiner Mitverschwörer



Karl Goerdeler auf der Anklagebank des Volksgerichtshofs in Berlin

schwersten Mißhandlungen ausgesetzt war. Dennoch hatte er sich bei den quälenden Verhören völlig in der Hand, und es ist seiner mannhaften Haltung zu verdanken, daß viele des Pariser Widerstandskreises mit dem Leben davonkamen. Sein Auftritt vor der Anklagebank des Volksgerichtshofs war auch im Angesicht des Todes unerschrocken. Ein offizieller Prozeßbericht der Berliner Dienststelle der Parteikanzlei an Martin Bormann resümierte über Hofacker: *Große Erscheinung, überlegter, ruhiger Mensch, jedoch Typ des Umstürzlers aus Überlegung, typischer Intellektueller, Repräsentant der Reaktion... Kein bloßer Mitläufer, sondern treibende Kraft... Zum Schluß stellte v. Hofacker die ungeheuerliche Behauptung auf, er habe am 20. Juli mit dem gleichen Recht gehandelt, wie der Führer am 9. November 1923. Keinerlei Gefühl für seine Verräterstellung*. Als ihm der Gerichtsvorsitzende Freisler das Schlußwort abschneiden wollte, schleuderte ihm Hofacker entgegen: *Sie sollten jetzt schweigen, Herr Präsident, denn jetzt geht es um meinen Kopf, in einem Jahr aber um den Ihren*.

Die Beseitigung Hitlers durch ein Attentat war für Hofacker, im Gegensatz zu anderen Mitgliedern der Beck-Goerdeler-Stauffenberg-Gruppe, nie eine Entscheidung, die von Skrupeln geprägt war. In einem Gespräch am 27. März 1944 mit Ernst Jünger in Paris auf der Avenue Kléber hat er unmißverständlich klargestellt, daß Hitler in die Luft zu sprengen sei;





Fritz Elsas

und auch die Vernehmungsprotokolle der Gestapo können nicht umhin, seinen Handlungsrigorismus zu konstatieren: *Tatsächlich hat sich herausgestellt, daß Hofacker ein fanatischer Treiber und Verfechter des Putschgedankens und der gewaltsamen Lösung gewesen ist.*

Für Hofacker bedeutete die Verpflichtung zum Widerstand gegen ein als verbrecherisch beurteiltes Regime auch eine Verpflichtung gegenüber seiner christlichen Verantwortung. Aus der Position eines absoluten Christentums mußte er früher oder später zum bedingungslosen Gegner des Nationalsozialismus werden. Hofacker fühlte sich letztendlich, wie er in einem Brief zur Konfirmation seiner beiden ältesten Kinder im März 1944 schrieb, als Mensch vor Gott verantwortlich:

*Warum haben wir gerade in heutiger Zeit Anlaß, uns mit besonderer Inbrunst zum christlichen Glauben zu bekennen? Weil wir mehr denn je fühlen, daß jeder von uns in Gottes Hand ist, daß Er die Menschen und Völker lenkt und daß wir daher tief demütig sein müssen; daß die Menschen die Demut, die Ehrfurcht vor etwas Höherem, Reinerem, Größerem als sie selbst brauchen, wenn sie nicht dem Übermut, dem Größenwahn, dem Verbrechen verfallen wollen.*

*Weil wir fühlen, daß es bestimmte ewige Gesetze des Gut-Seins, des Edelmut, der Gerechtigkeit gibt, die man nicht ungestraft verletzen darf, und die die Menschen nur dann*

*einhalten, wenn sie – anstatt nur an die Möglichkeit dieser Gesetze – an einen Gott glauben, der das Gute will und das Schlechte bekämpft.*

*Weil wir fühlen, daß Gott in der einmaligen großen Persönlichkeit von Jesus Christus, unserem Heiland, den Menschen ein Geschenk gemacht, eine Offenbarung gesendet hat, für die wir gar nicht genug dankbar sein können. Durch seinen Mund, durch sein Leben und Wirken und Leiden hat uns Gott jene großen ewigen Lehren und Grundsätze verkündet, die wir Menschen einhalten, nach denen wir leben und streben müssen, wenn wir besser, reiner, glücklicher werden wollen.*

*Die Lehre Christi ist das größte und tiefste Vermächtnis, das Gott uns Menschen bisher gegeben hat...*

Am 30. August 1944 wurde sein Todesurteil verkündet. Die Hinrichtung in Berlin-Plötzensee erfolgte kurz vor Weihnachten, am 20. Dezember 1944.

### Karl Goerdeler und Fritz Elsas

Der führende Kopf der Widerstandsbewegung, der 1884 geborene Karl Goerdeler, begann im Wintersemester 1902/03, den Spuren des Vaters folgend, in Tübingen sein Rechtsstudium. Hier trat er auch, entsprechend der Familientradition wie sein zwei Jahre älterer Bruder Fritz, in die Verbindung Eberhardina-Markomania ein. Nach seinen späteren Erinnerungen hat er in seiner Tübinger Zeit nur wenige Vorlesungen, meist allgemein bildender Art, vornehmlich historische gehört. Schon 1905 schloß er sein Studium in Königsberg ab. Seine spätere kommunalpolitische Karriere fand ihren Höhepunkt und Abschluß, als er 1930 zum Oberbürgermeister von Leipzig gewählt wurde. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten konnte Goerdeler zunächst ohne Schwierigkeiten weiter amtieren, ohne allerdings den ihm nahegelegten Beitritt in die Partei zu vollziehen. Seine Tätigkeit fand aber ein jähes Ende, nachdem gegen seinen Willen das Denkmal des jüdischen Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy beseitigt wurde. Aus Protest legte er 1937 angesichts dieser Kulturschande sein Amt nieder.

Nach Ausbruch des Weltkrieges wurde Goerdeler die treibende Kraft des deutschen Widerstandes. In zahlreichen Denkschriften entwarf er die Notwendigkeit und die Ziele einer Opposition gegen Hitler. In einem Memorandum vom Jahre 1943 heißt es: *Ein Risiko für den entschlossenen Handelnden sehe ich überhaupt nicht mehr. Wie ist es möglich, daß das so anständige deutsche Volk so lange ein so unhaltbares System trägt? Die Erklärung ist einfach: nur weil sich alle Verstöße gegen Recht und Anstand im Schutze der Geheimhaltung und unter dem Druck des Terrors vollziehen. Dies*

ändert sich mit einem Schlage, wenn das Licht der Wahrheit in aller Öffentlichkeit auf die unhaltbaren Zustände gerichtet wird. Es handelt sich also praktisch nur darum, einen Zustand herzustellen, in dem es auch nur 24 Stunden möglich ist, die Wahrheit wieder zu Worte kommen zu lassen und damit das allgemeine Vertrauen in den festen Willen zu gewinnen, daß Recht und Anstand wieder herrschen sollen.

Für den Fall eines erfolgreichen Umsturzes entwarf Goerdeler auch verschiedene Ministerlisten, wobei allerdings an seiner Ernennung zum künftigen Reichskanzler kein Zweifel bestand. Nach dem gescheiterten Attentat tauchte er zunächst unter und fand bei verschiedenen Freunden Unterschlupf. So hielt auch der frühere Berliner Bürgermeister Fritz Elsas, der ebenfalls in Tübingen studiert und promoviert hatte, den steckbrieflich gesuchten Goerdeler ein paar Tage in seinem Haus verborgen. Beide wurden durch Denunziation verraten. Während Karl Goerdeler durch den Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am 2. 2. 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde, kam Elsas nach seiner Verhaftung ins KZ Sachsenhausen, wo er am 4. 1. 1945 von der SS niedergeschossen wurde. Als Mitwisser der Verschwörung folgte Fritz Goerdeler am 1. 3. 1945 seinem Bruder in den Tod.

#### Ulrich von Hassell und Eugen Bolz

Die vorhin erwähnte Ministerliste enthält neben Goerdeler auch noch die Namen von zwei weiteren Tübinger Absolventen. Der eine, Ulrich von Hassell, als Außenminister vorgesehen, schrieb sich an der Eberhard-Karls-Universität im Sommersemester 1900 neunzehnjährig als Jurastudent ein und wurde im Corps Suevia aktiv. Sein späterer Berufsweg führte ihn in den diplomatischen Dienst; zuletzt vertrat er das Deutsche Reich als Botschafter in Rom. Wegen seiner Kritik an der Außenpolitik des nationalsozialistischen Regimes wurde er aber 1938 abberufen. Ohne Rücksicht darauf, daß den Nazis seine Opposition bekannt sein mußte, setzte er sich in der Folgezeit für die Ideen und Pläne der Widerstandsbewegung ein. Seinem in jenen Jahren geschriebenen Tagebuch (1938–1944), eines der eindruckvollsten und lehrreichsten Zeugnisse für diesen «Aufstand des Gewissens», vertraut er am 9. 6. 1943 an: *Dieser Staat entwickelt sich immer mehr zu einem unsittlichen und bankrotten Unternehmen, unter der Führung eines verantwortungslosen Spielers, der selbst kaum noch als geistig normal bezeichnet werden kann und von Gesindel umgeben ist. Und so rollen wir dem Abgrund entgegen...*

Nach dem Scheitern des Attentats und seiner Ver-



Ulrich von Hassell (1881–1944) als Tübinger Student im Corps Suevia

haftung stand Ulrich von Hassell zusammen mit Goerdeler vor dem Volksgerichtshof. Obwohl ihm wie allen Angeklagten kaum eine Möglichkeit zur Verteidigung gegeben wurde, machte er bei dem Schauprozeß durch seine aufrechte, mannhafte Haltung gegenüber Freisler auch auf parteioffizielle Beobachter einen tiefen Eindruck. Das am 8. 9. 1944 verkündete Todesurteil wurde wenige Stunden später vollstreckt.

*Meine liebste Frau und Tochter! Eine tieftraurige Botschaft habe ich Euch für Weihnachten und Neujahr. Unerwartet war heute Verhandlung in meiner Sache. Ich wurde zum Tode verurteilt!* Diese Zeilen schrieb Eugen Bolz am 21. 12. 1944 aus dem Gefängnis an seine in Tübingen wohnende Frau und Tochter.

Eugen Bolz, 1881 in Rottenburg geboren, begann im Wintersemester 1900/01 sein Jurastudium in Tübingen und trat in die Verbindung Guestfalia ein. Nach Zwischenstationen in Berlin und Bonn legte er an seiner Heimatuniversität das Examen ab. In der Weimarer Republik bekleidete er verschiedene Ministerposten in der württembergischen Landesregierung und war von 1928 bis zum März 1933 württembergischer Staatspräsident, bevor ihn die Nationalsozialisten aus dem Amt verdrängten. Seit An-

An den Hof

Königliche Rektorant

der

Universität Tübingen

erlaubt sich Unterfertigter ergeblich  
das Gesuch zu stellen, ihm zu geneh-  
men, wenn möglich Konvaleszenz  
bei seiner in Rottweil? Roter  
wogefahrten Mutter Wohnung aufnehmen  
zu dürfen. Für Begründung gestattet  
sich Unterfertigter anzugeben, dass er  
nämlich in sein o. akademisches  
Semester eintritt, seine vorherigen  
Vorlesungen vollständig absolviert  
und nur noch einige gewöhnliche Übun-  
gen mitzumachen gedauert, wenn der-  
selbe ihm von Hause aus sehr leicht  
möglich ist.

ergeblich

stud. iur. Eugen Polz.

Tübingen, den 11. Februar 1903.

Genehmigt  
Grill

Freitag 13. Feb. 1903

Kaiser

fang 1942 stand er in Kontakt mit Goerdeler. Tätige Mitwirkung in den Kreisen des Widerstandes hielt er für seine Pflicht: *Und wenn ich umkomme, mein Leben ist nichts, wenn es um Deutschland geht.* Eugen Bolz, der im Rahmen des Neuaufbaues das Kultusministerium übernehmen sollte, wurde am 23. 1. 1945 durch das Fallbeil hingerichtet.

#### Dietrich Bonhoeffer und Rüdiger Schleicher

Unter den Persönlichkeiten des deutschen Widerstandes gegen Hitler gehört Dietrich Bonhoeffer im In- und Ausland sicherlich zu den bekanntesten. Als einer der kompromißlosesten Gegner der Nazis wurde er bereits am 5. 4. 1943 verhaftet, fast genau 20 Jahre nach Beginn seines Theologiestudiums an der Universität Tübingen. Die schwäbische Hochschule war Bonhoeffer wohl vertraut: Schon sein Vater und ein Onkel, ein Vetter, sein Schwager Rüdiger Schleicher, seine Brüder Karl Friedrich und Klaus sowie seine Schwester Christina hatten hier Hörsaalluft geschnuppert. Als er Ende April 1923 in Tübingen eintraf, wurde er von seiner Großmutter, die in der Neckarhalde wohnte, und von der Verbindung seines Vaters, dem Igel, bereits erwartet. Nach 1933 trat er allerdings wieder aus dieser Korporation aus. Einer seiner Bundesbrüder schilderte das erste Zusammentreffen mit dem jungen Theologiestudenten: *Als er dann auf der breiten Terrasse neben dem Igelhaus stand, da gewann man den Eindruck, daß man es mit einem sehr selbstbewußten jungen Menschen zu tun haben würde. Blond, blauäugig, sportlich geübt, mit einem glänzenden Abitur in der Tasche, drei Monate zuvor siebzehn Jahre alt geworden, gesellschaftlich ungemein gewandt, den meisten, mit denen er neu in Beziehung trat, an allgemeiner Bildung und geistiger Reaktionsfähigkeit überlegen.*

Seinen Eltern in Berlin schreibt er in regelmäßigen Abständen Briefe aus Tübingen: *Ich wohne seit gestern abend hier in der Uhlandstraße 10 bei Frl. Jäger. Die Bude ist klein und ruhig, aber sehr kahl, nur vier nackte Wände, ein Tisch, ein Bett, zwei Stühle und zwei Fenster. Leider wird hier alles Essen teuer, das Brot kostet schon 1100 M. Wenn ihr mir noch ein bißchen Geld oder Wurst oder so was schickt, wäre mir das sehr recht; denn meine Bude und das Fechten muß ich ja auch noch zahlen... Ich muß jetzt viele Besuche machen bei alten Herren von uns und das ist sehr langweilig... Von Tübingen aus siedelt er nach Berlin über, wo er seine Studien abschließt und seine weitere theologische Laufbahn antritt.*

Als aktiver Gegner des Nationalsozialismus von Anfang an erkannte Bonhoeffer als einer der ersten, daß gehandelt werden müßte: *Hitler ist der Antichrist. Wir müssen daher weitergehen mit unserer Arbeit*

*und ihn ausmerzen, einerlei ob er erfolgreich ist oder nicht.* Im Mai 1942 traf er sich in Schweden mit dem Bischof von Chichester als Vertreter der deutschen Opposition; er bat ihn festzustellen, ob die Alliierten mit einer neuen vertrauenswürdigen deutschen Regierung ohne bedingungslose Kapitulation Frieden zu schließen bereit seien.

Den 20. Juli erlebte er, scheinbar unbeteiligt, im Militärgefängnis Tegel und betrieb theologische Studien. Erst im September spürte das Reichssicherheitshauptamt einen Geheimschrank des Chefs der Abwehr, Admiral Canaris, in Zossen auf, dessen Inhalt auch die Beteiligung Dietrich Bonhoeffers bei der Widerstandsgruppe offenlegte. Ohne Gerichtsverfahren wurde er nach einem langen Leidensweg durch den Gestapo-Keller in Berlin und das KZ Buchenwald ein paar Wochen vor Kriegsende, am 9. 4. 1945, im KZ Flossenbürg erhängt.

Zwei Wochen später mußten auch noch der Bruder Klaus Bonhoeffer und der Schwager Rüdiger Schleicher ihre Gegnerschaft zum Nationalsozialismus

Eugen Bolz (1881–1945) als Chargierter der Tübinger Verbindung Guestfalia





Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) als Tübinger Student



Rüdiger Schleicher (1895–1945) als Tübinger Student

mit dem Leben bezahlen. Beide wurden in der Nacht vom 22. auf den 23. 4. 1945 in Berlin von der SS erschossen. Die Universität Tübingen tat im Falle Rüdiger Schleicher noch das Ihre dazu: Sie entzog ihm noch während der Haft seinen Dokortitel wegen *Unwürdigkeit*.

Die Geschichte des deutschen Widerstandes, zumal die des konservativen Widerstandes, läßt viele Fragen nach Schuld, Versagen und politischer Relevanz offen, die im Rückblick aus unserer Gegenwart nicht immer gerecht und gültig beantwortet werden können. So mutet z. B. die politische Ideenwelt jenes Widerstandes heute seltsam wirklichkeitsfern, längst überholt und unbrauchbar an. Auch hatten viele der Verschwörer des 20. Juli anfänglich das nationalsozialistische Regime teilweise unterstützt oder passiv mitgetragen. Erst im Vorfeld des Krieges, nach einer Art «Lernprozeß», u. a. hervorgerufen durch die Einsicht in die prinzipielle Illiberalität, Rechtlosigkeit und Willkür des NS-Systems, hat sich der Widerstand aus den Reihen der traditionellen Führungsschichten und des Bürgertums formiert und somit die Folgerungen aus seinen Illusionen und seinem «Versagen» gezogen.

Resümierend läßt sich feststellen, daß der 20. Juli 1944 bei allen ihm anhaftenden technischen und politischen Schwächen ein historisch einzig dastehender Versuch war, ein terroristisches Regime von in-

nen heraus zu sprengen. Im Bewußtsein des schier Unmöglichen den Umsturzversuch dennoch unternommen und ein Zeichen gegen die Allgewalt faschistischer Verbrennungsherrschaft gesetzt zu haben, das ist das bleibende Verdienst der Verschwörer des 20. Juli.

Man kann darüber streiten, ob die politische Lösung, die der deutsche Widerstand für die Zukunft anstrebte, tragfähig gewesen wäre. Ein Vermächtnis des 20. Juli ist indes geblieben: die Verpflichtung zum humanen und sozialen Staat. Der Widerstand mahnt uns zur Wahrheit des Gewissens; er verlangt von uns, den Anfängen zu widerstehen, mit denen ein neuer Totalitarismus aufkommen könnte.

#### Literaturhinweise

Studenten- und Promotionsakten des Universitätsarchivs Tübingen

BOEHRINGER, ROBERT: Eine Freundesgabe. Tübingen 1954

HOFFMANN, PETER: Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler. 3. Auflage, München 1979

LEBER, ANNEDORE (Hrsg.): Das Gewissen steht auf. Frankfurt 1954

LEBER, ANNEDORE (Hrsg.): Das Gewissen entscheidet. Frankfurt 1957

SCHMID, MANFRED: Caesar von Hofacker, in: M. Bosch/ W. Niess (Hrsg.). Der Widerstand im deutschen Südwesten 1933–1945. Stuttgart 1984

Spiegelbild einer Verschwörung: Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Stuttgart 1961

ZELLER, EBERHARD: Der Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli 1944. München 1957

## Fremde und Zuhause im Spiegel deutscher Poesie\*

Heimat – das war bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein nüchternes Wort: von Traulichkeit, Poesie und sentimentalem Glanz keine Rede. *Das* Heimat hieß es ursprünglich – *hämatti*, ein Neutrum, ist im Alemannischen noch heute gebräuchlich; aber auch das Femininum beliebt, im Grimmschen Wörterbuch nachzulesen, dem Begriff Heimat jahrhundertlang die sachliche, eher der Jurisprudenz und Geographie als der Volkskunde zugehörige Bedeutung.

Heimat – Geburts- und Wohnort, Herkunftsland und elterliches Haus: Polizei und Bürgermeisteramt, staatliche Hoheitsdiener und Notare hatten mitzureden, wenn es um Heimat ging; wenn, im Fall eines Hauses oder eines eingefriedeten Stück Lands (auch das *Heimat* genannt), Erbrechte berücksichtigt sein wollten; wenn der Älteste das Gut übernahm und die Jüngeren (die Untermieter erst recht) *heimatlos* wurden: wenn der Erbe *auf der Heimat blieb*, während sich die anderen in der Welt nach neuem Besitz umschauen mußten; wenn, vor allem, diejenigen ihre Heimatrechte anmeldeten, Handwerksgesellen und Dienstboten, Vagabunden, Gelegenheitsarbeiter und entlassene Strafgefangene, die *per se* als heimatlos galten: Während dem Bürgerstand ein zehnjähriger Aufenthalt in der Gemeinde das Heimatrecht sicherte, blieben Knecht und Magd und alles, was sonst noch «diente», ohne Aussicht auf Versorgung durch örtliche Kassen... ganz zu schweigen von jenem *eigentumslosen Pöbel*, Plebejern und Asozialen, die Jahr für Jahr vorstellig wurden, um einen Heimatschein zu ergattern.

Vergeblich natürlich, da es ja um Besitzlose ging, arme Teufel, von denen zu befürchten stand, daß sie, alt und ausgepowert, eines Tages der Gemeinde zur Last fallen würden – Menschen ohne Eigentum und ohne Heimat, denen selbst die Hochzeit verwehrt war; denn Heirat und Besitz gehörten zusammen: *Ein Gemeindebürger*, heißt es im württembergischen Bürgerrechts-Gesetz vom 4. Dezember 1833, *hat sich vor seiner Verhehlung gegen die Gemeindeobrigkeit über einen gewissen Nahrungsstand auszuweisen... Die Zulänglichkeit des Vermögens wird mit Berücksichtigung der verschiedenen persönlichen und örtlichen Verhältnisse im einzelnen Falle bemessen.*

Heimat, dies zeigt der historische Rückblick, war einmal ein strenges Wort; da wurde gezählt und geprüft und gerechnet (*das neue Heimath*, heißt es bei Gotthelf von einem Bauern, *kostet ihm wohl 10000 Gulden*), da schlossen schon Bagatelstrafen, wegen Betrug zum Beispiel, in den *sechs letzten, dem Aufnahmeantrag vorangegangenen Jahren* die Gewährung des Heimatrechts aus – und wäre es nach dem Reichsfreiherrn vom und zum Stein und dessen Freunden gegangen, so hätte sich, dank preußischer Rigidität, die Zahl der Heimatlosen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch einmal drastisch erhöht: *Das Heimatrecht*, plädierte Stein im Sinne der Vorschläge seines *achtungswerten Freundes* Kunth, könne nur jemand erwerben, der zum ersten bescheidene Kapitalien aufbringen, zum zweiten Atteste über seine Moralität vorweisen könne und zum dritten in der Lage sei, *zu lesen, zu schreiben, bis zur Regel de tri einschließlich zu rechnen und einen einfachen deutschen Aufsatz zu machen.*

### Sonntagsheimat – eine Erfindung von Bürgern

Heimat – eine Idylle? Gewiß nicht. Rauhe Wirklichkeit vielmehr, Amtsstuben-Realität, Elend im Doppelsinn des Worts (Unglück und Fremde) auf der einen, Privilegierung auf der anderen Seite: Kein Wunder, daß die Kirchenlieder, da es für jedermann *hinieden* Herberge nicht gab, so gern auf die *himmlische Heimat* – die wahre und allgemeine – verwiesen, die keine Fremdlinge, Asylanten und Ausgeschlossene kenne: die ewige Herberge der Christen, zu der auch – und gerade! – die Menschen von den *Hecken und Zäunen* gehörten.

Die Heimat mit Quelle und Wald hingegen, mit dem Mütterlein und den Trachten, der alten Linde und den rauschenden Bächlein: die Sonntagsheimat war eine Erfindung von Bürgern, die sich inmitten einer von wenigen Kapitalisten und vielen Industriearbeitern bestimmten Welt ein Refugium zu sichern trachteten, mit dessen Hilfe sie die Bedrohung von oben und unten, durch die Konzerne hier und die Proleten dort, zu kompensieren versuchten: Heimat als verklärtes Gestern, heile Welt und Relikt ständestaatlicher Ordnung im Zeitalter der Verstädterung, Industrialisierung, Vermassung.

Heimat: ein geschichtsloser Flecken, in dessen Bannkreis die gesunden und beharrenden Kräfte, Aristokratie und Bauerntum, den revolutionären Mächten des Proletariats und der neuen Bourgeoisie

\*Wortlaut der Festrede, die Professor Dr. Walter Jens am Sonntag, dem 27. Mai 1984, im Weißen Saal des Neuen Schlosses zu Stuttgart gehalten hat aus Anlaß der Festveranstaltung «75 Jahre Schwäbischer Heimatbund».

zum Nutzen des deutschen Volkes widerstünden: das Gesunde dem Kranken, das kulturell Gewachsene dem Treibsand der Zivilisation, die familiäre Gemeinschaft jener Anonymität der großen Städte, in denen der einflußreichste Heimat-Ideologe, Wilhelm Heinrich Riehl, in seiner *Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik*, die Inkarnation des Ungeists erblickte: *Diese großen und kleinen Großstädte, in denen jene Eigenart des deutschen Städtewesens abstirbt, sind die Wasserköpfe der modernen Civilisation.*

Heimat: Das hieß, im Sinne Riehls, für das ökonomisch entmachtete, auf Ersatzbefriedigung im Reich der Poesie angewiesene Bürgertum soviel wie Hort der Sicherheit inmitten allgemeiner Anonymität – Symbol des Überschaubar-Vertrauten, Überkommenen und Wiedererkennungsfähigen in einer vom Kapitalismus bestimmten Epoche zunehmender Gesichtslosigkeit.

Heimat: die Garantie einer Ordnung, wo der Herr mehr als der Knecht und der Mann mehr als die Frau galt. Heimat: ein Reich, in dem, was geschichtlich und sozial bedingt war, sich als (vermeintliches) Naturgesetz auf den Begriff gebracht sah.

Heimatlos = vaterlandslos? Riehl gegen Virchow

Heimat-Kult, wie ihn die Agrarromantiker nach 1848 pflegten, bedeutete Rücknahme der Aufklärung, Absage an den Kosmopolitismus von Weimar, Kriegserklärung an die Adresse der modernen Zivilisation, Preisgabe des Proletariats mit seinem Internationalismus, der zu beweisen schien, daß die Begriffe *heimatlos* und *vaterlandslos* zusammengehörten.

Heimat – ein Kunst-Produkt, für das keine Wirklichkeit stand. Die Riehlsche Welt des Wahren, Echten und Guten, in der sich der gemeine Mann, der Bauer vor allem, *trotz aller Wühler und Heuler als erhaltende und ausgleichende sociale Kraft bewähre*, war schon deshalb Phantasmagorie, weil hinter der romantischen Vision von der Natur, in deren Ordnung der homo humanus sich verwirkliche, das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, dem Herrschenden und Beherrschten, ausgeblendet blieb: Ein paar Sätze aus Rudolf Virchows Traktat *Mitteilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie*, 1847 publiziert, und der ganze Riehlsche Heimat-Spuk, die Evokation der ständestaatlichen Idylle, wo *Emancipation* als Fluch- und Verderbensformel erscheint, ist mit einem Schlag hinweggewischt – eine unheilige Legende, deren Ideologiecharakter sich im gleichen Augenblick zeigt, wo die Realität ins Blickfeld rückt – die Realität mit

ihren Spitälern, Auswanderungsbüros, Schnitterkasernen, Kirhhöfen und Wirtshäusern.

Hier Riehl und dort Virchow, hier der nationale Anwalt des Ständestaats, dort der liberale Demokrat: die – idealtypische – Gegenüberstellung verdeutlicht, wofür Heimat ausgegeben wurde, seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, und was Heimat wirklich war: *gefeiert* als verlässlicher Ordnungsfaktor, der die bestehenden Besitzverhältnisse als naturgegebene repräsentiere, konnte – und kann! – Heimat in Wahrheit nur dort Herberge für jedermann sein, wo, mit Virchow zu sprechen, *volle und unumschränkte Demokratie* garantiert, daß es, mitten im Eigenen, keine Fremdlinge gibt und Heimat zu einem Bezirk wird, in dem Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung jedes einzelnen als Voraussetzung eines humanen Miteinanders fungieren.

Heimat, nochmals, war, bevor es zum Versatzstück bourgeoiser Festivität und einem sentimentalen Klischee verkam, einmal ein nüchternes, auf Besitzverhältnisse, Abhängigkeiten, Privilegien und Dienste aller Art verweisendes Wort – ein Wort, das, befreit von falscher Idyllisierung, eben diese Nüchternheit und Präzision zurückgewinnen mußte, ohne – darauf freilich kommt es an – den echten und unverzichtbaren Glanz einzubüßen, die der Vokabel aus dem Bereich der Soziologie und Jurisprudenz den Doppelsinn gibt: Heimat, das ist ein Name, der den Notaren und Verwaltungskundigen in gleicher Weise wie den Dichtern gehört – nicht den Riehls und Roseggern natürlich, nicht den Gartenlaube-Autoren und den Verfassern von Heimatdichtungen um 1900 (und den Blut-und-Boden-Barden erst recht nicht), sondern jenen Autoren von Rang, deren Klarsicht und prophetischer Benennung wir die exaktesten Auskünfte über Glanz und Elend, Weite und Beschränktheit des Begriffs Heimat verdanken: exakt dank des von der Poesie inszenierten Wechselspiels von Kenntnis und Distanzierung, Authentizität und Verfremdung.

Poesie der Ausfahrer, Exilierten und Vertriebenen beschreibt adäquat Heimat

*Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen:* Der erste Satz der Fontaneschen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, vom Autor durch die Deklaration als Zitat nachdrücklich betont, könnte auch Hebels Kalendergeschichten, Kellers Zürcher Novellen, Hölderlins vaterländischen Gesängen oder Heines Wintermärchen als Motto und Leitmotiv dienen: In jedem Fall geht es darum, das Vertraute aus Abstand wahrer Sicht als bemerkenswert, besonders und überraschend zu deklarieren und dem

scheinbar Selbstverständlichen mit Hilfe nüchterner Distanzierung jene Objektivität zu verleihen, die der Autochthone, der niemals draußen war, notwendig verfehlt, weil er zu jenen gehört, von denen Hölderlin sagt, sie säßen *falsch anklebend der Heimath und der Schwere spottend der Mutter ewig im Schooße*. Nur die Poesie der Ausfahrer, Exilierten und Vertriebenen kann adäquat beschreiben, was Heimat ist –, nicht Dichtung der Nesthocker, die ihr heimeliges Glück im Winkel besingen, Provinzialität für Bodenständigkeit halten und dabei noch glauben, die großen, ihrem Land treu gebliebenen Sängere der Heimat, von Hebel bis Fontane, für sich reklamieren zu können. Der Autor der Kalendergeschichten aber war kein alemannischer Idylliker, sondern ein Weltmann und Sohn der Aufklärung, der Französischen Revolution verpflichtet und eingeschworen auf kosmopolitische Ideale wie Urbanität und Toleranz, die ihn, Johann Peter Hebel vom Wiesental, zum Verteidiger der Juden und Anwalt der outcasts und Häretiker machte.

Heimat-Verpflichtung und Weltbürgerlichkeit schließen einander nicht aus: ja, sie bedingen sich gegenseitig. In welchem Ausmaß, das beweist – Exempel Nummer zwei – Theodor Fontane, ein Autor, der schon dank seiner Anglophilie unter allen deutschen Schriftstellern vor 1900 der «größtstädtischste» war und eben deshalb den Geist der Provinz, mit seinem Nebeneinander von Idealität und Lächerlichkeit, wie kein zweiter auf den Begriff bringen konnte. Da fuhr einer weit aus, litt unter Heimweh (*Die Heimat ist zu fern*, heißt es in einem Brief an die Mutter aus England, *wir sind eine Pflanze im fremden Boden; es nutzt nichts, daß man alle Sorten von Mist um sie her packt, sie geht doch aus, weil sie nun mal an anderes Erdreich gewöhnt ist, und wenn es auch nur der vielverschiedene märkische Sand wäre*), da plagte sich einer ab, fern von Berlin, den Havelseen und allen Schlössern Brandenburgs, und wußte doch genau, daß ohne Heimweh, ohne Sich-Umtun in der Fremde, ohne große Fahrt und Segel-Setzen in fremden Gefilden Heimat nicht zu haben ist: *Die Fremde... lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie gibt uns... das Maß für die Dinge.*»

In der Tat, das ist ein bewegender Vorgang, wie da eine kleine Schar von Poeten aus der Erfahrung des Anderen und Fremden (auch wenn es nur in Karlsruhe lag: weit genug, immerhin, vom Wiesental) das Eigene mit einer Intensität ins Blickfeld rückte, die sowohl den Nur-Daheimgebliebenen als auch den Nur-Kosmopoliten versagt war: versagt den Stillen im Lande in gleicher Weise wie jenen Wanderern, die sich, mit Goethe, für *umhergetrieben* erklärten, nicht bereit, wie Seine Excellenz aus Wei-

mar verlauten ließ, *sich irgendwo anzusiedeln*. Verärgert über die Impertinenz des Frankfurter Magistrats, der ihm zumutete, Hypotheken-Zinsen aus dem großväterlichen Vermögen zu zahlen, bat Goethe um Entlassung aus seiner Gemeinde, *womit – ohne Bedauern an der Ilm – der Name des Geheimen Raths dahier ausgelöscht und dreißig Kreuzer dafür verrechnet*.

Heimat – für Hölderlin ein Schlüsselwort

Wie anders da Fontane mit seinem zähen Beharren auf hugenottischem Märkertum, wie anders, er vor allem, Friedrich Hölderlin, der es, wie Wolfgang Binder gezeigt hat, für einen Verrat des Poetenamts hielt, der Heimat die Treue zu brechen – für einen Verrat aber auch, die Väterwelt als verfügbaren Besitz auszugeben statt in ihm ein Stück Paradies zu erkennen, dessen Pforten sich nur dem Heimkehrenden öffneten: Allein aus der Ferne, so die Maxime desjenigen, der, wie die Gedicht-Überschriften beweisen, *Heimat* zu den Schlüsselworten seines poetischen Weltverständnisses zählte... nur aus der Ferne, in der Sehnsucht des Abwesenden, nur im Konjunktiv und der Frage- und Wunschform lasse sich, im freiwillig gewählten Exil, Heimat angemessen evozieren:

*Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,  
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;  
So käm auch ich zur Heimat, hätt' ich  
Güter so viele, wie Leid geerntet.*

*Ihr teuren Ufer, die mich erzogen einst,  
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,  
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich  
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?*

*Käm und hätte und wenn*: Nie ist in der deutschen Literatur Heimat als das große Voraus: als künftige Herberge und als utopischer Besitz, wenn die Zeit sich erfüllt hätte, mit jener Inständigkeit beschworen worden wie in Hölderlins Gedichten *Die Heimat, Rückkehr in die Heimat, Heimkunft, Die Wanderung* oder *Ihr sicher gebaueten Alpen*: Ergreifend zu sehen, wie, aus der Distanz erlittener Ferne, das Kleinste sich mit dem Größten verschwistert und im gleichen Atemzug der Kaukasus und der Spitzberg, nahe bei Tübingen, der Archipelagus und das glückliche Stuttgart, Patmos und der Schwarzwald, Asien und die Weinsteig anschaulich werden: *wo ich begraben liegen dürfte, dort, wo sich die Straße bieget... um die Weinsteig, und der Stadt Klang wieder sich findet drunten auf ebenem Grün stilltönend unter den Apfelbäumen*. Die Sprache des Heimwehs zeigen Hölderlins geographisch bis ins winzige Detail hinein stimmige Bil-



der . . . die Sprache des Heimwehs ist exakt: wie sehr, das verdeutlicht jene Emigranten-Poesie, zwischen Vormärz und Faschismus, in der die Heimat-Vision des um seiner dichterischen Sendung willen aus eigenem Entschluß Exilierten zur Klage der aus Deutschland Verjagten und Verbannten wurde: zum großen *j'accuse* jener Republikaner, die, anfangs in Paris oder Zürich, ein Jahrhundert später in aller Welt darzustellen versuchten, was es bedeutete, wenn, anders als in Hölderlins Fall, die Vertriebenen der Heimat die Treue hielten, aber die Heimat nicht ihnen: *Glücklich sind die*, heißt es in Heines Börne-Buch, *welche in (Deutschlands) Kerkern . . . ruhig dahinmodern . . . denn diese Kerker sind eine Heimat mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch, und der Schlüsselmeister, wenn er nicht stumm ist, spricht die deutsche Sprache . . . Es sind heute über sechs Monde, daß kein deutscher Laut an mein Ohr klang, und alles, was ich dichte und trachte, kleidet sich mühsam in ausländische Redensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben, und sogar des Nachts am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen.*

Jean Améry, Bert Brecht und Alfred Mombert:  
Sie zehret die Heimat

Da wird, anno 1840, antizipiert, ein bißchen kokett, gewiß, ein wenig präventiv in der halb amüsanten, halb tieftraurigen Selbstdarstellung des auf eine Ersatz- und Flucht- und Zweitsprache angewiesenen Poeten . . . da wird vorweggenommen, was ein Jahrhundert später Klageschrei, Verfluchung, Ohnmachtsbekundung jener Emigranten werden wird, die von einem Tag zum anderen nicht nur keine Heimat, sondern keine Geschichte mehr hatten.

*Die Vergangenheit war urplötzlich verschüttet*, heißt es in Jean Amérys Essay *Wieviel Heimat braucht der Mensch?* (einem Traktat, der in jedem Lesebuch stehen sollte), *man wußte nicht mehr, wer man war*. Heimat als Sicherheit verbürgender Bezirk, Heimat, die man, so Améry, haben muß, um sie nicht nötig zu haben; Heimat, von der ein Mensch um so mehr braucht – noch einmal Améry –, je weniger er davon mit sich tragen kann; Heimat als verlässliche Erinnerung, große Zukunfts-Vision und – als Feind-Heimat! – ekelerregende Gegenwart: ex negativo, aus der Perspektive der Heimatlosen, wurde in den Jahren des deutschen Faschismus die durch Distanz und Verfremdung gewonnene Erhellung vieler kleiner Heimaten, vom glückseligen Suevien Hölderlins bis zu Theodor Fontanes Mark, gleichsam poten-

ziert: Von Heimat, zeigte sich damals, wird nicht der Ausfahrer oder der freiwillig in die Fremde Gegangene, sondern ausgerechnet jener am verlässlichsten reden, dem die Rückkehr versagt ist, weil seine Heimat ihm – in der Muttersprache – den Scheidebrief ausfertigte.

*Alles fließt von mir ab*, schrieb der ins Lager gejagte Lyriker Alfred Mombert 1941 an einen Freund, *wie ein großer Regen . . . alles mußte zurückbleiben, alles. Wohnung, versiegelt durch die Gestapo. Ich mit meiner 72jährigen Schwester samt aller jüdischen Bevölkerung Badens und der Pfalz, samt Säugling und ältestem Greis binnen einiger Stunden zum Bahnhof . . . Ob Ähnliches je einem deutschen Dichter passiert ist?* Einem deutschen Dichter passiert: Da ist die Klage eines Mannes – Améry, Leidensgefährte Momberts, pointiert in seinem Essay die Schlußmaxime des von ihm zitierten Briefs . . . die Klage eines Mannes, der nicht einsehen mochte, daß es Zeitläufte gibt, in denen Gegenwart die Vergangenheit auslöscht, so daß der Exilierte, der Schriftsteller voran, ein für allemal heimatlos wird – einer Sprache beraubt, die mit der wirklichen Rede, dem Herren-Deutsch der Zeit, nur noch die Grammatik gemein hat: also wenig genug – und das bedeutet, daß einer, der, da er überlebt hatte, schließlich dann doch heimkehren konnte, nicht in die Heimat, sondern in die Fremde zurückkehrte: ein Besiegter, der denen, die ihm die Treue nicht hielten, am Ende als verhaßter Sieger begegnet: so wie Brecht es in seinem Gedicht *Rückkehr* auf den Begriff gebracht hat.

*Die Vaterstadt, wie find ich sie doch?  
Folgend den Bomberschwärmen  
Komm ich nach Haus.  
Wo denn liegt sie? Wo die ungeheuren  
Gebirge von Rauch stehen.  
Das in den Feuern dort  
Ist sie.*

*Die Vaterstadt, wie empfängt sie mich wohl?  
Vor mir kommen die Bomber, tödliche Schwärme  
Melden Euch meine Rückkehr. Feuersbrünste  
Gehen dem Sohn voraus.*

Wie weit von Hölderlins Versen entfernt: der Brief Alfred Momberts, Amérys Heimat-Essay und Brechts Gedicht über die Rückkehr des Sohnes im Zeichen des Todes! Allein vier kurze Worte, notiert in einer Fassung für *Brot und Wein*, verweisen auf gemeinsames Empfinden des aus großer Ferne über die Heimat verfügenden Dichters und der heimatlosen, in Auschwitz ermordeten oder in die Fremde zurückgekehrten Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts: (*Sie*) zehret die Heimat.

Ansonsten aber: Welche Diskrepanz zwischen den

von Vertrauen und gelassener Erwartung bestimmten Versen Hölderlins, der – immerhin – von sich gesagt hat, er müsse *wandern von Fremden zu Fremden* und den vom *Nie wieder werd ich Dich sehen, Heimat* bestimmten Deutschland-Dichtungen der Emigranten unter der Diktatur des Nationalsozialismus! Welche Kluft zwischen der Evokation einer freundlichen, auf wechselseitiger Treue beruhenden Heimkunft und der Beschwörung einer Wiederkehr, die auf Destruktion, Schuld und Vernichtung derer beruht, die aus eigenen Kräften ihr Joch nicht abschütteln konnten.

Einstmals: *O Stimme der Stadt, der Mutter! O du triffst, du regst Langegelehrtes mir auf! ... Ja! Das Alte noch ist! Es gedeiht und reifet, doch keines, was da lebet und liebt, lasset die Treue zurück.* Und, dagegen, ein Jahrhundert später: *Die Vaterstadt, wie empfängt sie mich wohl? Vor mir kommen die Bomber. Tödliche Schwärme melden Euch meine Rückkehr. Feuerbrünste gehen dem Sohn voraus.*

Wie ein Widerruf der Hölderlinschen Heimat-Vision, eine Revokation in düsteren Zeiten, nimmt sich das Brecht-Gedicht aus: *Rückkehr* als korrigierende Fußnote zur Elegie *Heimkunft!* Und doch ist das Problem, hier ins Zuversichtlich-Heitere, dort zum Widersprüchlichen, ja Paradoxen gewendet, das gleiche, wird Heimat nicht als Besitz, sondern als gefährdetes, bedrohtes, auf Bewahrung eines wechselseitigen Pakts angewiesenes Gut ausgegeben: ein Gut, das, wie die Emigranten-Dichtung unseres Jahrhunderts zeigt, verspielt und verramscht werden kann.

#### Zeitgenössische Literatur: Utopie Heimat

Die verkommene, unkenntlich gewordene, entstellte Heimat: ein Zentral-Sujet zeitgenössischer Literatur – entwickelt am Beispiel (und aus der Perspektive) von Heimkehrern, dem Ludwig Anatol Stiller Max Frischs zum Beispiel oder Dürrenmatts Claire Zachanassian – Heimkehrern, die durch ihr Anderssein (Hölderlin würde sagen: ihre *Treue zum Ursprung*) jene Gedächtnislosigkeit entlarvten, mit deren Hilfe die Daheimgebliebenen dort Kontinuität inszenierten, wo allein Trauerarbeit und Neubeginn der Utopie Heimat hätten gerecht werden können.

Man sieht: Konturierung des Eigenen, in seinem Glanz und seiner Erbärmlichkeit aus distanzierter Sicht – das bleibt, von Hölderlin über Fontane, Brecht und Anna Seghers (*Das siebte Kreuz*: Archetypus exaktester Heimweh-Dichtung!) bis zur Poesie unserer Tage Aufgabe für jede Literatur, die darauf abzielt, das Janus-Gesicht der Heimat zu zeigen:

mitsamt der Okkupation durch Anwälte eines engstirnigen und brutalen Provinzialismus (*Wir sind wir*: Devise aller falsch Anklebenden in Hölderlins Sinn), mitsamt der Verteidigung von seiten der Ohnmächtigen, aber auch der Schriftsteller als der berufenen Erinnerungskünstler vor allem, denen es um die Dialektik zwischen dem kleinen Zurück und dem großen Voraus, der Heimat für den einzelnen und der Herberge für jedermann geht.

*Die Fremde (allein) lehrt uns richtig sehen*: Das Fontanesche Diktum, durch Holocaust und millionenfache Vertreibung aufs grauenvollste bestätigt, bleibt gültig – gültig, andererseits, aber ebenso die Maxime, die da besagt, daß es dem Schriftsteller sehr wohl möglich sei, auch den umgekehrten Weg zu verfolgen und die Heimat nicht von der Welt, sondern die Welt von der Heimat aus, im Prozeß wechselseitiger Ergänzung und Relativierung des Kleinen und Großen, vor Augen zu führen: hüben die Polis und drüben, von ihr aus geöffnet, die bewohnbare Ferne. Hüben der bergende Grund, verlässliches Fundament und die Sicherheit im kleinsten Bereich (*so wie man die Muttersprache erlernt, ohne ihre Grammatik zu kennen* – ein letztes Mal Jean Améry –, *so erfährt man die heimische Umwelt. Muttersprache und Heimatwelt wachsen mit uns, wachsen in uns hinein und werden so zur Vertrautheit, die uns Sicherheit verbürgt*); hüben die Heimat im Sinne von elterlichem Anwesen und anvertrautem Gut; hüben, immer wieder, die Identifizierung von *Heimat* und *Mutter* – jener Mutter, wie sie Heine in *Deutschland, ein Wintermärchen* oder Stifter im Fragment seiner Autobiographie beschrieb (*... die Augen, die mich anschauten, die Stimme, die zu mir sprach, die Arme, die alles milderten. Ich erinnere mich, daß ich das «Mam» nannte*); hüben die Benennung des verpflichtenden Ersten, einer Messe, eines Gangs über den Hof, einer Landschaft am Fluß, und drüben, eingebracht dank plötzlicher Erweiterung des Beschränkten und Unscheinbaren ins Allgemeine, die große, dem Partikularen seinen Stellenwert im Rahmen einer mitgedachten Totalität gebende Welt: Da wird Stifters Oberplan, mit Mam und der Messe und einem Fenster, das den Blick ins Offene freigibt, zu einer Lokalität von archetypischem Rang, einer Region, wo das Licht über die Nacht triumphiert (*in meiner Erinnerung ist lauter Sommer*); da gewinnt das Gotthelfsche Haus den Charakter eines gewaltigen Turms, von dem aus mit der Nähe auch die Ferne überschaubar wird; da verwandelt sich, in Hölderlins Versen, die Neckarlandschaft am Rande der Alb, um Nürtingen herum, zu einem locus amoenus, der auf einen idealen, durch Raum und Zeit unbegrenzten Süden verweist: *Ihr milden Lüfte! Boten Italiens! Und du mit deinen Pappeln,*

*geliebter Strom! Ihr wogenden Gebirg! O all ihr sonnigen Gipfel, so seit ihrs wieder?*

Und dann Raabe, mit dem von ihm inszenierten Reigen, in dem *deutsche Provinz* mit dem *Tumurkieland* alterniert und der Heimkehrer Leonhard Hagenbucher remigriert aus Afrika, ein Extratänzchen mit jener autochthonen Bourgeoisie wagen muß, die der vermeintliche Heimat-Idylliker Raabe in einer Weise glossiert, die selbst den Spottvogel Heine im Pariser Exil zu einem da capo inspiriert haben könnte: *Das germanische Spießbürgertum*, schreibt, die Heimat an der Welt messend, Wilhelm Raabe im *Abu Telfan*, *fühlte sich dieser fabelhaften, zerfahrenen, aus Rand und Band gekommenen, dieser entgleisten, entwurzelten, quer über den Weg geworfenen Existenz gegenüber in seiner ganzen, Staats- und Kommunalsteuer zahlenden, Kirchstuhl gemietet habenden, von der Polizei bewachten und von sämtlichen fürstlichen Behörden überwachten gloriosen Sicherheit.*

Nähe, aus der Ferne verfremdet;  
Ferne, aus der Nähe eröffnet

Heimatkunst im üblichen Sinne, idyllisierend, affirmativ, auf Wahrung des gesellschaftlichen status quo bedacht, ist dergleichen gewiß nicht; dafür spielt zuviel Republikanertum, Achtundvierzigergeist und Urbanität mit: alles das, was auch andere, von konservativen Ideologen so gern unter die Bewahrer heimatlicher Art gezählten Autoren, in Wirklichkeit weltläufig, vom Geist der Aufklärung geprägt und demokratisch sein läßt, einerlei, ob es sich noch einmal um den Citoyen und Obskuranten-Verächter Johann Peter Hebel oder jenen erliberalen Theodor Fontane handelt, der für die Dialektik von Nähe und Ferne, Heimat und Welt das treffendste Äquivalent aufgespürt hat, das es in der deutschen Literatur gibt: den stillen See Stechlin irgendwo in der Mark (*bei Rheinsberg und darüber hinaus*), der sich plötzlich zu regen beginnt und eine Fontäne aufsprudeln läßt, sobald sich irgendwo in der Welt, zwischen Island und Hawaii, etwas ereignet. Nähe, aus der Ferne verfremdet; Ferne, aus der Nähe eröffnet: So und nicht anders konstituiert sich, jenseits von Provinzialität und ubiquitärem, also poetisch belanglosem Kosmopolitismus, nicht Heimat-Literatur, aber Literatur, die, was Heimat bedeutet, auf den Begriff bringt – Literatur, aus der verbindlich zu ersehen ist, wie wenig dieser Begriff mit Idylle, Sonntäglichkeit und Romantik zu tun hat: wie viel, statt dessen, mit Elend und Ausbeutung, Armut und Enge – aber auch mit Geborgenheit und Verweiskraft über die Grenzen hinaus.

Heimat: Das ist Paveses Hügelland um Turin, Joycens Dublin, Bölls Köln und das Ingolstadt der Marieluise Fleißer; Heimat ist Kroetzens bäuerisches Bayern, Uwe Johnsons Mecklenburg und die Alb Peter Härtlings – Regionen, die in einem Augenblick an Valenz und über die Literatur hinausreichender Bedeutung gewinnen, wo der Begriff Vaterland deshalb endgültig obsolet geworden ist, weil er, im Gegensatz zu Heimat, die Deutschen beider Republiken auf künstliche: weil geschichtslose Gemeinwesen verweist. Kein Wunder, unter diesem Aspekt, daß es heute, hüben so gut wie drüben, zwar eine regionalistisch und sozialistisch akzentuierte, aber keine «vaterländische», keine deutsche Literatur mit, hier wie dort, unverwechselbaren Inhalten und spezifischen Eigenschaften nationaler Natur gibt: Die Tage, da der Sozialist Bertolt Brecht *Deutschland, die bleiche Mutter* besang, gehören in gleicher Weise der Vergangenheit an wie jene bürgerliche Epoche, deren Exponent, Thomas Mann, im *Doktor Faustus* den Schwanengesang der Kunst mit der Endzeit Deutschlands identifizierte.

Demokratie und Sozialismus:

Wörter für einen zu realisierenden Heimatzustand

Deutschland, das ist eine Vokabel aus dem Geschichtsbuch und, dazu, natürlich, ein Wort, das an Schuld erinnert, von deren Aufarbeitung das Mehr und Minder an gesellschaftlichem Ansehen so gut wie die moralische Existenz jedes einzelnen abhängen sollte. Aber Deutschland – ein Stück lebendiger Gegenwart? Vaterland, sei's hier oder sei's dort: ein Begriff, der auf spontane Übereinstimmung des Individuums mit dem Allgemeinen hindeutete? Die Frage zu stellen heißt, sie zu beantworten: Nein, diesen freiwilligen, nicht erzwungenen Konsens mit einem sich wie immer definierenden Vaterland gibt es hier und jetzt, zumal unter der Jugend, gewiß nicht: wohl aber die Bereitschaft, das Streben nach Selbstverwirklichung durch solidarisches Handeln zum Wohl einer Heimat zu transzendieren, deren Gedeihen mehr und mehr von den Sonderinteressen wirtschaftlich mächtiger Gruppen bedroht ist; wohl aber die gemeinschaftstiftende Einsicht, daß – Topos von der Gründung der Heimatschutzbünde bis zu den Deklarationen des Kölner Oberbürgermeisters Konrad Adenauer – ein gerade vom alten württembergischen Heimatschutzbund immer wieder angeprangertes kapitalistisches Bodenrecht, das Privatspekulationen geradezu provoziert, am Ende jegliches Sich-Identifizieren der Bürger mit ihrer Heimat verhindert; wohl aber das Wissen, daß allein das tätige und selbstbestimmende Subjekt,

nicht aber der Außengelenkte, von anonymen, über seinen Kopf hinweg gefällten Entscheidungen Abhängige Heimat haben kann; wohl aber die Meinung, daß, mit Martin Walser zu sprechen, Demokratie und Sozialismus zwei Wörter für einen irgendwann einmal zu realisierenden Heimatzustand sein könnten: einen Zustand, wo jedermann, da er im Kleinsten sein verlässliches und ungefährdetes Zuhause hat, auch im Großen, dem von Partizipation im Alltag geprägten Gemeinwesen, furchtlos sein kann.

Die Heimat der Einzelnen, dies ist am Ende – zum ersten – von den Poeten zu lernen, will eines Tages Haus werden (Ernst Bloch hat es mit biblischem Pathos in den letzten Sätzen des *Prinzip Hoffnung* beschrieben) – Menschheitshaus, das Raum für alle hat: Utopie des Irgendwann-Einmal, in der bisher noch niemand war.

Heimat – die zweite Lehre der Literaten – ist allein dort, wo Provinzialität durch weite Horizonte, Selbstbewußtsein durch Offenheit gegenüber den Fremden konterkariert wird; denn eine Heimat, wo die Flüchtigen: Asylanten und Gastarbeiter also, wie Dienstboten um 1800, wenn nicht noch schlechter, behandelt werden, hört auf, Heimat auch für die Autochthonen zu sein.

Und dann die dritte Lehre der Literaten: Es gibt, so Matthias Claudius, nicht nur ein Heimweh, sondern auch ein Hinausweh – Hinausweh, das immer wieder zur Gründung neuer, zweiter, besserer Heimaten führt, Winkelmanns römischer Heimat zum Beispiel oder Schillers Zuhause in Weimar: weitab in jedem Fall von aller Drangsal der Jugend – ein Zuhause, das an keinen Ort gebunden ist, son-

dern sich überall einstellt, wo Freundlichkeit, urbanes Gespräch und geselliger Austausch, erasmianisches Colloquium und die Causerie unter den Freien und Gleichen regieren: Heimat als Synonym für Menschlichkeit, die keine Grenzen kennt. Wie heißt es im *Fels-Weihegesang* des jungen Goethe? *Da wo wir lieben, ist Vaterland, wo wir genießen, ist Hof und Haus.*

Und schließlich das vierte und letzte: Welche, und wie viele, Heimaten einer auch haben mag. Zumal die Deutschen konnten, zumindest ein Jahrhundert lang, über zwei Regionen verfügen, wo sie sich heimatlich fühlten: die Herkunftsstatt und jenes Griechenland, bei dessen Namen, wie es in Hegels *Geschichte der Philosophie* heißt, dem *gebildeten Menschen in Europa, insbesondere uns Deutschen, heimathlich zu Muthe wird.* Wie immer jemand zu seiner einen oder den vielen, den gewesenen oder den kommenden Heimaten, den irdischen oder den himmlischen, stehen mag: Er müßte bedenken, daß es kaum einen Begriff gibt, der verfügbarer zu sein scheint und in Wahrheit, um in der Vielfalt seiner Erscheinungsformen begreifbar zu werden, größerer Gedankenanstrengung bedarf als das Substantiv Heimat.

Ein nüchternes und ein poetisches, also ein rätselhaftes Wort. Ein Wort, über das in den Spuren der Dichter nachzudenken bedeutet: sich des scheinbar Selbstverständlichen kundig zu machen, das, recht betrachtet, das Befremdlichste ist... und eben dies meint Hölderlin, wenn er im Brief an Böhlendorff, Dezember 1801, den Satz formuliert, der sein Glaubensbekenntnis enthält und zugleich die Quintessenz aller Heimat-Meditationen zieht: *Aber das Eigene muß so gut gelernet seyn wie das Fremde.*

## RÜCKKEHR

*Die Vaterstadt, wie find ich sie doch?  
Folgend den Bomberschwärmen  
Komm ich nach Haus.  
Wo denn liegt sie? Wo die ungeheueren  
Gebirge von Rauch stehn.  
Das in den Feuern dort  
Ist sie.*

*Die Vaterstadt, wie empfängt sie mich wohl?  
Vor mir kommen die Bomber. Tödliche Schwärme  
Melden euch meine Rückkehr. Feuersbrünste  
Gehen dem Sohn voraus.*

Bert Brecht

► Blick vom Friedhof auf die Speyrer Kirche in Ditzingen



# Wanderungen in die Vergangenheit (17): Wolfgang Irtenkauf Speyrer Kirche Ditzingen

Das Ortsbild des seit anderthalb Jahrzehnten zur Stadt erhobenen ehemaligen Gäudorfs Ditzingen zieren trotz aller modernen Bauten, die im Sog des Großraums Stuttgart entstanden sind, immer noch die zwei spitzen, spätgotischen Kirchtürme der Konstanzer und Speyrer Kirche. Niemand käme in Ditzingen auf die Idee, sie als Zeichen für die evangelische Pfarrkirche bzw. simultane Friedhofskirche anzusprechen, denn Alt- und Neubürger haben diesen historischen Sprachgebrauch nie verändert. Man geht eben in eine der beiden Kirchen, die bis zur 1534 erfolgten Reformation zwei verschiedenen Diözesanbischöfen, dem in Konstanz und dem in Speyer, unterstanden haben. Mitten durch das Dorf lief, der Glems entlang, die Diözesangrenze. Sie bildete, kirchlich gesehen, zwei verschiedene Kirchengemeinden in einem Ort. So hielten über Nord- bzw. Süd-Ditzingen zwei geistliche Oberhirten ihre schützende Hand. Für die Pfarrer und ihre Besoldung mußten zwei Klöster eintreten: für die Konstanzer Kirche das Benediktinerkloster Hirsau, für die Speyrer die Dominikanerinnen in Pforzheim.

Das eigentliche Schmuckstück, schon deshalb, weil die Kirche seit ihrem Um- und Neubau 1478 ständig «in Gebrauch» war, ist unstrittig die Konstanzer Kirche. Viel zu kurz kommt dabei die andere, die profanierte Kirche weg. Da wir in unseren Wanderungen in die Vergangenheit immer das «Abseitigere» vorziehen, wollen wir diesmal den Weg in den nahen Friedhof von Ditzingen lenken, um der Speyrer Kirche einen Besuch abzustatten.

Die heutige Speyrer Kirche ist rund ein halbes Jahrtausend alt. Irgendwann einmal in den 80er oder 90er Jahren des 15. Jahrhunderts wurde sie gebaut, nachdem man mit dem Vorgängerbau nicht mehr zufrieden war. Ein genaues Datum hinsichtlich Bauzeit und Kirchweihe ist nicht überliefert. Das früher genannte Jahr 1477 stellte sich als «Geisterdatum» heraus. Für das Aufkommen dieser Legende können wir nur die «Konkurrenz» der beiden in Ditzingen bestehenden Pfarreien verantwortlich machen. Zwei Pfarreien in einem Dorf, das mußte eine solche Situation heraufbeschwören! Nur damit ist zu erklären, warum man auch mit dem Baudatum wetteiferte. Doch die Konstanzer Kirche war nachweislich die stärkere: sie kann mit der gesicherten Jahreszahl 1478 an der Außenfront ihrer Sakristei aufwarten.

An der Stelle, wo man kurz vor 1500 die neue Speyrer Kirche baute, standen einst eine oder mehrere

Vorgängerbauten, die dem hl. Lambert von Maastricht geweiht waren. Dieser kurz nach 700 ermordete Frankenheilige markiert fast immer die Grenzen des fränkischen Einflußbereichs. In der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts war die Glems bei Ditzingen zur Grenze zwischen Franken und Alemannen geworden, also steckte man die Grenze auf diese Weise ab. Später, als die Grafschaft Württemberg alleiniger politischer Landesherr war, hatte Lambert keine Bedeutung mehr. So kam es zum Wunsch eines Patrozinienwechsels, d. h. ein neuer Heiliger, der «hautnäher» war, wurde ausgesucht und wohl dank der Mithilfe der Pforzheimer Nonnen gefunden bzw. eingesetzt. Die Kirche wird im späten Mittelalter als Margarethenkirche bezeichnet. Eine der vierzehn Nothelferinnen, für die Bauern eine Helferin und Schützerin während der Erntearbeiten – der Margarethentag fällt auf den 20. Juli –, konnte um ihre Fürbitte angefleht werden.

Der offizielle Anlaß dieses Heiligenwechsels könnte der Neubau der Kirche gewesen sein. Aber wann fand dieser statt? In der Literatur fand man früher vielfach das «Geisterdatum» 1477, vielleicht um der Konstanzer Kirche um ein Jahr zuvorzukommen? Doch vor allem Adolf Schahl war es, der eine Korrektur in die 80er, ja 90er Jahre des 15. Jahrhunderts vornahm. Die Grundlage für alle zeitlichen Ansätze bildeten dabei die Meisterzeichen der Architekten und Steinmetzen, also der Bauschaffenden. Im Heimatbuch Ditzingen von 1966 sind sie allesamt abgebildet.

Heute weiß man, daß einer der führenden Meister, wenn nicht der «Chef» selbst, der «Meister von Schwieberdingen» gewesen ist. Wer aber verbirgt sich hinter diesem Pseudonym? Ohne darauf eine schlüssige Antwort geben zu können, versuchen wir, seinen Arbeitsstätten zu folgen. Wir finden ihn zum ersten Mal 1463 beim Neubau der großräumigen Alexanderkirche in Marbach am Neckar. Das Auftauchen weiterer Zeichen an diesem Bau zeigt, daß er noch mit anderen Meistern im «Teamwork» tätig war. Der bedeutende Stuttgarter Aberlin Jörg, dem wir die dortige Stiftskirche verdanken, beschäftigte unseren Mann beim Bau der Cannstatter Stadtkirche und demjenigen der Stuttgarter Hospitalkirche. Das war in den Jahren um und nach 1470. Doch nun setzt eine jahrelange Pause ein, die erst wieder gegen Ende des Jahrhunderts beendet wird: hier ist er beim Bau der Turmhalle an der Georgskirche in Schwieberdingen zu finden, gleich daneben an der



Portal an der Südseite der Speyrer Kirche in Ditzingen, links der Grabstein der Katharina Barbara von Anweil, geb. Kechler von Schwandorf.

Speyrer Kirche. Doch wann? 1512 endet sein erfülltes Berufsleben mit dem Bau am Turm und der westlichen Seite der Spitalkirche in Markgröningen. Dieses Berufsleben war, wenn wir die Zeitspanne überblicken, ausgedehnt: es dauerte rund ein halbes Jahrhundert.

Welches Zeichen kommt nun dem unseres Meisters am nächsten? Nahezu identisch ist es mit dem des Heidelberger Hofbaumeisters Caspar Lechler. Dieser stammt aus dem Hessischen in der Nähe von Kassel, wurde in Heidelberg ansässig, wo er 1486 ein Haus dem Kurfürsten verkaufte, als er nach Württemberg zog. Dort war er ebenfalls bei Aberlin Jörg tätig, später auch in Schwieberdingen. Nach 1510 wanderte er wieder in die Kurpfalz ab. Vielleicht war «unser» Baumeister ebenfalls Angehöriger oder Abkömmling der weitverzweigten, baukünstlerisch emsigen Lechler-Sippe, die soweit wir das sehen, ihre Betätigung auch außerhalb der Pfalz suchte und fand. Das nimmt nicht wunder, wenn man an die geistliche Obergewalt des Speyrer Bischofs denkt.

Vom zweiten am Bau beteiligten Meister wissen wir weitaus weniger. Dafür müssen wir ihn nicht mit einem Pseudonym belasten. Es handelt sich – und dafür zeugen wiederum die Meisterzeichen – um Hans von Urach. Wir kennen demnach Herkunftsort und Vornamen, jedoch nicht den eigentlichen Familiennamen. Überall, wo er in schriftlichen Quellen faßbar wird, wird er Bildhauer genannt. Von 1516 bis 1523 hatte er einen festen Wohnsitz in Calw. Später wird er nicht mehr genannt.

Wer heute den Innenraum der Ditzinger Friedhofskirche betritt, der wird enttäuscht sein. Kein Altar, kein Bild, keine Ausmalung der Wände erfreut sein Auge. So kann die 14,80 Meter lange, 8,40 m breite und 6,90 m hohe Kirche nichts mehr von ihrem früher sicher vorhandenen Glanz vermitteln. Nichts als ein «behauster» Raum öffnet sich uns. Und doch bleibt der Blick an verschiedenen Gegenständen hängen: am ersten wohl am linken Seitenaltar mit dem steinernen Baldachin (Altarziborium), der ja eine spezifische Eigenart neckarschwäbischer Baukunst der Spätgotik – freilich nach großen Vorbildern – ist. Hier könnte man an den Einsatz des Hans von Urach denken, und er könnte zeitlich durchaus etwas später liegen; das Vergleichsbeispiel in Maulbronn ist 1501 datiert. Wir schauen zur zerbrochenen Kanzel, der der Aufgang fehlt. Und wir haben mit dem feinziselierten Netzgewölbe zu tun, wo die Schlußsteine auf zwei zentrale Figuren der Heilsgeschichte, auf Christus und Maria, hindeuten.

An der Südfront der Kirche sind zwei Grabdenkmäler eingelassen. Nur mit Mühe läßt sich das eine

noch entziffern: eine Katharina Barbara von Anweil, geb. Kechler von Schwandorf, ist hier begraben. Ihr Mann war der letzte Sproß des aus dem Thurgau stammenden Geschlechts. Er tat seinen Dienst als Kammerherr am Stuttgarter Hof und wurde in Zaberfeld begraben. Warum seine Frau 1719 in Ditzingen an der Speyrer Kirche bestattet wurde, wissen wir nicht.

*Die Speyrer Kirche liegt etwas erhöht auf dem Gottesacker am nördlichen Ende des Orts; in ihr wurden früher bei Leichenbegängnissen die Grabreden gehalten, in neuerer Zeit aber dient sie nur noch bei ungünstiger Witterung zu diesem Zwecke. Sie ist kleiner als die Pfarrkirche, dagegen in architektonischer Beziehung merkwürdiger und schöner. Ihre Bauweise ist die altgermanische; schöne spitzbogige Eingänge und Fenster, welche letztere in den Bogentheilen geschmackvoll gefüllt sind, zieren diesen Bau, der indessen bei fortgesetzter Vernachlässigung seinem Untergang schnell entgegengeht.*

(Oberamtsbeschreibung Leonberg, 1852, S. 105.)

Ziborienaltar in der Speyrer Kirche in Ditzingen





Herbizide, reichhaltige Düngung, dichtere Aussaat und nicht zuletzt eine perfekte Saatgutreinigung haben den Wildkrautfluren unserer Äcker weitgehend den Garaus gemacht. Und lange Zeit sah es so aus, als ob wir zumindest hier im Schwabenland nie mehr eine Kornblume zu Gesicht bekämen. Museumsfelder wurden zur traurig-liebenswerten Konsequenz dieser Entwicklung. Hier im Ländle finden wir sie auf dem Beutenlay, einem Berg bei Münsingen auf der Schwäbischen Alb. Unter anderem wird hier auf einer kleinen Fläche Dreifelderwirtschaft betrieben – mit Winterfeld, Sommerfeld und Brache. Hier baut man auch Emmer, Esper sowie Dinkel wieder an und läßt das Ackerwildkraut – Ackerunkraut hat man lange Zeit gesagt – gedeihen, daß es eine wahre Freude ist. Da ist alles vertreten, was früher zu einem richtigen Feldblumenstrauß gehörte. Selbst die Kornrade, die die jüngeren unter uns nur noch aus Büchern kennen, ist dabei. Eine Weide für Bienen, Hummeln, Schmetterlinge und für unser Auge.

«Unkraut» wieder ausgesät

Äcker in Museen – ein Symptom unserer Zeit. In der Eifel hat man schon vor Jahren damit begonnen, Randzonen von Feldern auf zwei Meter Breite nicht mehr mit Herbiziden zu besprühen. Auch Stuttgarts Umweltminister Gerhard Weiser macht sich für solches Tun recht stark. Wo dieser Modellversuch läuft, sprießt wieder eine herrliche Segetalflora, wie sie der Wissenschaftler nennt. Das kommt vom Lateinischen *seges*, was sowohl Saat als auch Saatfeld bedeuten kann. *Unkraut vergeht nicht*, heißt das Sprichwort, und doch mußten bei den Versuchen in der Eifel seltenere Arten zunächst wieder ausgesät werden; so nachhaltig waren sie vom Menschen vernichtet worden. Das Bundesernährungsministerium ist übrigens mit gutem Finanzierungsbeispiel vorangegangen: Für die Bauern, die auf die Bewirtschaftung besagter Randstreifen verzichten, stellte man pro Hektar 900 Mark bereit. Für den Ertragsausfall.

Daß man einmal Geld ausgeben würde, um Unkraut überleben zu lassen, hätte sich vor 50 Jahren niemand träumen lassen. *Wenn wir im Sommer durch die Felder gehen, fallen uns zwischen den Getreidehalmen die blauen Blüten der Kornblume auf, wir sehen die geruchlose Kamille, die kriechende Quecke, die Ackerdistel und einige andere zum Teil sehr schöne Pflanzen. Sie alle sind*

*schlimmste Feinde des Ackerbaus. Wie groß mag der Schaden sein, den alle diese Unkräuter verursachen?* Der botanisierende Physiker Alexander W. Zinger schrieb's 1934. Später hat man dann ausgerechnet, daß allein die deutsche Volkswirtschaft durch dieses *Teufelszeug* jährlich um vier bis fünf Milliarden Mark geschädigt werde.

Im Saatgut der Jungsteinzeit:

Kornrade, Kornblume und Klatschmohn

Die Geschichte der Kulturpflanzen unserer Felder und die der zugehörigen «Wildkräuter» sind eng verknüpft. Sie sind bei uns miteinander heimisch geworden, was sich mühelos bis in die jüngere Steinzeit zurückverfolgen läßt. Das Getreide, vielfach noch in Wildformen, wurde aus Vorder- und Zentralasien, auch aus Südeuropa mitgebracht. Was beweist, daß der Mensch schon vor 6000 bis 8000 Jahren ein recht reiselustiger Geselle war. Und er hatte nicht nur das Saatkorn im Gepäck, sondern zwangsläufig auch den Unkrautsamen dazu. Auf diese Weise kam zum Beispiel die Kornrade aus dem östlichen Mittelmeergebiet zu uns. Der Acker-Rittersporn, die Kornblume und der Klatschmohn waren in unserer mitteleuropäischen Waldlandschaft zunächst auch nicht daheim, sondern wurden es mit Rodung und Ackerbau.

Ausgrabungen in Württemberg wurden für die Agrargeschichtsforscher zu Fundgruben im wahren Sinne des Worts. Die jungsteinzeitlichen Bandkeramiker ernteten schon den Emmer, das Einkorn und den Zwergweizen. Der Dinkel, eine wohl zufällig entstandene Kreuzung zwischen Emmer und Zwergweizen, wurde seinerzeit auch schon angebaut. Die Kultivierung des Saatweizens läßt sich erst in der ersten Hälfte der Eisenzeit und die des Roggens in der zweiten Hälfte (Hallstattzeit) nachweisen. Von ihm, dem Saatweizen, aber wissen wir mit Sicherheit, daß er zusammen mit Kornrade, Kornblume und Klatschmohn bereits in der Jungsteinzeit als Unkraut prächtig auf Schwabens Emmer- und Gerstenfeldern gedieh. So wurden halt die Kulturpflanzen des Ackers und die Ackerwildkräuter im Lauf der Jahrtausende miteinander groß. Die Segetalflora paßte sich an. Da gibt – beziehungsweise gab – es Pflanzengesellschaften der Winter- und der Sommerfelder und speziell auch der Hackfruchtäcker. Diese Wildkräuter haben es so hingekriegt, daß ihre Samen keimen, wenn die Kulturfrucht

keimt, und daß ihre Samen reif sind, wenn auch der Mensch seine Früchte erntet. So war immer dafür gesorgt, daß im Kornsack auch Unkrautsamen war, um mit ausgesät zu werden.

### Wildkräuter sind Spezialisten im Überleben

Übrigens hat nicht erst der Mensch von heute die Saatgutauslese erfunden. Das Hochwerfen von Korn im Wind, das *Worfeln*, ist so alt wie der Feldanbau. Es wurde dabei nicht nur die Spreu, sondern auch der Wildkrautsamen vom Weizen geschieden. Die Massenproduktion eines solchen aufs Überleben spezialisierten Wildkrautes war allerdings dadurch nicht kleinzukriegen. Bei Mohn und Leindotter gibt es stets über tausend Samenkörnchen je Pflanze und bei der Kornrade sind es immerhin noch zwei- bis dreihundert. Soviel kann der Wind beim Worfeln nicht zum Kuckuck blasen. Ganz irre Gewächse wie das Franzosenkraut oder die Besenrauke bringen es übrigens sogar auf 300000 beziehungsweise auf 700000 Samen pro Pflanze.

Darüber hinaus haben diese tollen Körnchen allerhand Durchstehvermögen. Jahrelang können sie untätig im Erdreich liegen und auf günstige Startbedingungen warten. Und so konnte man im vergangenen Sommer vereinzelt wieder Kornblumen in den Feldern sehen. Denn die Unkrautbekämpfung auf den Äckern mit der «chemischen Sense» ist plötzlich gemäßigter geworden, weil sie zunehmend mehr Geld verschlingt. Man interessiert sich wieder für die Schadschwelle, jene Wirtschaftlichkeitsgrenze, an der sich für den Bauern entscheidet, ob sich die Kosten für eine Herbizidspritzung lohnen; oder ob die Einnahme-Ausgabe-Rechnung nur stimmt, wenn man das Geld im Kasten läßt und dem Unkraut lieber mechanisch zu Leibe rückt.

### Landwirte und Straßenwärter müssen Herbizidmengen senken

*Und da hat dann die Kornblume, von der immer noch Samenkörnchen im Ackerboden liegen, plötzlich wieder eine Chance!* sagt Armin Vollmer vom Bauernverband Württemberg-Baden in Stuttgart. Vollmer spricht natürlich nicht vom Ackerwildkraut, sondern vom Unkraut. Für einen Landwirt, der sich in der EG behaupten muß, ist die moderne botanische Terminologie nicht existent. Die Kornblume ist übrigens, wie wir von Armin Vollmer erfahren, im Ackerbau gar nicht so *schädlich*. Ihre Vernichtung *läuft halt mit*, wenn gegen anderes Unkraut gespritzt wird – den Flughäfer zum Beispiel, der dem Bauern wirklich die Ernte streitig machen kann. Trotzdem ist der Re-

ferent überzeugt, *daß wir von diesen Herbizidmengen noch weiter herunterkommen.*

Der Klatschmohn konnte ja übrigens, zur Freude der Naturfreunde, nie ganz aus den Feldern entfernt werden. Das liegt, so Vollmer, daran, daß dieses Gewächs gegen Herbizide unempfindlicher ist und, wie schon gesagt, eine recht große Samenbildung hat. Aber daß es je wieder zu einem richtigen Feldblumenstrauß reichen wird und daß dann Museumsfelder überflüssig werden – das wird wohl nie mehr der Fall sein. Oder doch? Mal sehen, was der Pflegeplan bringt, den Wirtschaftsministerium und Umweltministerium in Stuttgart für den ländlichen Straßenrandbewuchs entwickelt haben. Schon im vergangenen Jahr konnte man Wildblumen sprießen sehen, dort, wo der Straßenwart auf den Herbizideinsatz verzichtet hat und die alte, gute Sense wieder zu Ehren kam. Es gab aber auch immer noch genügend braun gespritzte, verdorrte Flächen. Hoffen wir, daß inzwischen auch der letzte Straßenmeister seine ministerielle Belehrung bekommen hat.

### Wieder Wegwarten an Straßenrändern

(SWP) An den Straßen im Regierungsbezirk Stuttgart blühen wieder Salbei, Margeriten, Wegwarten und sogar die seltene Heidenelke. Der Grund für die wundersame Pflanzen-Rückkehr an Böschungen und Banketten: Seit drei Jahren werden Verkehrs-Grünflächen in Nordwürttemberg jährlich nur noch einmal – im Herbst – gemäht; der Einsatz von Herbiziden wurde von 950 Kilogramm (1980) auf rund 400 Kilogramm (1983) mehr als halbiert. Der Verbrauch von chemischen Wuchshemmern wurde sogar von 15200 Litern (1980) um 99 Prozent auf nur noch etwa 100 Liter (1983) gesenkt.

Der Stuttgarter Regierungspräsident äußerte sich in Stuttgart sehr zufrieden mit dem Erfolg seiner im Herbst 1980 eingeleiteten Aktion «Ökologie am Straßenrand». Die Mitarbeiter der Straßenmeistereien hätten sehr positiv auf die Anregungen des Regierungspräsidiums reagiert, obwohl die neuen Pflegemethoden teilweise arbeitsaufwendiger seien als der frühere Einsatz «chemischer Sensen». Wuchshemmer werden nur noch dort eingesetzt, wo den Mitarbeitern der Straßenmeistereien das Mähen und Schneiden aus Sicherheitsgründen nicht zugemutet werden kann – etwa auf den Mittel- und Randstreifen starkbefahrener vierspuriger Straßen.

Den Beobachtungen der Straßenmeistereien zufolge hat durch den Verzicht auf Chemie nicht nur die Pflanzenwelt am Straßenrand ein Stück ihrer verlorenen Vielfalt zurückgewonnen. Auch die Zahl und der Artenreichtum der Tiere habe sich spürbar erholt.



# Karbidlicht in ewiger Finsternis

## Ein Besuch in der Falkensteiner Höhle

Rainer Haas

Wer sich an einem schönen Sonntagnachmittag im Sommerhalbjahr nach einer mehrstündigen Befahrung der Falkensteiner Höhle, durchnäßt und verlehmt, dem zu dieser Zeit von Ausflüglern stark frequentierten Wanderparkplatz bei Grabenstetten auf der Schwäbischen Alb nähert, der hat sich längst damit abgefunden, mit seinem Erscheinen sofort im Brennpunkt des Geschehens zu stehen.

Die Reaktion ist immer dieselbe. Gespräche verstummen, Kinder werden zurückgerufen, Grüppchen bilden sich. Während wir unser Gepäck ablegen und den Kofferraum unseres Wagens aufschließen, dringen die ersten Wortfetzen zu uns herüber: *Schaut euch die an!* Überrascht: *Wo kommen die denn her?*, oder manchmal einfach *Ooch!*

Man ist viel zu müde, um darüber nachzudenken. Die Steinschlaghelme mit den Karbidentwicklern kullern auf den Boden, werden höchstens noch mit dem Fuß umgedreht und beiseite geschoben. Eine Tasse heißer Kaffee aus der Thermoskanne und eine Zigarette wecken neue Lebensgeister, während der Körper durch Schweißausbrüche versucht, mit der Akklimatisation von der 8° C kalten Höhlenluft an die Sommerschwüle fertig zu werden.

Dann kommen sie! Die Fragen sind immer dieselben und in logischer Reihenfolge: *Wo kommt Ihr denn her?* – *Falkensteiner Höhle!* – *Warum tragt Ihr dann Tauchanzüge?* – *Weil's da Wasser hat!* – *Waas?! Muß man da auch tauchen?* – *Ja, weiter hinten!* – *Wie weit kommt man denn da rein?* – *3000 Meter. Das wäre nichts für mich!* Daß es wohl doch etwas für ihn wäre, zeigt allein schon die Fragestellung. Das Unbekannte, Unheimliche beginnt zu locken. Mag sein, daß die Befahrung großer Höhlen wirklich zu den modernen Abenteuern unserer Zeit gehört. Tatsache ist jedoch, daß eine solche Befahrung niemals abenteuerlich werden darf.

Bei 2747 m Tagferne vier Kilo Gewichtsverlust

Psychische und physische Fitness sind wohl die Voraussetzungen für aktive Speläologen, für aktive Höhlenforscher. Wer Platzangst hat oder sich überwinden muß, der hat im unterirdischen Karst nichts verloren. Konditionell sind jedem einzelnen persönliche Grenzen gesetzt; man tut gut daran, sie zu erkennen und im Team zuzugeben. Ein Gewichtsverlust von vier Kilogramm pro Teilnehmer ist nach einem Vorstoß in die Falkensteiner Höhle zum *Eisele-Versturz* in 2747 m Tagferne auch bei «Höhlen-Erprobten» trotz ausgedehnter Vesperpause

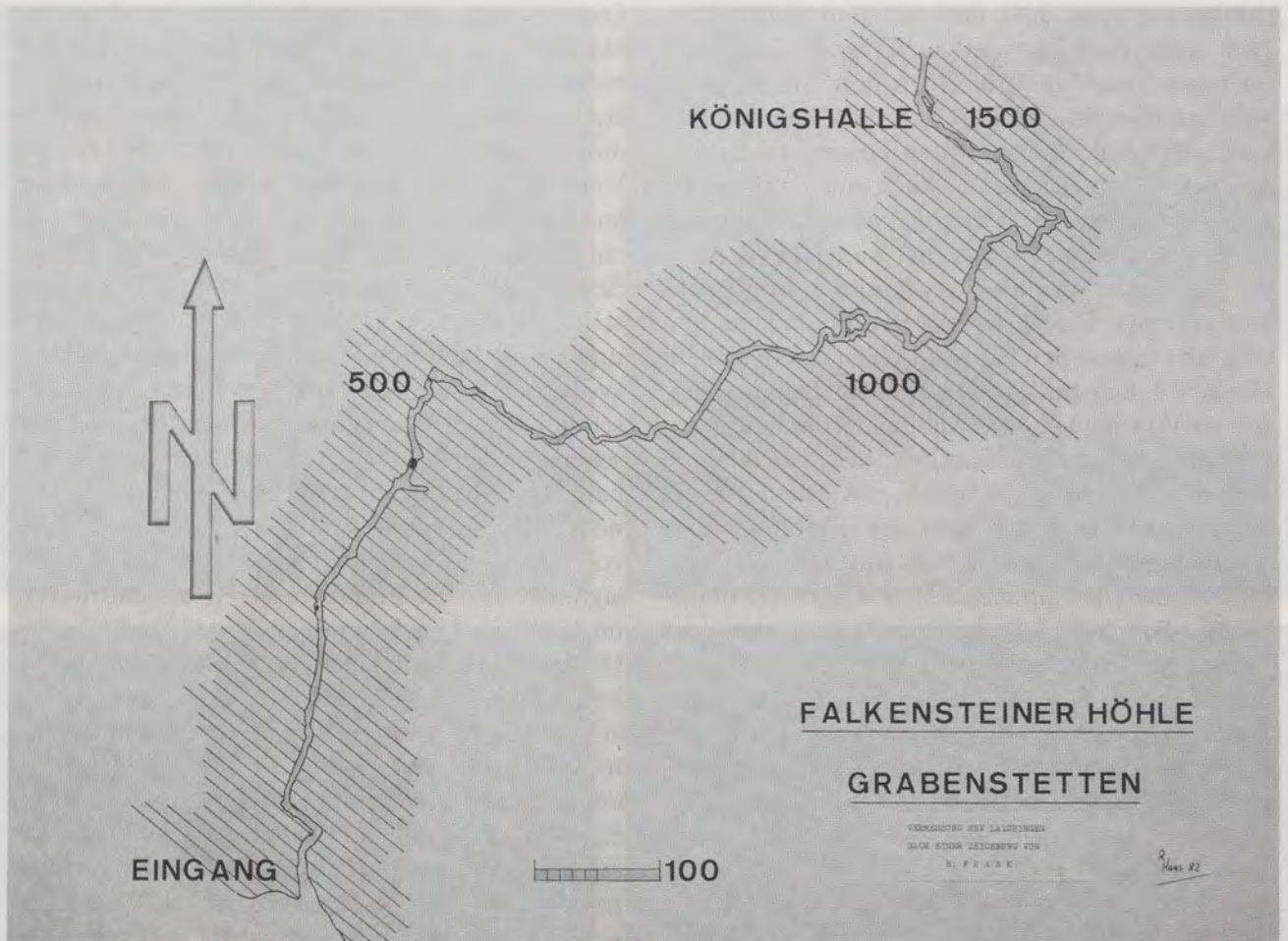
normal und beweist den enormen Kalorienverbrauch! Die Aneignung eines soliden Grundwissens über die Speläologie, über die Höhlenkunde, muß einer ersten ausgedehnten Begehung einer «wilden Höhle» vorangehen. Sicherer als ein Alleingang ist immer der Anschluß an höhlenkundige Mitglieder der großen Höhlenvereine und Arbeitsgemeinschaften. Trotzdem ist grundsätzlich eine Vertrauensperson in ein solches Vorhaben einzuweihen und mit Instruktionen zu einer Fixzeit zu versehen, denn nur von ihr ist bei eventuellen Zwischenfällen im Berg Hilfe zu erwarten.

Da es sich bei der Falkensteiner Höhle um eine aktive Wasserhöhle handelt, ist eine Befahrung nur nach länger anhaltend trockenen Wetterperioden gefahrlos möglich. Der friedliche Höhlenbach, die Elsach, schwillt bei starken Niederschlägen mit einer Verzögerung von ca. acht Stunden innerhalb von Minuten zu einem reißenden, lehmigen Strom an. Ist der Boden schon mit Wasser gesättigt, dringen alle Niederschläge und vor allem die Wasser der Schneeschmelze sofort in das natürliche Kanalisationssystem der Höhle ein. Die Vorwarnzeit entfällt. Engstellen und Scheinsiphone schließen sich schnell hinter dem ahnungslosen Besucher, der durch die wechselnden Eindrücke keine Möglichkeit hat, die Gefahr zu erkennen. Solche Engstellen halten den Besucher dann bis zum Ablauf der Hochwasserfluten gefangen, zwingen ihn zur Flucht nach innen, in die höher gelegenen und vom Wasser unerreichbaren Stellen der Höhle.

Das lebenswichtige Licht bei einer Höhlenbefahrung spenden auch heute noch anspruchlose Karbidlampen, die mit einer Füllung von etwa 300 g Karbid unter dosierter Zugabe von Wasser fast zwölf Stunden brennen. Wasserdichte Taschenlampen bilden nur eine Reserve für alle Fälle. Düsenreiner, Streichhölzer, Ersatzkarbid, Ersatzbatterien, Birnchen und eine Kerze bilden, wasserdicht verpackt, die Notration an Licht.

Bei hoher Luftfeuchtigkeit von Frischluft durchspült

Immer wieder werden wir gefragt, ob die Flamme des Karbidbrenners irgend etwas mit dem Sauerstoffmangel in der Höhle oder mit der Warnung vor eventuellen Kohlendioxid-Konzentrationen zu tun hat? Höhlensysteme, die mehrere Eingänge haben, und seien es nur kleine Spalten, werden durch die Luftdruck- und Temperaturunterschiede innerhalb



und außerhalb des Berges bewettert. Das heißt, sie werden ganzjährig mit wechselnden Richtungen von frischer Luft durchspült. In wasserführenden Höhlen wie der Falkensteiner Höhle zieht das Wasser, das durch das Erdreich in das System einsickert, zusätzlich Luft mit. Diese mitgesaugte Luft streicht nun durch die natürliche Bewetterung an den stets nassen und kalten Wänden entlang, wird dabei stark geläutert, auf 8° C temperiert und bis zu fast 100% mit Wasser gesättigt. Dadurch ist sie äußerst reizarm und lindert z. B. Hals-, Nasen- und Ohrenschmerzen schnell während der Begehung!

Ein Helm birgt den Kopf vor dem unvermeidlichen Anrammen am Fels. Ein 7 mm starker Naßtauchanzug verhindert das Auskühlen des Körpers im ganzjährig gleichbleibenden 8° C kalten Höhlenwasser. Das zwischen die Haut und dem enganliegenden Neopren einsickernde Wasser erwärmt sich schnell auf Körpertemperatur und wird durch den Moosgummi nach außen hin isoliert. Eine natürliche Badewanne. Schnürbare Gummistiefel sorgen für einen sicheren Tritt auf dem nassen, stets schlüpfrigen Höhlengrund. Ein Beinbruch in größerer Tagesferne würde höchste Lebensgefahr bedeuten, ein Transport ans Tageslicht wäre fast unmöglich.

Schluckloch, Törle und Sarg

So steht man nun vor dem gewaltigen, 9 x 12 Meter großen Höhlenportal, der Falkensteiner Höhle, das zwischen den schön geschichteten Bänken von Weißjura Delta 4 und Delta 3 liegt. Das Klirren des sich unter den Füßen bewegenden Gerölls hallt laut in der gewaltigen, 24 Meter langen Eingangshalle wider. An ihrem Ende, noch innerhalb der Lichtgrenze, zwingt eine Engstelle jeden Besucher zum ersten Mal auf alle Viere. Eine in dieser Haltung zu passierende Tropfwaterpfütze nimmt einem hier von vorneherein jegliche Illusion eines Saubermanngefühls. Vorbei am *Schluckloch II*, einer nur bei Hochwasser aktiven Wasserschwinde, queren wir gebückt einen engen Lehtunnel und erreichen *Schluckloch I*. In ihm verschwindet gurgelnd der Höhlenbach, der unterhalb der Höhle in mehreren Quellen als Elsach wieder aus dem Hangschutt austritt. Dieser Bach ist fortan unser Wegweiser in den Berg hinein. Auffallend sind hier im Eingangsbe- reich die schwarzen Rußablagerungen auf dem Gestein, wahrscheinlich Zeichen früherer Fackelbefahrungen zur Goldgräberzeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wir folgen ausgewaschenen

Hohlwegen über dem Bachbett und müssen am *Törle*, einer Gänge wieder ins Wasser. Tropfwasser prasselt dahinter auf einen gewaltigen, einen Verstoß überziehenden Stalagmiten, um im Licht der Lampen in einem wahren Feuerwerk zu versprühen. Der Stalagmit wie auch eine dahinter liegende gewaltige Versinterung teilweise grünblau eingefärbt, Zeichen eingeschwemmter Minerale.

Die Höhle gibt nun ihr Kastenprofil auf und wird klammförmig. Einen Meter breit und gut zehn Meter hoch staut sie den Höhlenbach zu einem kristallklaren See. Eine ins Wasser gehaltene Lampe offenbart in ihm jedoch eine Müllhalde ohnegleichen: Batterien, Schuhe, Kleidungsstücke, Taschenlampen und ähnliche unbrauchbar gewordene Ausrüstungsgegenstände sind hier von Pseudohöhlenforschern diskret beseitigt worden, um die Höhle «sauber» zu halten. Auffallend sind die vielen freigespülten Fossilien, konservierte Zeugen aus einer Zeit, als die Schwäbische Alb noch Boden eines Jura-meeres war. Eine Muschel, durch eine pechschwarze Manganoxidschicht vor der Auflösung geschützt, sitzt mit geschlossenen Schalen, vom Wasser fein herauspräpariert, auf einem dünnen Felszäpfchen, ausgeliefert der «Naturverbundenheit» ihrer Besucher.

Hinter dem *Sarg*, dessen Gangquerschnitt die Erstbefahrer zur Namensgebung inspirierte, durchpflügen wir, bis zum Bauch im Wasser stehend, einen gewaltigen Bachtunnel. Von einer Rettungsaktion im Jahre 1964 durch Jochen Hasenmayer und Alexander Wunsch weiß man, daß der Gang sich zur Zeit der Schneeschmelze durch einen Wasserrückstau im Eingangsbereich bis zur Decke schließt. Damals waren Studenten bei ihren Studien vom Hochwasser überrascht und 72 Stunden in der Falkensteiner Höhle gefangen gehalten worden.

#### Erinnerungen an die «Goldgräberzeit»

Über einen Schuttberg, der ebenfalls aus der Goldgräberzeit stammt, erreichen wir am *Rehfußstollen* den ersten Siphon, die Schlüsselstelle der Falkensteiner Höhle. Hier liegt irgendwo ein im Jahre 1777 ertrunkener Goldgräber, ein Schatzsucher, verscharrt, bisher das einzige Opfer des Berges. Der Siphon, der nur bei normalem Wasserstand einen zentimeterbreiten Luftspalt für Mund und Nase zwischen Wasseroberfläche und Höhlendecke offenhält, ist fünf Meter lang und durch ein Bergseil gesichert. Dieser Siphon schließt sich schon beim geringsten Wasseranstieg und ist dann nur noch freitauchend zu überwinden, was schlichtweg gefährlich ist.

Die verbleibenden hundert Meter zur *Reutlinger Halle* lassen sich im Sand des Bachgrundes zügig zurücklegen. Nach dem Passieren einer weiteren Engstelle drückt man sich durch Verstoßbrocken hinauf in ihren Blockgrund. Die Karbidlampen reichen kaum aus, das Gewölbe bis unter die Decke auszuleuchten. Die Trümmer gewaltiger Deckenverbrüche beherrschen die Szenerie und werfen harte Schatten an die versinteren Wände. Ein Lehmschluf durch einen Verstoß bringt uns wieder hinunter zum Bachgrund der nun vor uns liegenden *Wasserfallstrecke*, einer der schönsten Höhlenabschnitte. Kleine Wasserfälle machen durch ihr Rauschen, das im Gewölbe vielfach verstärkt widerhallt, Unterhaltungen schlicht unmöglich. Auf einem Meter Abstand schreien wir uns Wortfetzen zu, die ohnehin keinen Sinn ergeben. Herrliche Stalagmiten und Sinterfahnen zieren die dachförmig im 45°-Winkel hoch hinauf ziehende Decke.

Hier findet man zum ersten Mal Wasserstandsmarken, rote Pinselstriche auf der Wasserlinie der Elsch. Immer im Wasser bleibend, folgen wir den sich hier stark windenden, durch unzählige kleine Gefällstufen unterbrochenen Tunnel in den Berg hinein. Vorbei an der *Badewanne*, einem von Wasser ausgespülten Felsbecken, und dem *Krokodil*, einem großen von der Decke herabgestürzten Stalagmiten, erreichen wir, nur für Eingeweihte erkennbar, die Abzweigung zu einem engen Seitengang. Vier Meter hoch und einen knappen Meter breit durchbricht er als Kluffuge in wildem Zick-Zack den Fels, um nach 50 Metern wieder zum Hauptgang zu stoßen. Muffiger Geruch steht in seinem Gang, der einzigen wirklich trockenen Stelle der Höhle.

Das gewaltige Donnern des größten Wasserfalles der Falkensteiner Höhle reißt uns in einem Gangknick unvermittelt aus den Träumen. Das Grundrauschen der vielen kleinen Gefällstufen und ein 90°-Knick im Verlauf halten sein Tosen zurück, bis man unmittelbar vor dem Wasserfall steht. Über eine Länge von 15 Metern stürzt er sich, tief in eine

links oben: Wild zerklüftet zieht der Gang nach dem Fuchsbau in den Berg hinein.

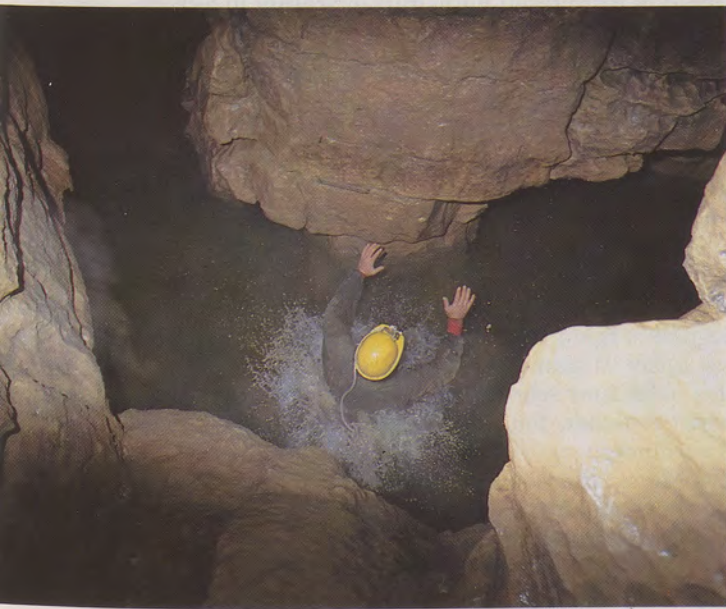
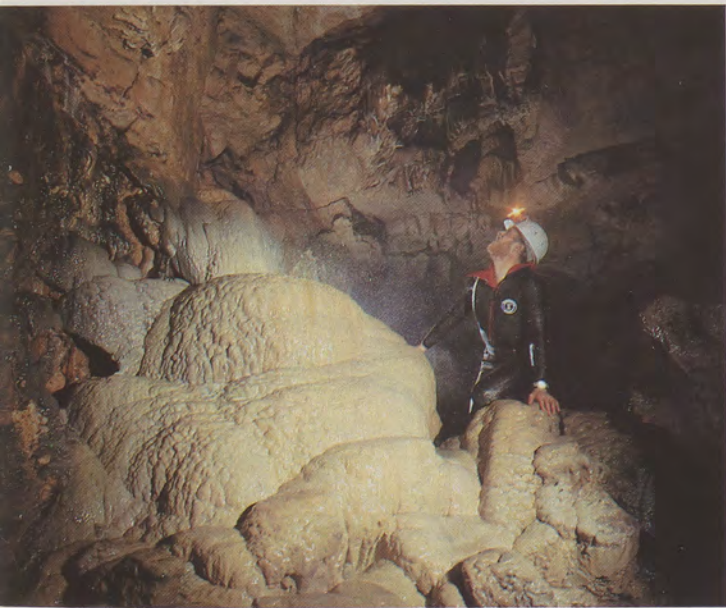
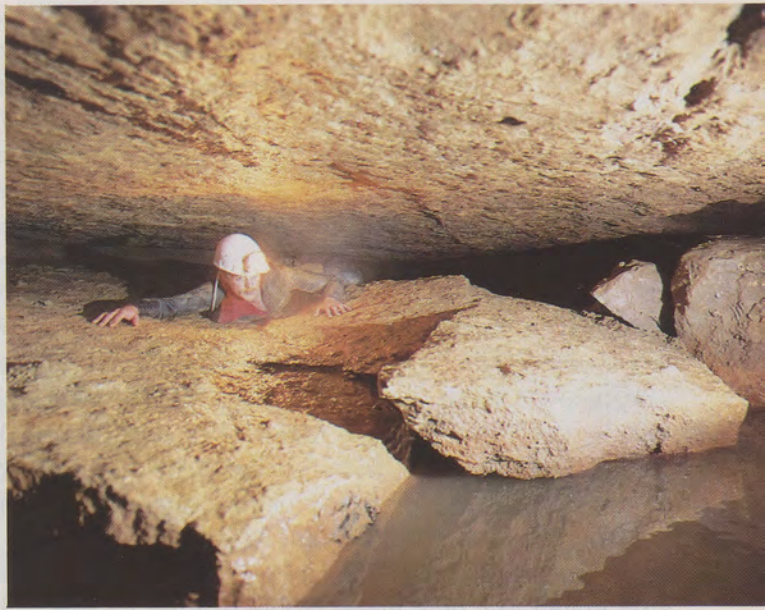
links Mitte: Ein gewaltiger Stalagmit ziert einen Verstoß. Das herabprasselnde Wasser versprüht im Licht der Karbidlampen.

links unten: Sprung aus einem Seitengang zurück ins Wasser des Hauptganges.

rechts oben: Das «Waschbrett». Die Besucher der Höhle müssen über eine herausgebrochene Felsbank auf dem Bauch kriechen.

rechts Mitte: Sinterformationen hängen in den Gang; ihre Lehmschicht deutet auf den Wasserstand bei Hochwasser hin.

rechts unten: «Königshalle», 1500 Meter tief im Berg.



Kluft eingegraben, in mehreren Stufen zehn Meter hinunter. Die Überwindung ist nur im Wasser möglich, wobei einem die Strömung fast die Füße wegzieht. Auffallend sind auch hier wieder fein herauspräparierte Versteinerungen.

### Glatte Lehmwände und Spalten

Der weitere Vorstoß wird anstrengend. Versturz reiht sich an Versturz, unmöglich den Weg im Kopf zu behalten. Dem Gangverlauf folgend klettern und kriechen wir Meter für Meter weiter. Die lehmigen Quader, teilweise mehrere Meter über dem Bachgrund, bieten keinen Halt, keinen sicheren Tritt mehr. Auf dem *Sargdeckel*, einem gewaltigen Felsbrocken, der in voller Gangbreite aus der Decke herausgebrochen ist, gestand mir ein Bergsteiger, der zum ersten Mal eine große Höhle beging: *Ich habe schon viele Berge bestiegen, aber erst heute habe ich gelernt, daß man auch mit dem Hintern klettern kann!* Tatsächlich braucht man manchmal Hände und Füße nur dazu, den Körper beim Abrutschen zu stabilisieren und in der Richtung zu halten. Das sieht abenteuerlich aus und ist auch nicht ganz ungefährlich. Die drei nun vor uns liegenden Lehmwände, bis zu fünf Meter hoch und glatt wie Schmierseife, sind schon mehreren Speläologen zum Ausgang einer gefährlichen Rutschpartie in den Blockgrund des hier acht Meter durchmessenden Ganges geworden. Eine gegenseitige Sicherung ist nicht möglich; jeder ist selbst damit beschäftigt, einen halbwegs sicheren Stand zu finden. Eingebaute und mit Heringen im Lehm verankerte Reepschnüre täuschen eine trügerische Sicherheit bei der Überwindung vor. Ein sich anschließender Umgehungsgang durch den anstehenden Fels führt nach dem Überschreiten einer tiefen Spalte, aus der man den Höhlenbach plätschern hört, in den *Blockgrund*, der bisher größten Halle der Höhle. Ihr Ende führt in einen gewaltigen Versturz. Über hundert Spalten führen in ihn hinein, jedoch nur eine hindurch, hinunter zum tief unter uns liegenden Bachgrund. Die Tauchanzüge stellen uns fast die Luft ab, während wir uns auf dem Bauch liegend langsam durch den Spalt hindurchschieben. Am Ende des mörderischen Schlufes sieht man drei Meter auf das ersehnte Wasser hinunter. Uns an den schmierigen Wänden abstemmend stehen wir kurz darauf nebeneinander im Höhlenbach und kühlen uns Gesicht und Hände. Wir sind durch!

Der Rest ist eine Kleinigkeit. Vorbei an wild zerfresenen Wänden, in denen viele Feuersteine eingeschlossen sind, folgen wir der uns glasigklar entgegenfließenden Elsach. In einer kleinen Halle verlas-

sen wir noch einmal das Bachbett, um nach der Querung einer kurzen Versturzone vor dem *Waschbrett* zu stehen. Über eine in voller Gangbreite aus der Decke herausgebrochene Bank rutschen wir auf dem Bauch hindurch, unfähig den Hintern zu heben. Die nächsten und letzten hundert Meter sind problemlos. Im Sand des Bachgrundes passieren wir schöne Lehmtröpfsteine und steigen an einer Sackgasse zur *Königshalle*, dem schönsten Raum der Höhle, auf. Herrliche Stalagmiten stehen frei in ihrem Lehmgrund. Die niedere Decke ist übersät mit glasklaren Deckenzäpfchen und Sinterfähnchen. Wild dazwischen gestreut pechschwarze Versteinerungen, konservierter Tod, herausgespült von den Wassern längst vergangener Zeiten.

Frevler zerstören in Sekunden das Ergebnis von Jahrtausenden

Dieser Reichtum des Karstes wird gehütet durch die Verschwiegenheit der Höhlenforscher; sie weisen nur Leuten mit einer entsprechenden Einstellung zur Natur die kaum auffindbaren Wege durch die natürlichen Hindernisse der Höhle. Diese Haltung muß man verstehen, denn überall in den leicht zugänglichen Teilen der Falkensteiner und anderer Höhlen findet man heute Spuren der Verwüstung. Ganze Reihen von Stalagtiten sind weggeschlagen, um die persönliche Habgier einzelner zu befriedigen. Nachahmer seien gewarnt! Jede Höhle steht mit ihrer Existenz unter Naturschutz. Wird jemand beim Plündern erwischt, so ist eine Anzeige sicher. Man sollte auch wissen, daß unsere Höhlen in der heutigen Zeit keine Chance der Regenerierung mehr haben. Was in unzähligen Jahrtausenden im Formenreichtum der Natur entstanden ist, das wird durch den primitiven Egoismus einzelner in Sekunden für immer zerstört! Laßt uns diese Schönheit in ihrer ewigen Finsternis doch auch für unsere Kinder erhalten! – Glück tief!

links oben: Die «Badewanne», ein vom Wasser ausgespültes Felsbecken.

links Mitte: In der «Wasserfallstrecke». Die Decke zieht einem Dach gleich im Winkel von 45 Grad hinauf.

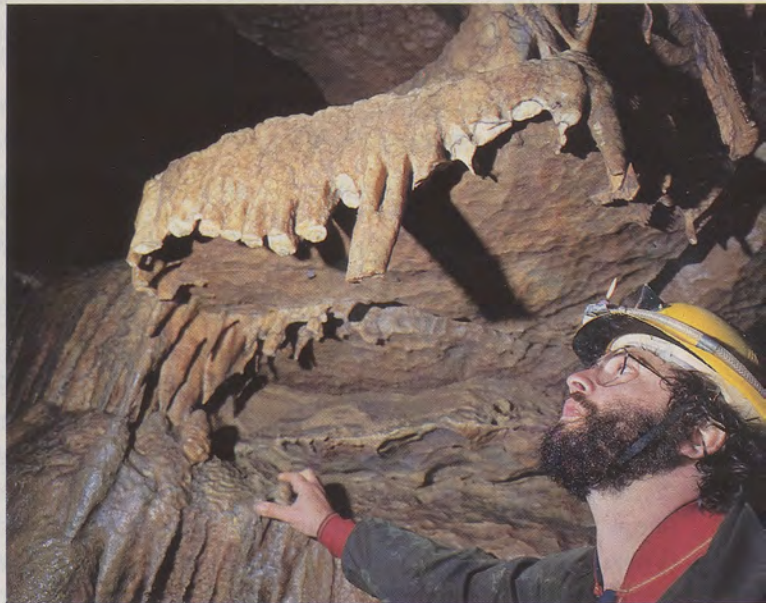
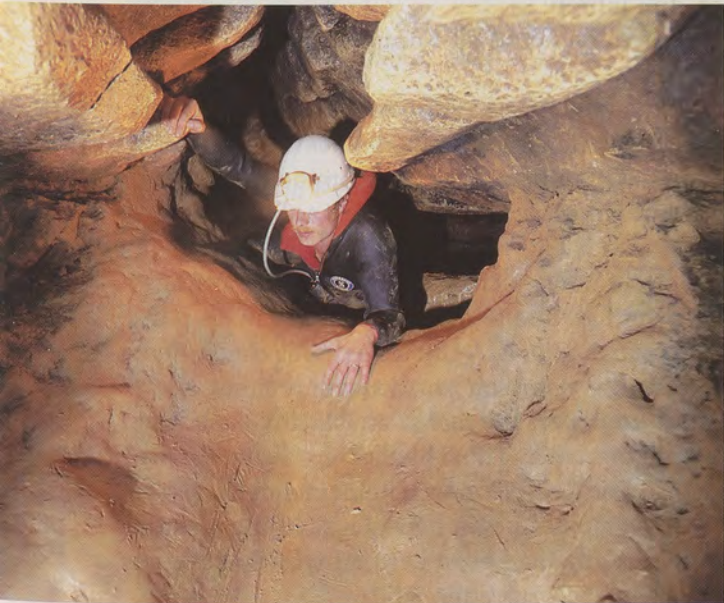
links unten: Schlufen in einem engen Seitengang. Der nasse Lehm ist glatt wie Schmierseife.

rechts oben: Eine schneeweiße Wandversinterung leuchtet zwischen den stets nassen Wänden, die das Licht schlucken.

rechts Mitte: Eine versteinerte Muschel. Eine Manganoxidschicht macht sie widerstandsfähig gegen die Kraft des Wassers.

rechts unten: Ganze Galerien von Stalagtiten sind hier weggeschlagen.





Als das Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg vor über drei Jahren auf Betreiben der baden-württembergischen Industrie- und Handelskammern und durch Kabinettsbeschluß der Landesregierung gegründet wurde, betraten die Initiatoren völliges Neuland in der süddeutschen Archivlandschaft. Bisher selbstverständlich waren Staats-, Stadt- und Kreisarchive; auch Firmenarchive waren bekannt. Aber ein regionales Wirtschaftsarchiv, das für die Schriftgutüberlieferung des ganzen Bundeslandes Baden-Württemberg zuständig sein sollte, war bisher nicht ins Bewußtsein der Öffentlichkeit getreten, obwohl bereits 1901 der Syndikus der Handelskammer Stuttgart, Professor F. C. Huber, eine solche Einrichtung der königlichen Ministerialbürokratie eindringlich ans Herz gelegt hatte. Zwei Weltkriege, die Inflation und die Weltwirtschaftskrise sowie die Zeit des Wiederaufbaues nach 1945 haben die Verwirklichung dieses Vorhabens um Jahrzehnte verzögert. Wohl aber rückte der Öffentlichkeit die Erkenntnis, daß wirtschaftliches Handeln und wirtschaftspolitische Entscheidungen den Ablauf der Geschichte maßgeblich bestimmten, immer mehr ins Bewußtsein. Mit der zunehmenden Neugier an unserer Vergangenheit – sichtbarster Ausdruck dafür sind unter anderem die seit Jahren steigenden Besucherzahlen der Museen – wuchs auch das Interesse an der Entwicklung wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Vorgänge. So kam die Einrichtung des Wirtschaftsarchivs Baden-Württemberg im Schloß Hohenheim am Rande der Landeshauptstadt der seit vielen Jahren zunehmenden Anteilnahme der gesamten Öffentlichkeit an der Erforschung unserer Landesgeschichte entgegen.

Bei der Privatwirtschaft drohte «geschichtsloser Zustand»

Dazu war es auch höchste Zeit. Die Schriftgutüberlieferung im Bereich der Privatwirtschaft hat im Laufe der jüngsten Geschichte besonders stark gelitten. Enorme Verluste durch den Zweiten Weltkrieg, Strukturveränderungen in den traditionellen Wirtschaftssektoren und organisatorische Maßnahmen, aber auch die Vernachlässigung, Unkenntnis und rationale Kostenüberlegungen haben viel unersetzliches Quellenmaterial für immer vernichtet. Fast zu lange hat man der Erforschung des Mittelalters den Vorzug gegeben, die Aufbewahrungspflicht jahrhundertalter Schriften und Urkunden wichtiger

eingeschätzt als ein vielleicht optisch weniger ansprechendes Aufsichtsrats-Protokollbuch oder eine Fabrikordnung aus dem 19. Jahrhundert. So ist es in der Tat eine dringende kulturelle Notwendigkeit geworden, ein zentrales Sammelbecken für archiwwürdiges Schriftgut der Wirtschaft zu schaffen, um nicht innerhalb der für den südwestdeutschen Raum typischen mittelständischen und stark diversifizierten Wirtschaft einen «geschichtslosen Zustand» eintreten zu lassen.

Wer glaubt, eine Parallelüberlieferung im staatlichen oder städtischen Archivbereich zu finden, der weiß nicht, daß diese Archive nur Schriftgut verwahren, das aus staatlicher oder städtischer Aktivität herrührt. Ein Einblick in die Entscheidungsprozesse der Wirtschaft bleibt bei diesem Quellenmaterial auf partielle, den Staat oder die betreffende Kommune tangierende Einflüsse beschränkt. Die Entscheidung über die Firmenpolitik fiel wie auch heute im Unternehmen selbst; daran hat sich seit dem Beginn des Industrialisierungsprozesses nichts geändert.

Daß eine so bedeutende Wirtschaftsregion wie Baden-Württemberg die Dringlichkeit eines zentralen Wirtschaftsarchives erkannt hat, erfüllt vor allem die Wirtschafts- und Sozialhistoriker, sowie die Landeshistoriker mit besonderer Freude, denn gerade die Wirtschafts- und Sozialgeschichte konnte bisher in ihrer regionalen Ausprägung nur sehr unzureichend untersucht werden, weil für viele Vorhaben bisher eine ausreichende Quellenbasis fehlte.

Nach drei Jahren:

80 Firmenarchive und elf Kammerarchive

Wie ist nun diese neue Institution auf dem kulturellen Sektor Baden-Württembergs von den Firmen und der Öffentlichkeit aufgenommen worden? Kann man schon nach so kurzer Zeit auf Erfolge verweisen? Und wie gestaltet sich die tägliche Arbeit in einem Archiv, das nicht nur für einen Regierungsbezirk oder Landkreis, sondern für ein ganzes Bundesland zuständig ist? Um es vorwegzunehmen: Sämtliche Erwartungen wurden bei weitem übertroffen, und der Zuwachs an Archivalien war enorm. Von einer zunächst zähen Anlaufphase kann nicht die Rede sein. Es scheint vielmehr, als sei die sehr verspätet begonnene Einrichtung gerade noch rechtzeitig ins Leben gerufen worden, um zu retten, was noch zu retten ist.

HEINRICH LANZ · MANNHEIM

## Fahrbare Lokomobilen

mit stehenden Querrohrkesseln.



In den Kesseln dieser Lokomobilen befindet sich eine zylindrische Feuerbüchse mit mehreren Querröhren, die, mit Wasser gefüllt, gerade über dem Feuer stehen. Hierdurch wird lebhaftere Zirkulation des Wassers und schnelle Dampfentwicklung erzielt.

Dieser große Vorzug der Querröhren ist nicht der einzige dieser Kessel; sie geben der Feuerbüchse ganz außerordentliche Festigkeit und Dauerhaftigkeit und gestatten bequeme Reinigung.

Die Kessel sind zum Schutze gegen Wärmeverluste mit einem doppelten Mantel versehen.

Die Lokomobile ist mit einem Regulator versehen, wodurch ein gleichmäßiger Gang gesichert ist, auch kann gleichzeitig mit der Aufzugswinde noch eine Mörtelmaschine, Pumpe etc. betrieben werden, oder die Lokomobile für sonstige Betriebszwecke ohne weiteres Verwendung finden.

Für Bauzwecke haben sich diese Lokomobilen vorteilhaft bewährt. Gebaut werden diese Maschinen in zwei Größen. Bei der kleinen beträgt die Maximal-Förderlast zirka 500 Kilo, bei der großen zirka 1000—1200 Kilo.

Als erstes stand die Organisation der gesamten Einrichtung an – vom Bleistift über Schreibtische, Regalanlagen und Mikrofilmlesegerät bis zum Fotolabor und zur Panzerverglasung der Fenster. Parallel dazu versuchte das Wirtschaftsarchiv, erste Kontakte mit abgabeinteressierten Firmen und mit den Industrie- und Handelskammern zu knüpfen. Heute weist die Statistik bereits aus, daß bisher beinahe 80 Firmenarchive und elf Kammerarchive unterschiedlicher Größenordnung deponiert wurden. Darunter befinden sich Bestände so namhafter Firmen wie die Badische Maschinenfabrik Durlach/Karlsruhe, Bauknecht/Stuttgart, Gebr. Rauch/Heilbronn, Eszet/Stuttgart, Hohner/Trossingen, IWKA/Karlsruhe, Boehringer/Göppingen, Singer/Karlsruhe, Stotz/Kornwestheim, Streicher/Stuttgart-Bad Cannstatt, Büsing/Reutlingen, Werner & Pfleiderer/Stuttgart, Württembergische Cattun-Manufaktur/Heidenheim, Süddeutsche Baumwollindustrie/Kuchen, Rund/Heilbronn, Württembergische Leinenindustrie/Blaubeuren und die Firma Heidinger/Lahr, um nur einige zu nennen. Die Bestände der Industrie- und Handelskammern kommen aus Ravensburg, Calw, Konstanz, Schopfheim, Ludwigsburg, Stuttgart, Pforzheim, Reutlingen, Rottweil, Villingen-Schwenningen und Lahr.

Von etwa 40 Firmen in Baden-Württemberg wurde eine Abgabe ihrer Altregistratur zugesagt. Über 20 Firmenarchive sowie fünf Kammerarchive sind bereits durch Findbücher, in der Fachsprache *Repertorien* genannt, erschlossen. Wie kommt nun ein solches Repertorium, das Ergebnis archivischer Tätigkeit, zustande? Zuerst werden die Bestände von den Archivaren des Wirtschaftsarchivs geordnet und nach den im deutschen Archivwesen nahezu einheitlichen Erschließungsrichtlinien verzeichnet und inventarisiert. Dabei müssen sämtliche Schriftstücke und Akten von Archivaren des Wirtschaftsarchivs gelesen werden, um über jede vorhandene Akteneinheit eine möglichst knappe, aber inhaltlich korrekte und doch informative Titelaufnahme zu erstellen. Dann werden diese Titelaufnahmen zusammengefaßt, gegliedert und zu einem Buch, dem sogenannten Repertorium, gebunden, das durch einen Sach- und Personenindex leicht zu benutzen ist.

#### Hinweise im Handelsregister und von Konkursverwaltern

Wie kommt nun das Wirtschaftsarchiv an diese Archivalien? Über Zeitungsartikel, Handelsregister-Meldungen, Benachrichtigungen durch die Industrie- und Handelskammern, Firmenfestschriften bis hin zu Kontakten mit Konkursverwaltern rei-

chen die Möglichkeiten, auf alteingesessene Firmen aufmerksam zu werden und erste Gespräche mit den Firmeninhabern zu führen. Aber auch durch Zeitungsartikel und Rundfunksendungen auf das Wirtschaftsarchiv aufmerksam geworden, treten interessierte Unternehmen, die aus Platz- oder Personalnot bzw. nach Aufgabe der Tätigkeit ihre Akten selbst nicht archivieren wollen oder können, an uns heran. Die Vorteile für diese Firmen, die sich aus einer Abgabe ihrer Unterlagen ergeben, sind einsichtig: Kostenlos werden archivwürdige Unterlagen gesichtet, abgeholt und für die Zukunft gesichert aufbewahrt. Auch die verbesserte Zugriffsmöglichkeit auf die dann geordneten und verzeichneten Archivalien ist überzeugend. So wird von der Möglichkeit, einen Depositvertrag abzuschließen, der der Firma nach der Übergabe des Werksarchivs das Eigentumsrecht an den Archivalien sichert, auch im allgemeinen wenig Gebrauch gemacht. Das Vertrauen in die Zuverlässigkeit einer öffentlichen Stelle ist vorhanden und die Bereitschaft stets sehr groß, vergessenes Material einer forschenden Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

#### Bergen der Archivalien mit Mundschutz und Staubsauger

Gewappnet mit Arbeitskleidung, Handschuhen, ja selbst Mundschutz und Staubsauger steigen wir mit Hilfe von Lampen und Leitern als wahre Schatzsucher in die Dachböden und Keller, oftmals begleitet von der erwartungsvollen, freundlichen Neugier manches Firmenangehörigen, was denn da wohl Verborgenes ans Licht kommen könnte. Auch alte Kassenschränke in ehemaligen Vorstandszimmern sind grundsätzlich verdächtig, wirtschaftshistorische Quellen zu verbergen. Verstaubte, oft in gewendetem Packpapier verschnürte Bündel mit dem Vermerk «nie wegwerfen» oder «noch nicht erledigt» und ähnlichen Aufschriften finden sich häufig und enthalten meist wichtige Quellen. Schon mehrfach wurden die Archivare des Wirtschaftsarchivs zu längeren Grabungsarbeiten herangezogen, als es galt, überwucherte Zugänge zu Bunkern, in denen altes Schriftgut vermutet wurde, freizuschäufeln. Nicht selten steht dann der Lastwagen vor der Tür, um den hinter Dachziegeln oder unter Rattengift verborgenen, längst verloren geglaubten Akten und Journalen zu einem neuen Leben im Archiv zu verhelfen.

Oftmals weisen die geretteten Archivalien bereits starke Beschädigungen durch Wassereintritt oder Mäusefraß auf. Doch auch hier kann im Archiv Abhilfe geschaffen werden. In der Werkstatt des Wirt-



*Kaufmännische Leitung*



*Buchführung*

Kaufmännische Leitung und Buchhaltung der Firma Fortuna in Stuttgart-Bad Cannstatt im Jahr 1913



«Schatzsuche» auf der Bühne

schaftsarchivs nimmt sich ein Restaurator dieser Fälle an, um von Schädlingen angefressenes oder durch Feuchtigkeit aufgequollenes Papier mit Hilfe chemischer Mittel zu konservieren. Manchmal müssen ganze Geschäftsbücher Seite um Seite zur Stabilisierung in feinstes Japanpapier eingebettet werden, um sie für die Nachwelt zu erhalten.

Fotos, Plakate,  
Lohnbücher und Vorstandsprotokolle

Die Palette archivwürdiger Unterlagen reicht von Werbematerial und Fotos über Schriftverkehr und Lohnbücher bis zu Bilanzen, Vorstandsprotokollen und nationalen und internationalen Auszeichnungen.

gen. Besonders schöne Stücke stellen z. B. die Ölbilder von Adolf Senglaub – einem bekannten Stuttgarter Jugendstilmalers – dar, die er als Entwürfe für Plakate der Schokoladenfabrik Eszet geschaffen hat. Seine Packungsentwürfe und die Schriftgestaltung zählen zu den bedeutenden Gestaltungen von Markenartikeln des Jugendstils. Kunsthistorisch bedeutsam ist auch eine Sammlung mehrerer hundert Verkaufskataloge württembergischer, deutscher und ausländischer Silberwarenfirmer seit Mitte der 1850er Jahre bis zum Ende des Dritten Reiches. Erwähnenswert ist auch die dem Wirtschaftsarchiv überlassene Zeitschrift der Württembergischen Metallwarenfabrik (WMF). Seit 1890 herausgebracht, ist *Die Feierstunde* eine der ältesten Werkszeitungen Deutschlands.

Mehr als nur optisch ansprechend sind Hunderte von Etiketten und Bildern, die zur Ausstattung von Zigarrenschachteln der Firma Heidinger in Lahr vorgesehen waren. Sie spiegeln durch die graphische Gestaltung und die Auswahl der Motive auch den seit der Belle Époque bis in die 1920er Jahre jeweils vorherrschenden Zeitgeist wider. Allein die Marken wie Drei Kaiser, Prinz Heinrich, Teutonensjagd, Gesundheits-Cigarre und Pausbäckchen sprechen Bände. Eines der älteren Stücke stellt das «Comptes-Courans-Buch» der Blaubeurer Leinweberei von Andreas Lang seit 1815 dar, das den Export des seit Jahrhunderten in Württemberg ansässigen Leinengewerbes nach Frankreich dokumentiert.

Unabhängig von den Archivbeständen der Firmen und der Industrie- und Handelskammern wurden mehrere Sammlungen für einzeln hereinkommende Archivstücke angelegt: Firmensatzungen und -ordnungen, Briefköpfe, Werbeschriften, Plakate und Karten, Fotos, Jahresberichte und Kataloge aus dem Wirtschaftsleben in Baden-Württemberg stellen selbständige Einheiten dar. Der Umfang der bisher vom Wirtschaftsarchiv gesammelten Jahresberichte publizitätspflichtiger Firmen beträgt ca. 15000. Damit dürfte diese Sammlung die größte ihrer Art in Baden-Württemberg darstellen. Auch die Briefkopfsammlung enthält Raritäten durch mehrere tausend Firmenansichten seit der Biedermeierzeit bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts.

Eine hervorragende Bildquelle der südwestdeutschen Industrialisierung sind die vom Wirtschaftsarchiv gesammelten Fotos, die mittlerweile auf über 6000 angestiegen sind. Nahezu jedes Firmenarchiv enthält eine große Anzahl von Fotos über Gebäude, Produkte, Arbeitsvorgänge der Belegschaft oder Sozialleistungen.



Erscheint  
alle 14 Tage.

Zeitung des Wohlfahrtsvereins der-  
Württemberg. Metallwarenfabrik Geislingen St.

1ter Jahrgang.

Nr. 1.

Geislingen, den 1. Januar.

1890.

## Gruß an die Leser.

Wenn sich' der Abend senket  
Herab auf Wald und Flur,  
Mit sanfter Raft uns tränk't  
Allwallerin Natur.

Dann wischt Ihr von den Wangen  
- Vergnügt der Arbeit Schweiß  
Und eilet voll Verlangen  
Zum trauten, heim'schen Kreis.

Ob nun das Mahl erstelle  
Euch treuen Weibes Hand,  
Ob Euch den Abend helle,  
Ein innig' Freundschaftsband,  
So bitt' ich, thut die Pforte  
Mir auf und laßt mich ein  
Und hört auf meine Worte  
Ihr lieben Freunde mein.

Ich mach' die Brust Euch weiter  
Zur trauten Feierstund'  
Das Herze frisch und heiter  
Und Leib und Seel gesund.

Ich will um alle schlingen  
Ein traut und innig Band,  
In Euer Herz soll's dringen:  
Ihr seid Euch all' verwandt!

Wenn treu und fest ein Ganzes,  
Wir so zusammensteh'n,  
Dann werden wir des Kranzes,  
Des Siegs uns nie verfeh'n.

Dann wird sie wachsen, blühen,  
Die Heimtatt, die uns eint  
Und wenn nach Drang und Mühen  
Die Feierstund erscheint,  
Dann können froh wir rufen:  
Ein großes ist gethan;  
Dann geht's auf raschen Stufen  
Zu Freud und Glück hinan.

Mö'g Einigkeit denn schlingen  
Um uns ein innig Band,  
Mö'g's in das Herz uns dringen:  
Wir sind uns all' verwandt!

M.

### Die Feierstunde und ihre Ziele.

Was groß werden will, muß klein anfangen. So haben wir es seither gehalten und sind gut dabei gefahren. Drum wollen wirs bei der Feierstunde, welche nach dem Vorbild von einigen anderen Fabrikzeitungen\*) ins Leben treten soll, ebenso machen. So erscheint sie hier zum erstenmal, klein und bescheiden. Vorerst wird sie alle 14 Tage wiederkehren.

Die Feierstunde will bei allen Arbeitsgenossen unsrer Fabrik das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken, will durch Gedankenaustausch, durch Belehrung und Unter-

haltung, durch Scherz und Ernst Euch den Feierabend erhellen.

„Leben und Lebenlassen“ im edlen Sinn des Wortes soll ihr Grundsatz sein und so soll sie keiner einseitigen politischen oder religiösen Richtung dienen, aber daran festhalten, daß die Einigkeit und Stärke des Vaterlandes die Grundlage des Glückes unsres Volkes ist, und daß die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen und ihre Beredlung nur durch einen Ausbau der bestehenden Ordnung erreicht werden kann.

\*) Fabrikbote der Bächterbacher Steingutfabrik (Dir. W. Köhler) und der Fabrikbote der Niederländischen Preßhese- & Spiritusfabrik in Delft (Dir. van Marten).

Für die wissenschaftliche Arbeit steht dem Wirtschaftsarchiv eine mittlerweile etwa 10000 Bände umfassende Handbibliothek zur Verfügung. Der Grundstock zu dieser Bibliothek wurde von den Industrie- und Handelskammern Stuttgart, Schopfheim, Reutlingen und Rottweil gelegt, die ihre Altbestände, die nicht mehr zur täglichen Arbeit benötigt wurden, dem Archiv zuführten. Aus diesem Grunde ist das Wirtschaftsarchiv reich an Bibliotheksstücken und seltenen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts aus dem Bereich der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Einen besonderen Hinweis verdienen die nahezu lückenlos vorhandenen Jahresberichte der badischen und württembergischen Handelskammern seit ihrer Gründung. Durch systematisches Aufkaufen antiquarischer und neuer Bücher, aber auch durch laufende Schenkungen wird die Bibliothek ständig erweitert. Eine gute Ergänzung zu den Firmenbeständen und der Handbibliothek bildet eine über tausend Exemplare umfassende Festschriftensammlung. Seltene Druckschriften von Verbänden, Genossenschaften, Industrie- und Handelskammern, Interessen- und Arbeitsgemeinschaften vorwiegend aus der Zeit der wilhelminischen Epoche und der Weimarer Republik runden die Bestände der Bibliothek ab.

Sieht man einmal von den vielen schriftlichen und mündlichen Anfragen ab, die täglich von Interessenten im Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg eingehen, die auf der Suche nach Material für eine wissenschaftliche Arbeit, einen Zeitungsartikel, eine Firmenchronik oder eine Ortsgeschichte sind, so gilt unser Bemühen der wissenschaftlichen Betreuung von Diplomarbeiten, Dissertationen und Projekten wie denen der Robert-Bosch-Stiftung oder der Deutschen Forschungs-Gemeinschaft. Unsere Statistik führt 14 Diplomarbeiten, 39 sonstige wissenschaftliche Arbeiten und 27 Dissertationen auf, denen Material aus dem Wirtschaftsarchiv in umfangreichem Maße zugrunde liegt.

Mit der Einrichtung eines Fotolabors ist es dem Wirtschaftsarchiv nun auch möglich, den Benutzerwünschen nach Fotoabzügen selbst nachzukommen. Zudem können vom Archiv selbst Abzüge von alten Fotoplaten hergestellt werden. Dies ist für die Restaurierung deshalb wichtig, weil Glasplatten mit entsprechendem Alter aussilbern und damit unbrauchbar werden.

Eine der wichtigsten Perspektiven dieser neugeschaffenen Einrichtung ist es, eine Plattform zwischen Forschung, Archiv und Wirtschaft darzustellen.

Deshalb hat man sich – zusätzlich zur Beratung der Benutzer und dem Heranführen von Forschern an die Quellen – entschlossen, eine eigene Schriftenreihe mit dem Titel *Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte* einzurichten. Bisher kannte die Geschichtsforschung in Südwestdeutschland keine eigene Publikationsreihe, die sich wirtschafts- und sozialhistorischer Fragestellungen annahm. Die Herausgeber der neuen Schriftenreihe, Professor Dr. Harald Winkel, Ordinarius für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Hohenheim, und Dr. Gert Kollmer, Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, wollen der Notwendigkeit Rechnung tragen, daß erst durch die Untersuchung historischer Prozeßabläufe mit Hilfe eingehender Regionalstudien und interregionaler Vergleiche übergreifende historische Gesamtprozesse gesichert erforscht und differenziert dargestellt werden können. Die Reihe steht Abhandlungen aus allen Epochen der Geschichte offen. Sie soll neben Monographien auch Quellenpublikationen und Repertorien aufnehmen. Ende 1983 lag nun der erste Band der neuen Reihe vor. Das Buch *Die Familie Palm. Soziale Mobilität in ständischer Gesellschaft* schildert den Aufstieg des im südwestdeutschen-österreichischen Gebiet zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu großem Einfluß gelangten Bank- und Handelshauses Palm.

Als nächste Veröffentlichungen sind Arbeiten über die Wirtschaftsgeschichte der französischen Besatzungszone, die Geschichte der südwestdeutschen Kanalbauten, Friedrich Lists Außenhandelstheorie, die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Heilbronn im 19. und 20. Jahrhundert und Unternehmerfreiräume im Dritten Reich geplant. Dazu kommen noch Arbeiten, die von der Robert Bosch-Stiftung aus dem Projekt *Die wirtschaftliche Entwicklung im südwestdeutschen Raum 1750–1850* als druckwürdig erachtet werden.

Die hohe Zahl der Konkurse, verstärkter Zwang zur Rationalisierung und Kostensenkung sowie die Konzentration auf die Bewältigung der aktuell anstehenden Probleme bei den Firmen, ebenso die zu beobachtende strukturelle Verschiebung wichtiger Branchen – u. a. durch das Aufkommen neuer Technologien – verpflichten das Wirtschaftsarchiv, diese Entwicklungen aufmerksam zu beobachten, um der wirtschafts- und sozialhistorischen Forschung wertvolles Quellenmaterial zu sichern. Mit drei wissenschaftlichen Kräften und drei Mitarbeitern im Sekretariat, Archivdienst und in der Bibliothek wird versucht, diese Aufgaben zu bewältigen.



# Gotthilf Kuhn

## Ein großer schwäbischer Unternehmer

Klaus Herrmann

Die ungünstige Wirtschaftslage läßt den Ruf nach neuen Gründerjahren lauter werden. Bewußt wird dabei eine Verbindung zum 19. Jahrhundert hergestellt, als – wie wohl noch nie zuvor in der deutschen Geschichte – unternehmerische Aktivitäten entfaltet wurden. Allerorten traten Kaufleute, Handwerker oder Techniker an, gründeten ein neues oder bauten ein bestehendes *Etablissement* aus und begannen, auf eigenes Risiko Güter zu produzieren und zu vertreiben. Die Schwungräder der Dampfmaschinen drehten sich, und die Schornsteine rächten – eine Industrialisierungswelle ohnegleichen erfaßte das Land.

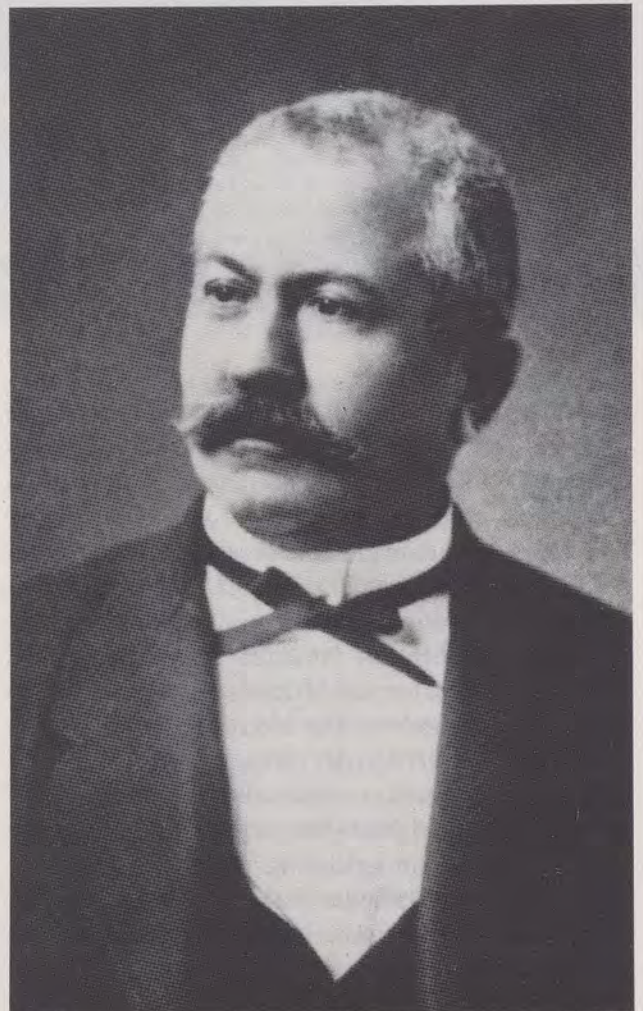
Ein Träger des nun einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwungs war der Unternehmer. Wer kennt sie nicht, die Namen der großen Schlotbarone von Rhein und Ruhr? Auf der Grundlage des «schwarzen Goldes», der Kohle, gaben die Krupp, Grillo und Harkort Tausenden Arbeit, prägten aber auch das Bild des resoluten, bisweilen sogar rücksichtslosen Schwerindustriellen.

Einen sympathischeren Klang konnte sich dagegen der schwäbische Unternehmer bewahren. Dies hat unter anderem in der unzureichenden Rohstoffbasis des Landes seinen Grund, die anstelle des über Kapital verfügenden Produzenten weit eher dem Tüftler geschäftliche Erfolgchancen einräumte. Theodor Heuss sah bei dem schwäbischen Unternehmer der Gründerzeit *Geschick und Geduld des Bastlertums, des zähen Herumprobierens, des nachdenklichen Den-Dingen-auf-den-Grund-Gehens* verbunden mit einer oft pietistischen Berufsauffassung. An sich selbst wie auch an die Mitarbeiter pflegte der Fabrikant den gleichen Maßstab anzulegen, das Vorbild war wichtiger als das eingesetzte Kapital. Der Schriftsteller und zu Lebzeiten verfaßten Biographien stand der schwäbische Unternehmer, wie man von Robert Bosch weiß, skeptisch gegenüber. *In Ruhe seine Pflicht tun*, lautete das Motto, und wenn etwas dabei herausprang, dann war es gerade recht.

Es gibt nicht wenige dieser schwäbischen Pionierunternehmer, die, obwohl sie die industrielle Entwicklung nachhaltig beeinflußt haben, heute weit hin unbekannt sind. Glücklose Nachfolger vermochten ihr Werk nicht fortzuführen, und sonstiges haben sie kaum hinterlassen. Nichtsdestoweniger scheint es an der Zeit, sich ihrer zu erinnern. Manches, was sie erlebten, mag zur Bewältigung der Probleme von heute und morgen hilfreich sein.

Der Sohn eines Schulmeisters wird Schlosser

Gotthilf Kuhn stammt aus einer bis in das 17. Jahrhundert in Linsenhofen bei Nürtingen nachweisbaren Familie. Am Fuße der Alb verdienten sich die Kuhns als Weingärtner, Küfer oder Kellermeister ihr Auskommen. Weiterhin versuchte man, durch Nebentätigkeiten wie Schulmeister das Einkommen zu erhöhen. Dies gilt auch für den Vater Johann Ludwig Kuhn, bevor er 1798 in das bei Metzingen gelegene Grafenberg als Schulmeister und Mesner übersiedelte. Reich konnte er auch dort nicht werden, doch entschädigten eine geräumige Wohnung, ein ausgefülltes Berufsleben und die kinderreiche Familie für materielle Not. Als vierzehntes Kind



*G. Kuhn*

No. 66/11

Fol. 28

Blatt 2. 564

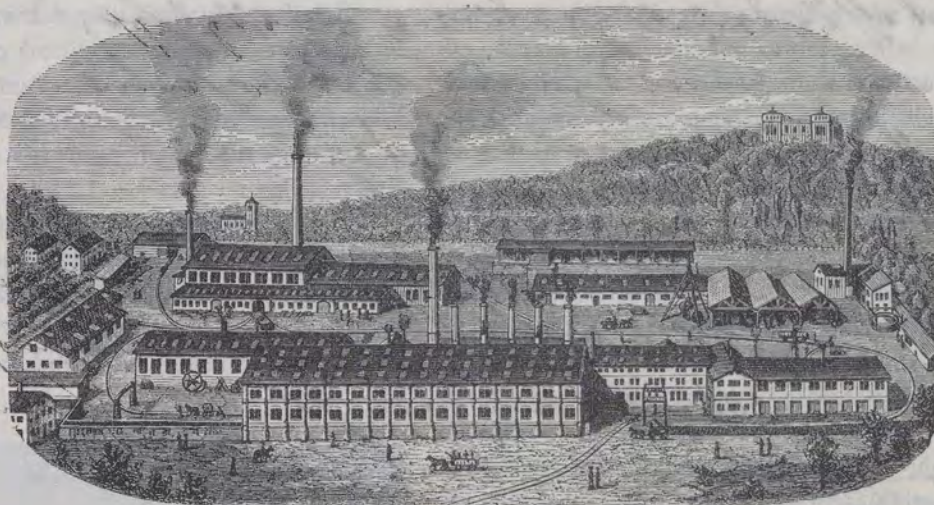
1872/73

*Copie.*

STUTTGART-BERG, den 21. Febr. 1873

# RECHNUNG

MASCHINEN- &  
KESSEL-  
FABRIK.



EISEN-  
GELB-  
GIESSEREI

VON **G. KUHN**

für Königl. Instituts. Kanzlei Hohenheim

wurde dem Ehepaar Kuhn am 22. Juni 1819 Gotthilf geboren. Der Namen des Buben kam nicht von ungefähr. Die Schwangerschaft hatte die 45jährige Mutter so geschwächt, daß Hebamme und Arzt kaum mehr auf eine glückliche Niederkunft zu hoffen wagten. *Hier kann nur noch Gott helfen*, sagten sie, weshalb der Junge den Namen Gotthilf erhielt. Zehn Jahre währte die familiäre Geborgenheit, bis 1829 und 1831 Vater und Mutter starben. Der Haushalt wurde aufgelöst. Die älteren versorgten Geschwister nahmen sich der unversorgten an. So kam Gotthilf nach Giengen, wo sein Bruder als Lehrer tätig war. Er unterrichtete ihn, wie es heißt, *sorgfältig in den Realien*, denn so viel war deutlich geworden, für Kanzel und Katheder war Gotthilf Kuhn nicht geschaffen. Im Praktischen lagen seine Fähigkeiten.

Wanderschaft und Lehrjahre in Berlin

Nach der Konfirmation ging er bei Meister Huzelsieder in die Schlosserlehre. Hier wurde seine handwerkliche Geschicklichkeit weiter ausgeformt. *Ganz*

*gut* bekam er unter das Gesellenzeugnis geschrieben. Das Rüstzeug für die Wanderschaft war erworben. Schon bald schnürte Gotthilf Kuhn den Ranzen und wanderte nach München. Er sah sich die bayerische Maschinenbauindustrie an, doch ohne große Ambitionen. Dies gilt auch für den anschließenden Aufenthalt in Wien, wohin er donauabwärts mit dem Floß gelangt war. Allerdings erfuhr er dort, in Berlin sei für Maschinenschlosser viel zu lernen. Die Firmen von Egells, Borsig, Wöhlert und Hoppe genossen einen guten Ruf im In- und Ausland. Gotthilf Kuhn bewarb sich bei der Berliner Firma Lindner & Hoppe, die seit 1844 neben der Eisengießerei eine kleine Maschinenbauwerkstätte betrieb. Mit Erfolg, denn Carl Hoppe stellte den Schwaben ein. Kuhn stieg rasch zum Werkmeister auf. Er führte die 200 Mann starke Belegschaft immer dann, wenn der Chef unterwegs war, um Aufträge hereinzuholen. Nach Feierabend bildete sich Kuhn dann weiter. Hoppe unterrichtete ihn in Mathematik und Mechanik. Aus dem Größten war Gotthilf Kuhn heraus, und er konnte ans Heiraten denken. Die

Fol. Nr. 49 49/96

MASCHINEN-&KESSELFABRIK

EISEN-& GELBGIESSEREI.

Gegründet im Jahre  
1852

G. KUHN

STUTTGART-BERG

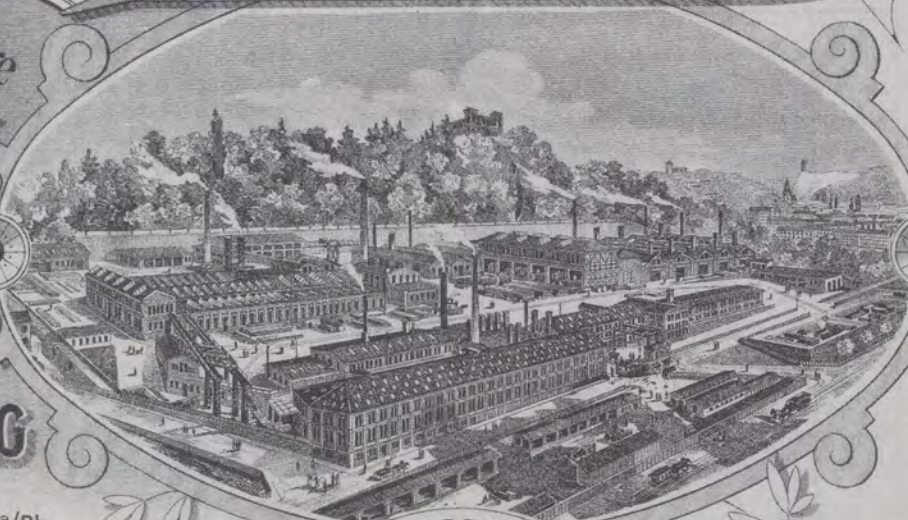
BUREAUX:

BERLIN, FRANKFURT a/M., KÖLN a/Rh.

Moderne, den neuesten Anforderungen der Technik entsprechende Constructionen.

Solide und prompte Ausführung - Schnelle Lieferung von Ersatz- und Reservetheilen. Leistungsfähige renomirte MASCHINENBAUWERKSTÄTTEN, ausgestattet mit vorzüglichen Werkzeugmaschinen.

KESSELSCHMIEDE · EISENGIESSEREI · GELBGIESSEREI.



1200 ARBEITER

Telegramm-Adresse:

KUHN BERGBEI STUTTGART  
Eisenbahn-Station: Cannstatt

Stuttgart-Berg, den 16. November 1904

Berlinerin Caroline, geb. Haberzettel, wurde ihm eine treue Gefährtin.

Die Berliner Jahre hatten Gotthilf Kuhn voran gebracht. Die Bereiche Entwicklung, Konstruktion und Betriebsorganisation beherrschte er. Auch hatte er einiges Geld beiseite legen können. Lange Jahre war er zweiter gewesen, jetzt wollte er erster sein, den Sprung in die unternehmerische Selbständigkeit wagen. Berlin schien ihm dazu nicht der rechte Ort. Übermächtig waren die etablierten Firmen. Anders lag die Situation im Königreich Württemberg, wo die Maschinenindustrie unterentwickelt war. Gerade 30 stationäre Dampfmaschinen gab es 1851, zumeist gefertigt von auswärtigen Herstellern. Hier bestand eine Lücke. Mit leistungsfähigen Maschinen mochte das Wagnis gelingen.

In Stuttgart-Berg eigene mechanische Werkstätte in einem Bierkeller

Im Stuttgarter Vorort Berg erwarb Kuhn 1851 einen ehemaligen Bierkeller, in dem er mit einem Partner

eine mechanische Werkstätte einrichtete. Doch das Geschäft lief nicht wie erhofft. Der Partner schied aus, und Kuhn gründete schon ein Jahr später eine neue Gesellschaft. Damit aber war sein finanzieller Rahmen ausgeschöpft. Die bescheidene Maschinenausstattung, bestehend aus Dampfmaschine, zwei Bohr- und vier Hobelmaschinen sowie vier Drehbänken und achtzehn Schraubstöcken, überstieg bereits seine Möglichkeiten. Der Stuttgarter Industrielle Carl Jobst half mit einem Kredit von 4000 Gulden aus, für den sich zwei Verwandte von Gotthilf Kuhn verbürgen mußten. Doch dann gewann das Geschäft an Fahrt, und rasch konnte Kuhn dem Unternehmen eine Kesselschmiede angliedern. Hilfreich erwiesen sich die aus Berlin mitgebrachten Konstruktionsunterlagen. Sie bildeten die Grundlage der prosperierenden Dampfmaschinenfabrikation: Bis Ende 1856 hatte man schon über 50 dieser Kraftmaschinen verkaufen können.

Die große Nachfrage nach Kuhn'schen Erzeugnissen machte Kapazitätsausweitungen erforderlich. König Wilhelm I. setzte sich persönlich dafür ein,

daß Kuhn die erforderlichen Mittel bekam. Er ließ Friedrich Jobst, einen Bruder des ersten Geldgebers, wissen, daß es in seinem Sinne sei, käme eine größere Jobst'sche Beteiligung bei Kuhn zustande. Am 25. September 1855 schlossen Kuhn und Jobst einen Gesellschaftsvertrag, in dem letzterer sich verpflichtete, als stiller Gesellschafter eine Einlage von 100 000 Gulden in das Unternehmen einzubringen. Dafür ließ er sich allerdings weitreichende Kontroll- und Mitspracherechte einräumen. Grunderwerb, Personaleinstellungen, Investitionen bedurften der Zustimmung beider Gesellschafter. Besonders auf finanziellem Gebiet traute Jobst dem Praktiker Kuhn wenig zu. Er beschränkte die Möglichkeiten des Firmenchefs, Geld aus dem Unternehmen herauszuziehen, so sehr, daß die Mitarbeiter lange von einem sehr bescheidenen Lebensstil des Unternehmers sprachen.

#### Erweiterung des Unternehmens und eigene Gießerei

Gotthilf Kuhns Beziehungen zu den Behörden können als gut bezeichnet werden. Ferdinand Steinbeis, der unermüdlische Gewerbeförderer, hatte bei

zeiten die Bedeutung der Kuhn'schen Maschinenfabrik für die südwestdeutsche Industrialisierung erkannt. Er stand mit dem Unternehmer in ständigem Kontakt, um produktionshemmende Vorschriften umgehen zu helfen und dafür zu sorgen, daß das Unternehmen expandierte. Staatliche und kommunale Einrichtungen zählten denn auch frühzeitig zu den Kunden des Stuttgarter Unternehmens. Die Königliche Münze, die Gasfabrik Stuttgart, das Wasserwerk und die Reparatur-Werkstätten der Eisenbahnverwaltung erwarben Kuhn'sche Dampfmaschinen und Dampfkessel.

Lange bezog Kuhn sein Gußeisen von Wasseraffingen. 1857 baute er dann eine eigene Gießerei, die erste private in Württemberg überhaupt. Schon bald erhielt sie Aufträge von weit her. Kuhn'sches Gußeisen fand Verwendung unter anderem bei der Düsseldorfer Synagoge, bei den Bahnhöfen der Gotthardbahn, der Gemüsehalle in Stuttgart und dem Schloßpavillon in Friedrichshafen.

Die *Maschinen- und Kessel-Fabrik, Eisen- und Gelbgießerei von G. Kuhn*, wie die Firma offiziell hieß, florierte. Dazu trug neben Kuhn selbstverständlich die leistungsfähige Belegschaft bei. Rheinländer, Sachsen und zahlreiche Berliner sorgten zusammen mit den in der Mehrzahl beschäftigten Schwaben für die Weltoffenheit des Unternehmens. So stammte Rudolf Wolf, später einer der größten Lokomobilbauer des Kontinents, aus Magdeburg; aus Aachen kam Oberingenieur Lamberts; Friedrich Kunze war wie viele andere von der Spree an den Neckar gezogen. Daneben standen zahlreiche, vornehmlich junge Schwaben. Max Eyth war einer von ihnen. Von 1857 bis 1861 lernte er bei Kuhn die Praxis kennen, die unter anderem darin bestand, daß im vornehmsten Zimmer der Kuhn'schen Privatwohnung an einem Gasmotor experimentiert wurde. Doch gerade diese unkonventionellen Methoden machten den Wert der Ausbildung aus. Bereits 1854, lange vor den meisten anderen Maschinenbauanstalten, ließ Gotthilf Kuhn Lehrlinge *unter beständiger Aufsicht eines Meisters in der Handhabung der Werkzeuge und Werkzeugmaschinen* unterweisen. Die dann 1860 eingerichtete Lehrwerkstatt in der Eisengießerei soll sogar die erste der ganzen Branche gewesen sein. Eigenständig wurden hier von den Jugendlichen

Kuhn'scher Brunnen auf dem Spielplatz am Bärenstraße, unweit des Bärensees im Süden von Stuttgart.

Auf der rechten Seite und auf der Seite 266: «Musterblätter von G. Kuhn, Stuttgart-Berg». Entnommen einem Katalog im Besitz des Universitätsarchivs Stuttgart-Hohenheim.



# CANDELABER.

N<sup>o</sup> 17.

N<sup>o</sup> 18

mit 5 Laternen.

N<sup>o</sup> 27.

N<sup>o</sup> 16.

N<sup>o</sup> 19.



27"

360"

280"

173"

167"

27"

28"

21"

1030"

512"

1460"

40"

840"

650"

900"

218"  
3 eckig

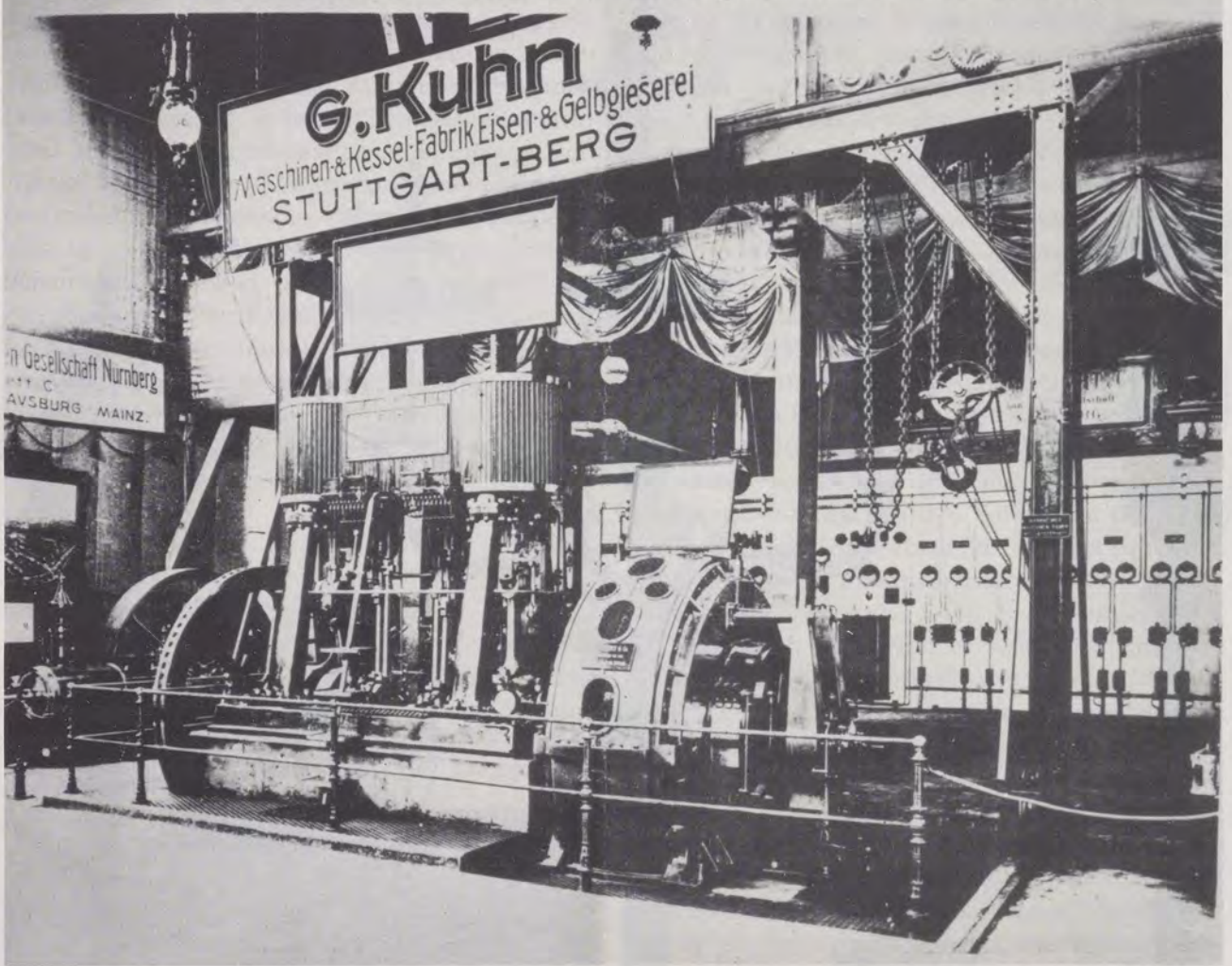
142"  
3 eckig

185"

180"  
quadratisch

135"  
3 eckig

Internationale Elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt am Main 1891.



kleinere Maschinenteile und Modelle gefertigt. Es heißt, die bei Kuhn praktizierte Ausbildung sei richtungweisend gewesen für zahlreiche andere Industriepioniere, so auch für Robert Bosch.

Die Kuhn'ler schätzen  
die firmeneigene Krankenkasse

Gotthilf Kuhn wußte um die Wichtigkeit eines intakten Betriebsklimas. Betriebsfeiern gab es in Stuttgart-Berg seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Großer Beliebtheit erfreute sich die jährliche Theateraufführung im Fabrikhof, bei der die Familie des Chefs und leitende Angestellte als Laienschauspieler auftraten. Zur sozialen Absicherung der Werksangehörigen richtete Kuhn 1855 eine firmeneigene Krankenkasse und zehn Jahre später eine firmeneigene Sparkasse ein. Auch bei der Arbeitszeitverkürzung ging Gotthilf Kuhn voran, wenngleich der 1872 von ihm eingeführte Zehn-Stunden-Arbeitstag immer noch lange erscheint. Doch die Kuhn'sche Sozialpolitik

hatte Erfolg. Firmentreue und Firmenstolz stellten sich ein. Die Mitarbeiter bezeichneten sich als *Kuhn'ler*, ein Zeichen der Identifizierung mit ihrem Arbeitgeber.

Die Firma wurde größer, die Belegschaft zahlreicher. 1868 beschäftigte Gotthilf Kuhn schon 409 Mitarbeiter. Kuhn'sche Rohre ermöglichten nun den Bau der zahlreichen Wasserleitungen in Stadt und Land, so der Albwasserversorgung des genialen Technikers Karl Ehmann. Da zerstörte 1867 ein Feuer Teile der Fabrik in Stuttgart-Berg. Doch Kuhn machte das Beste daraus. Er ließ das Werk größer und nach modernsten Erkenntnissen aufbauen. Dank dieser Investitionen konnte das Unternehmen die wirtschaftlich schwierigen 1870er Jahre gut überstehen. Zu vermehrten Spannungen kam es allerdings mit den Geldgebern. Die straffe kaufmännische Führung durch die Familie Jobst empfand der erfolgreiche Firmenchef zunehmend als Gängelung. 1880 führte Gotthilf Kuhn deshalb die Auflösung der stillen Gesellschaft herbei. Er zahlte die

Teilhaber aus und bezog nun seinen 1853 als viertes Kind geborenen Sohn Ernst stärker in die Geschäftsführung mit ein.

Dampfmaschinen, Lokomotiven  
und Dampfstraßenwalzen

Unternehmerisch brachte insbesondere das Jahr 1881 große Erfolge. Mit zahlreichen Werkstücken präsentierte sich Kuhn auf der Stuttgarter Gewerbeausstellung, die als Leistungsschau der württembergischen Wirtschaft im In- und Ausland Beachtung fand. Zum Blickfang wurden seine Dampfmaschinen, von denen inzwischen fast tausend Stück die Fabrik am Fuße der Villa Berg verlassen hatten. Anerkennung fanden ferner Kuhn'sche Dampfkesel sowie die erstmals vorgestellten Lokomotiven und Dampfstraßenwalzen. Mehrfach besuchte König Karl die Stände der Firma Kuhn und war jedesmal tief beeindruckt. Die 22. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure brachte im gleichen Jahr weitere Repräsentanten der deutschen Industrie nach Stuttgart. Kuhn führte die Tagungsteilnehmer durch sein Werk, das damals mit rund 500 Mitarbeitern zu den großen Stuttgarter Fabriken zählte. Mehr noch, er hatte im Laufe der Jahre zahlreiche ehemalige Mitarbeiter befähigt, nach dem Ausscheiden eigenständige Betriebe erfolgreich zu führen. In Anerkennung dieser Verdienste um die

Platz an der Eselsmühle in Wangen im Allgäu,  
im Vordergrund ein Kuhn'scher Brunnen.



württembergische Wirtschaft erhielt Gotthilf Kuhn 1881 den Titel «Kommerzienrat» verliehen.

In den folgenden Jahren galt es für Gotthilf Kuhn, den Betrieb veränderten Nachfragestrukturen anzupassen. Erfolgreich bot er nun Bade-, Hotel-, Krankenhaus- und Heizungseinrichtungen an. Auch brachte er erstmals eine funktionierende Dampf-Brauerei-Anlage auf den Markt, die mehrere internationale Auszeichnungen erhielt. Trotz dieser Erfolge zeigte sich Mitte der 1880er Jahre, daß die breite Produktpalette zwar kundenfreundlich, gleichwohl aber unwirtschaftlich war. Sollten Konkurrenten zur billigeren Serienfertigung übergehen, dann würde die Kuhn'sche Qualitäts-Handarbeit kaum mehr entsprechend honoriert werden. Und die Entwicklung lief in diese Richtung.

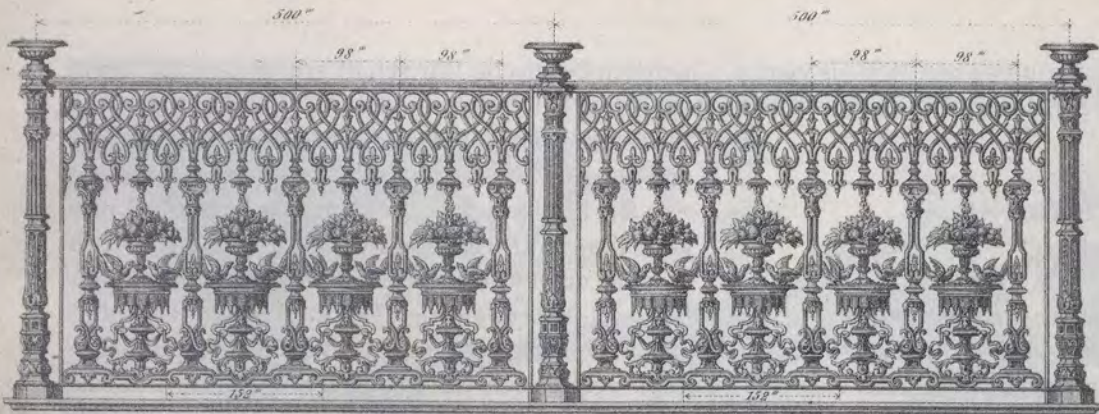
Nach Kuhns Tod  
übernimmt die Maschinenfabrik Esslingen

Gotthilf Kuhn begriff gegen Ende der 1880er Jahre, es ist Zeit, die Unternehmensführung in jüngere Hände zu legen. Der Sohn Ernst schien ihm geeignet, die Probleme zu meistern. Als Mäzen von Vereinen, der Landeskirche und seiner Heimatgemeinde Grafenberg wollte Kuhn einen geruhsamen Lebensabend verbringen. Aber er hatte sich in seinem Wirken für Unternehmen und Familie aufgezehrt. Vor der Verantwortung war er, der sich vom Handwerker zum Firmenchef hochgearbeitet hatte, dem seine Familie mit zwölf, teilweise jung gestorbenen Kindern ein stetes Anliegen war, nie zurückgewichen. Dies hatte seinen Preis. Am 24. Januar 1890 starb Gotthilf Kuhn, eine, wie in der Trauerrede gesagt wurde, tatkräftige, umsichtige, wohlwollende und sympathische Persönlichkeit.

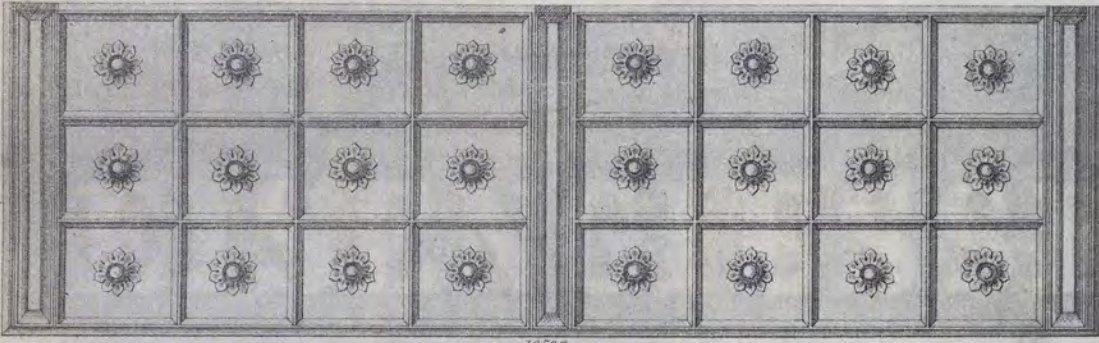
Fragt man nun, was aus seinem Lebenswerk geworden ist, so stimmt die Antwort nachdenklich. Der Sohn Ernst führte das Unternehmen in eine Scheinblüte. Über 1200 Mitarbeiter wurden zur Jahrhundertwende beschäftigt, der durch den technischen Fortschritt bestimmte Strukturwandel aber wurde verkannt. Große Verluste hatten dann binnen zwei Jahren die Aufgabe der unternehmerischen Selbständigkeit zur Folge. 1902, genau 50 Jahre nach der Gründung, wurde Gotthilf Kuhns Fabrik von dem langjährigen Konkurrenten, der Maschinenfabrik Esslingen übernommen, die noch zu Beginn unseres Jahrhunderts den traditionellen Standort Stuttgart-Berg aufgab. Geblieben ist letztlich nur mehr ein Straßename. Die seit 1895 existierende Kuhn-Straße ist eine wahrlich bescheidene Referenz an einen großen schwäbischen Unternehmer der «ersten» Gründerzeit.

Nº 94.

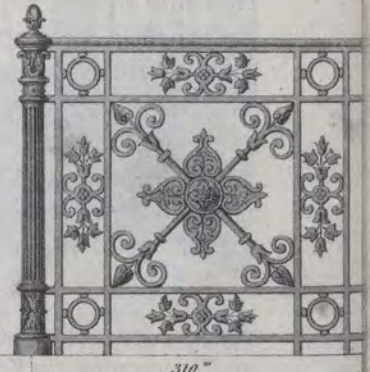
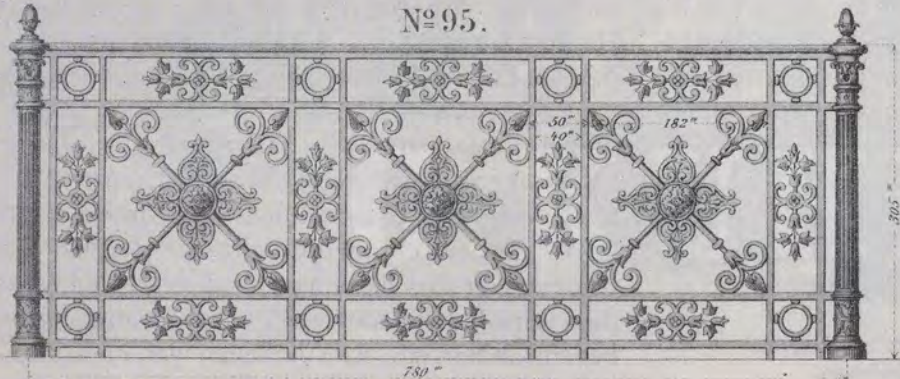
BALCONE.



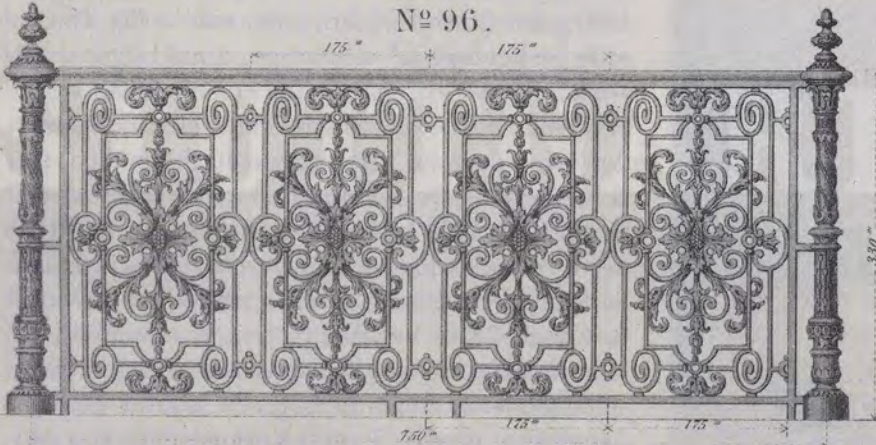
Nebenseite.



Nº 95.



Nº 96.



Nº 97.



Sämtliche Balcone können auch mit mehr oder weniger Füllern, als gezeichnet, geliefert werden.



# Die Entwicklung des Bürgermeisteramtes in Baden-Württemberg im 19. und 20. Jahrhundert\*

H.-G. Wehling

Die Unterschiede in der kommunalen Selbstverwaltung zwischen Baden und Württemberg sind deutlich ausgeprägt. Bis zum heutigen Tage sind diese Unterschiede noch spürbar, in einer unterschiedlichen politischen Kultur zwischen beiden Landesteilen immer noch erkennbar.

Um es zunächst auf eine kurze Formel zu bringen: Im Vergleich zu Baden verläuft die Verwaltungsentwicklung in Württemberg kontinuierlicher, ist die Ausprägung der kommunalen Selbstverwaltung im Hinblick auf die Mitwirkungsmöglichkeiten der Bürger demokratischer, der Form und dem Inhalt nach professioneller, verwaltungsmäßiger, unpolitischer – zumindest im Sinne von Parteipolitik. Darauf muß im einzelnen eingegangen werden.

Ausgeprägter und demokratischer als in Baden ist die kommunale Selbstverwaltung in Württemberg, weil hier der Aufgabenbereich der Gemeinden umfassender, der Einfluß des Staates (Oberämter, Kreisregierungen) geringer, die Mitsprache der Bürger qualitativ und quantitativ ausgedehnter ist.

«Das württembergische Gemeinderecht ist am meisten demokratisch»

Im Jahre 1866 legt der renommierte Tübinger Staatsrechtslehrer Albert Schäffle in der von ihm mitherausgegebenen *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* eine umfassende und gründliche Studie vor, in der er die Gemeindeordnungen sämtlicher deutscher Staaten miteinander vergleicht.<sup>1</sup> Darin kommt er in bezug auf Württemberg zu folgendem Urteil: *Das württembergische Gemeinderecht ist, was den Wahlmodus betrifft, am meisten demokratisch; was den Umfang der Gemeindefunctionen betrifft, stellt es der Gemeindeverwaltung, und zwar ohne eigentliche Unterscheidung von Gemeindeclassen, die meisten Aufgaben. In beiderlei Beziehungen steht dieses Land auf dem äußersten linken Flügel wenigstens einer formalen Gemeindefreiheit.*<sup>2</sup>

*Diese Züge geben der württembergischen Gemeindeverfassung ein demokratisches Gepräge, wie es keine andere deutsche Gemeindeverfassung an sich trägt, und einen Charakter der Unabhängigkeit gegenüber dem Bestätigungs- und Nichtbestätigungsrechte, überhaupt gegen-*

*über der Einwirkung der Regierung auf Personen, wie er in gleichem Maaße sonst nicht, am wenigsten in Landgemeinden mit nichtlebenslänglichen Ortsvorstehern zu finden ist. Außerhalb Württembergs wird die württembergische Gemeindeverfassung nicht selten als eine radicale angesehen.*

*Dazu kommt, daß in Württemberg der dem Ortsvorsteher und dem wechselnden Gemeinderath auferlegte Geschäftskreis so umfassend ist, wie in keinem anderen deutschen Staate.*<sup>3</sup>

Demgegenüber wird die badische Gemeindeverfassung folgendermaßen von Schäffle beurteilt: *Der Geschäftskreis des Ortsvorstehers ist ein beschränkterer, der Einfluß des Vermögens in der Gemeindeverfassung ein größerer, die angrenzende Thätigkeit der Staatsbehörden (Bezirksräthe) eine umfassendere, die Stellung des Ortsvorstehers selbst aber gegen oben keine freiere in Folge der Wiederwahl, was namentlich aus dem über die Bestätigung, Wiederbestätigung und Regierungsernennung Angeführten hervorgeht.*<sup>4</sup>

Auf welche Gegebenheiten stützen sich diese abschließenden Beurteilungen Schäffles?

## Direkte Bürgermeisterwahl in Württemberg

Seit 1849 gibt es in Württemberg auf der kommunalen Ebene faktisch nahezu ein allgemeines, gleiches und direktes – also ohne die sonst allgemein übliche Zwischenschaltung von Wahlmännern – Wahlrecht aller steuerpflichtigen Männer über 25 Jahre; das Frauenwahlrecht wird erst 1919 eingeführt, zugleich wird dann auch das Wahlalter auf 20 Jahre gesenkt. Auch Einwohner, die nicht Gemeindebürger sind, erhalten das kommunale Wahlrecht, wenn sie mindestens seit drei Jahren vor dem Wahltermin in der Gemeinde Steuern gezahlt haben. Diese weitgehenden Regelungen suchen zu dieser Zeit in ganz Deutschland ihresgleichen!

Auch der Bürgermeister – der in Württemberg noch bis 1907 den Namen Schultheiß bzw. Stadtschultheiß führt, im Volksmund ist das noch bis heute so – wird unter denselben wahlrechtlichen Voraussetzungen direkt gewählt: nicht – wie in Baden – von einer Vertretungskörperschaft, sondern unmittelbar von allen wahlberechtigten Bürgern. Die Wahl des Bürgermeisters erfolgt bis 1907 auf Lebenszeit. Zwar benötigt auch in Württemberg wie überall im Deutschland des 19. Jahrhunderts der zum Bürgermeister Gewählte die Bestätigung bzw. Ernennung durch die Regierung, in größeren Städten durch den

\* Leicht gekürztes Unterkapitel aus dem Buch «Der Bürgermeister in Baden-Württemberg», das demnächst im Stuttgarter Kohlhammer-Verlag erscheint.

König, doch wird – ganz im Gegensatz etwa zu Preußen – von der Ablehnung eines Gewählten sehr sparsam Gebrauch gemacht. War der Kandidat mit Zweidrittel-Mehrheit gewählt, so mußte er sogar ernannt werden.

Eine Gemeindevertretung wählt den Bürgermeister in Baden

In Baden hingegen gilt noch lange das Zensuswahlrecht: der Bürgermeister wird indirekt – von der Gemeindevertretung (Großer Ausschuß, später Bürgerausschuß) – gewählt, mit Ausnahmen kleiner Gemeinden. Die Wahl erfolgt bis 1851 auf sechs, dann auf neun Jahre.

Entsprechend dem überkommenen Modell kommunaler Selbstverwaltung, wie es seit dem Mittelalter ohne wesentliche Unterbrechung im deutschen Südwesten bestanden hatte, steht dem Bürgermeister auch in Baden und Württemberg im 19. Jahrhundert ein Hauptverwaltungsorgan in Gestalt des Gemeinderates zur Seite, dessen Vorsitz er innehat. Auch diese «Gemeinderegierung» wird ursprünglich lebenslänglich bestellt, in Württemberg bis 1849. Als Repräsentationsorgan, das den Gemeinderat wählt – in Baden auch den Bürgermeister –, ist ein Bürgerausschuß vorgesehen, der Beschlüssen von größerer Wichtigkeit zusätzlich zustimmen muß. In Baden läuft auch hier die Entwicklung komplizierter und weniger kontinuierlich: Im Großherzogtum wird erst 1821 ein periodisch gewählter Ausschuß zusätzlich zum Gemeinderat installiert. 1831 wird in Gemeinden über 3000 Einwohnern ferner noch ein Großer Ausschuß eingerichtet, der unter dem Vorsitz des Bürgermeisters tagt und dem – nach dem Prinzip der Puppe in der Puppe – auch der Gemeinderat und der Kleine Ausschuß angehören. 1837 wird per Gesetz dem Großen Ausschuß die Wahl des Bürgermeisters, des Gemeinderates und des Kleinen Ausschusses übertragen. Ab 1851 müssen dann auch die kleinen Gemeinden einen Großen Ausschuß einrichten. 1870 wird dieser Ausschuß generell wieder aufgehoben, werden seine Zuständigkeiten zwischen Gemeinderat und Kleinem Ausschuß, der jetzt nur noch Bürgerausschuß heißt, aufgeteilt. Der Bürgermeister wird durch den Bürgerausschuß gewählt; der Gemeinderat ebenso, und zwar auf sechs Jahre nach dem «rollierenden System»: alle drei Jahre wird die Hälfte des Gemeinderates neu bestellt. Auch in Württemberg wird seit 1849 der Gemeinderat auf sechs Jahre nach dem «rollierenden System» gewählt, doch wird hier alle zwei Jahre ein Drittel erneuert. Während Württemberg 1919 den Bürgerausschuß abschafft – man hatte

darin ein überholtes «Zwei-Kammer-System» gesehen –, wird diese Einrichtung in Baden beibehalten.

Bis 1907 wird der württembergische Schultheiß auf Lebenszeit gewählt

Der Umfang der Selbstverwaltungsrechte der Gemeinden ist im Großherzogtum Baden relativ beschränkt, im Königreich Württemberg jedoch so weit wie nirgendwo sonst. Auch die Aufsicht des Staates über die Gemeinden ist in Baden sehr viel ausgeprägter als in Württemberg.

Auf der anderen Seite steht die im Vergleich zu Württemberg kurze Amtszeit des Bürgermeisters in Baden: neun Jahre, während Württemberg bis 1907 den Bürgermeister auf Lebenszeit kennt; erst dann wird die Amtsperiode auf zehn Jahre verkürzt, bei Wiederwahl beträgt sie fünfzehn Jahre. Darin sieht die zeitgenössische staatsrechtliche Literatur, z. B. auch Albert Schäffle, jedoch keinen Widerspruch, sondern eine notwendige Ergänzung: Gerade weil in Württemberg der Selbstverwaltungsbereich so umfangreich, die Eingriffsmöglichkeiten des Staates so gering und die demokratischen Mitspracherechte der Bürger so groß wie nirgendwo sind, bedürfe es eines unabhängigen Widerparts in Gestalt des Schultheißen auf Lebenszeit, der es nicht nötig habe, um die Gunst der Menge zu buhlen. Ein auf Wiederwahl durch die Gesamtheit der Bürger angewiesener Schultheiß könne es sich ja nicht einmal leisten, gegenüber den eigenen Bediensteten fest aufzutreten, denn deren Stimme brauche er ja auch, geschweige denn gegenüber Familienclans und wirtschaftlichen Interessengruppen in der Gemeinde. Wo demgegenüber der Handlungsspielraum der Gemeinde begrenzt, die Staatsaufsicht streng ist und der gemeine Mann weniger mitzureden habe als der Gebildete und Begüterte, da könne man – wie in Baden – das Amt des Bürgermeisters durchaus periodischen Neuwahlen im Abstand von sechs oder neun Jahren aussetzen.<sup>5</sup>

Diese altliberalen Befürchtungen sind mit dem 19. Jahrhundert keineswegs überall verblasst. Ähnliche Argumente spielten noch in den Landesparlamenten nach 1945 eine Rolle, wenn es um die Frage ging: Wahl des Bürgermeisters durch das Volk oder durch den Gemeinderat? Die Befürchtungen, die Volkswahl bevorzuge Demagogen und «Freibürgermeister», wie im Landtag und Senat von Bayern im Jahr 1951 befürchtet, lassen sich durch die politische Wirklichkeit nicht bestätigen, wie bereits ein sehr flüchtiger Blick auf Bürgermeister und Bürgermeisterwahlen in Baden-Württemberg zeigt.

Der Umfang der kommunalen Selbstverwaltung,

der Grad der Abhängigkeit von der staatlichen Aufsicht sowie Art und Dauer der Bestellung des Bürgermeisters haben jedoch einen bedeutenden Einfluß auf die Auswahl der Amtsinhaber gehabt. Umgekehrt ist es jedoch auch richtig: Von der Qualität der Bürgermeister und ihres Verwaltungspersonals – soweit vorhanden – hing es auch wiederum ab, ob der Umfang erweitert und die Abhängigkeit gelockert werden konnte. Denn beides stützt sich im Grunde genommen wechselseitig.

In Württemberg ist die kommunale Selbstverwaltung professioneller und unpolitischer

Damit kommen wir zum zweiten Teil unserer Ausgangshypothese: Die kommunale Selbstverwaltung in Württemberg ist, historisch gesehen, nicht nur ausgeprägter und demokratischer, sie ist auch professioneller, verwaltungsmäßiger, unpolitischer – im Sinne von Parteipolitik – als in Baden.

In Baden wie in Württemberg sahen die Gemeindeordnungen des 19. Jahrhunderts neben dem Bürgermeister gleichermaßen zwei besoldete Gemeindeämter vor: den Gemeinderechner in Baden bzw. den Gemeindepfleger in Württemberg für das Gemeinderechnungswesen und vor allem den Ratschreiber als die Stütze der Gemeindeverwaltung. Beide Ämter mußten besoldet, wenn auch keineswegs hauptamtlich wahrgenommen werden. Der Lehrer bot sich in kleinen Gemeinden für ein solches Amt geradezu an, bis im Zuge der Modernisierung des Bildungswesens in Baden die Schulbehörden das erforderliche Einverständnis in der Regel nicht mehr erteilten. Vor allem die kleinen Gemeinden gerieten da in Schwierigkeiten, so daß schließlich auch Nicht-Badener, endlich sogar Frauen, diese Ämter bekleiden konnten. Eine Kuriosität, wenn man bedenkt, daß Frauen noch lange kein Wahlrecht erhielten.

Wenngleich Baden und Württemberg in gleicher Weise kommunale Fachbeamte vorsahen, bestand doch ein wesentlicher und folgenreicher Unterschied: In Württemberg konnte das Amt des kommunalen Fachbeamten mit dem des Bürgermeisters vereinigt werden, was in Baden ausdrücklich verboten war. Der badische Staat hielt an der strikten Trennung zwischen Politik und Verwaltung fest – auch auf der kommunalen Ebene. So stand neben dem ehrenamtlichen Bürgermeister als Politiker mit *ministerähnlicher Stellung*, wie der Badische Verwaltungsgerichtshof einmal definierte<sup>6</sup>, der Ratschreiber als Verwaltungsbeamter. Konsequenterweise sind die badischen Bürgermeister keine kommunalen

Wahlbeamten. Daran haben auch die Gemeindeordnungen von 1921 und 1948 (Südbaden) festgehalten.

Ämterverbindung bringt in Württemberg früh den Fachbürgermeister

In Württemberg hingegen bürgerte sich sehr bald die Verbindung von Bürgermeister und kommunalem Fachbeamten ein, schon aus Sparsamkeitsgründen. Diese Ämterverbindung ergab das Einkommen eines mittleren Staatsdieners. Mithin wurde das Amt des Bürgermeisters selbst in kleinen Gemeinden für gelernte Verwaltungskräfte attraktiv! Qua Amt ist der Bürgermeister Amtsdeputierter in der Amtskörperschaft – dem heutigen Kreistagsmandat vergleichbar –; vielfach bemüht er sich, zugleich Mitglied im Stuttgarter Landtag zu werden. All diese Ämter sind auch zusätzliche Einnahmequellen. Bis in die Gemeinden unter tausend Einwohner beginnt in Württemberg so der Fachbürgermeister den «Bauraschultes» zurückzudrängen, der zumeist der reichste und angesehenste Bauer im Flecken war.

In Baden:

Bürgermeister als Repräsentant und Ratsschreiber

Die Folgen dieser unterschiedlichen Entwicklung in Baden und Württemberg: In Württemberg konnte sich die kommunale Selbstverwaltung kräftiger entwickeln als in Baden, ihr Tätigkeitsfeld konnte umfangreicher sein. Schon die personelle Verwaltungsschwäche der Gemeinden in Baden machte eine enge Zusammenarbeit mit der staatlichen Aufsichtsbehörde notwendig: So half das Landratsamt, damals Bezirksamt geheißen, nicht selten seinen Gemeinden bei der Aufstellung des Haushaltsplanes und der Jahresrechnung. Vielfach war somit *in Baden das Landratsamt der «Syndikus» der kleinen Gemeinden und ihrer Bürger. Bei schwierigen Fragen suchten die Bürgermeister und die Bürger das Landratsamt auf, um sich dort von sachkundigen Kräften beraten zu lassen.*<sup>7</sup>

Die typische Situation in der durchschnittlichen badischen Landgemeinde noch vor wenigen Jahren wurde uns von heutigen badischen Bürgermeistern aus der Erinnerung so geschildert: Um elf ging der Bürgermeister aufs Rathaus und fragte seinen Ratschreiber: *Gibt's was zu unterschreiben?* Der Ratschreiber seinerseits hatte zuvor im Landratsamt rückgefragt, wie er's machen müsse. Somit spielte auch – nebenbei bemerkt – das Landratsamt in Baden im Bewußtsein der Bürger eine ganz andere

Rolle als in Württemberg: Wer geht schon zum Schmiedle statt zum Schmied?

Wegen der Verwaltungskraft selbst kleinerer Gemeinden konnten ihnen in Württemberg im Zuge der Etablierung des modernen Daseinsvorsorge-Staates immer mehr Aufgaben staatlicherseits übertragen werden: so die gesetzliche Gebäudebrandversicherung und Invalidenversicherung, deren Prämien der Bürgermeister gegen Provision mit den übrigen Gemeindeabgaben gleich mitkassierte. In seiner Buchführung waren das lediglich ein paar Spalten mehr, die Verwaltung dieser Einrichtungen wurde so einfacher und billiger, die Provision für die Tasche des Bürgermeisters machte sein Amt noch attraktiver.

Der Verwaltungsaktuar  
für mehrere Kleinstgemeinden

Um das Gefälle zu den Kleinstgemeinden ohne Fachbürgermeister nicht zu groß werden zu lassen und sie verwaltungsmäßig nicht zu überfordern, schuf der württembergische Staat bereits im Verwaltungsedikt von 1822 das Amt des Verwaltungsaktuars, eines gemeinsamen Fachbeamten für mehrere Gemeinden. Er wurde entsprechend seinem Arbeitsaufwand aus der jeweiligen Gemeindekasse bezahlt. 1906 wurde der Verwaltungsaktuar Beamter der Amtskörperschaft, in der Nachfolge: des Landratsamtes. Einen Teil seines Gehaltes zahlte der Landkreis, den größeren Anteil die betreuten Gemeinden selbst. Doch solange die Einrichtung des Verwaltungsaktuars bestand, hatte das Landratsamt ihm gegenüber keine Weisungsbefugnis, sondern nur die jeweils betreute Gemeinde. Das Amt des Verwaltungsaktuars bestand auch im Dritten Reich – trotz der Deutschen Gemeindeordnung von 1935 – fort; in Baden-Württemberg lebte die Einrichtung des gemeinsamen Verwaltungsbeamten bis zur Gemeindereform der 70er Jahre weiter, sie erst machte dieses Amt überflüssig. Nicht wenigen Verwaltungsaktuaren gelang es, sich in der neuen Großgemeinde ihres bisherigen Bezirks als Fachbürgermeister wählen zu lassen.

Der altwürttembergische Schreiberstand:  
qualifiziert für alle Verwaltungsaufgaben

Zu sehen ist diese Entwicklung in Württemberg vor dem Hintergrund der Tradition des württembergischen Verwaltungsstaates, genauer: des altwürttembergischen Schreiberstaates. Der Trend zu einer flächendeckenden hochprofessionalisierten Verwaltung ist in Württemberg Jahrhunderte alt, schon

der Tübinger Vertrag von 1514 erwähnt ausdrücklich den Schreiberstand. Immer auch schon hat es zentral geregelte genaue Ausbildungsvorschriften für die Schreiber gegeben. Kennzeichnend war, daß in der Ausbildung kein Unterschied gemacht wurde, ob die Schreiber später im Staatsdienst, im Dienst der evangelischen Landeskirche, in den Gemeinden als Selbstverwaltungskörperschaften oder im privaten Bereich tätig werden sollten. Im 19. und 20. Jahrhundert kamen dann andere Einrichtungen als Abnehmer hinzu: Gebäudebrandversicherung und andere Anstalten des öffentlichen Rechts wie Sparkassen usw. Selbst der Auswärtige Dienst des Deutschen Reiches griff für den gehobenen Dienst auf den württembergischen Schreiberstand zurück. Immer schon wurden die Prüfungen für diesen gehobenen Verwaltungsdienst in Württemberg zentral abgenommen. Seit 1887 mußte zuvor die Verwaltungsschule in Stuttgart absolviert werden, deren Lehrende ausschließlich selbst hauptamtlich in der Verwaltung tätig waren. Voraussetzung für den Kursbesuch in Stuttgart war seit 1913, daß man eine Vorprüfung erfolgreich bestanden hatte, die das jeweilige Oberamt abnahm; zuvor hatte man eine Verwaltungslehre hinter sich zu bringen. Somit zeichneten sich die Absolventen dieser Ausbildungsrichtung durch eine hohe fachliche und praxisbezogene Qualifikation aus. Die starken Anforderungen im Laufe ihres Ausbildungsganges hatten sie das Arbeiten gelehrt, soweit ihnen nicht schon durch die protestantisch-schwäbische Sozialisation das «Schaffe» zum Lebensinhalt geworden war. Bürgermeister sind ausgesprochene «Schaffer». Die überaus hohe wöchentliche Arbeitszeit ist so vermutlich nicht immer nur eine unausweichliche und als lästig empfundene Bürde, sondern gibt zugleich Befriedigung und innere Rechtfertigung.

«Kurskameradschaften»  
Stuttgarter und Haigerlocher Provenienz

Der Arbeits- und Leistungsdruck während des Kursbesuches in Stuttgart hatte – und hat immer noch – eine weitere kommunalpolitisch wichtige Auswirkung: Die jeweiligen Kursteilnehmer wurden zu «Kurskameradschaften» zusammengeschmiedet, die lebenslang anhielten. Überhaupt entwickelte sich ein ausgesprochener Corpsgeist in diesen Kadettenanstalten des öffentlichen Dienstes in Stuttgart und später in Haigerloch. Bis zum heutigen Tage erweist es sich als ausgesprochen vorteilhaft, wenn man als Bürgermeister im Regierungspräsidium oder im Innenministerium oder sonst einer wichtigen Behörde einen «Kurskameraden»

weiß, der einem weiterhelfen kann. Die württembergischen Bürgermeister haben hier bis heute ihren badischen Kollegen gegenüber einen Startvorteil. Kein Wunder auch, wenn nach der Abtrennung Südwürttembergs durch die Einteilung von Besatzungszonen nach 1945 die Regierung in Tübingen – trotz widrigster Zeitumstände<sup>8</sup> – alsbald daran ging, eine eigene Verwaltungsschule gemäß alter württembergischer Tradition in Haigerloch einzurichten. Aufgrund der anfänglichen Entbehrungen und der abgeschlossenen Internatssituation (in Stuttgart kein Internat!) in dem ruhigen Städtchen Haigerloch hat sich hier fast noch ein ausgeprägter Corpsgeist entwickelt, der heute noch allenthalben in den Verwaltungen spürbar ist.

Baden regelt erst 1921 die fachliche Ausbildung des Verwaltungspersonals

In Baden hingegen ist bis 1921 für das kommunale Verwaltungspersonal überhaupt keine fachliche Vorbildung vorgeschrieben, und seit dieser Zeit nur für die Gemeinden über 15000 Einwohnern. Bis dahin wurden die Einstellungsvoraussetzungen ortstatuarisch geregelt, namentlich von den größeren Städten, die die Notwendigkeit qualifizierten Verwaltungspersonals erkannten. Aber auch da zu meist nur für den höheren Dienst.

Keine Ausbildungsvorschriften gab es auch für die badischen Ratsschreiber, der in den kleineren Gemeinden das Rückgrat der Verwaltung bildete. Vielmehr zog sich jeder amtierende Ratsschreiber seine eigenen Leute und damit auch seinen potentiellen Nachfolger aus der eigenen Gemeinde selbst heran. Entsprechend war die Ausbildung auch so gut oder schlecht wie der Lehrer selbst. Überörtliche Erfahrungen und eine vielseitige Ausbildung fehlten. Auch eine staatliche Prüfung war bis Ende des Zweiten Weltkrieges nicht vorgesehen. 1921 vereinbarten die kommunalen Spitzenverbände Badens eine einheitliche Vorbereitung für die Gemeindebediensteten, die mit einer Prüfung abgeschlossen werden sollte. Von den badischen Stadtkreisen sowie einigen mittleren Städten und Gemeinden wurde denn auch 1936 der *Zweckverband Badische Gemeindeverwaltungsschule* gegründet und eine Schul- und Prüfungsordnung vereinbart. Die Schule besteht als *Verwaltungsschule des Gemeindetags Baden-Württemberg* in Karlsruhe bis heute fort. Es war eine freiwillige Einrichtung, dementsprechend konnte ihr Besuch für eine spätere Übernahme eines Gemeindeamtes nicht verpflichtend sein, – und war es in der Praxis namentlich der mittleren und kleineren Gemeinden auch nicht.

Die Neuwürttemberger erschrecken vor der Reglementierungssucht des Schreiberstaates

Zweifellos bedeutet eine gute, bis ins letzte Dorf durchorganisierte und effektive Verwaltung für die Bürger nicht immer nur einen Segen. Namentlich die altwürttembergische Verwaltung ist von Verkrustungen nicht frei geblieben. Zudem ist der altwürttembergische Schreiberstaat durch eine – durchaus wohlmeinende – Reglementierungssucht sondergleichen gekennzeichnet, die das Leben – wie Angelika Bischoff-Luithlen es drastisch formulierte – fast anstaltsmäßig machte.<sup>9</sup>

Was durch die Verzahnung zwischen Staat, (evangelischer) Kirche und politischer Gemeinde noch verstärkt wurde: man denke nur an das Sittenüberwachungsinstrument der Kirchenkonvente – sie bestanden von 1642 bis Ende des 19. Jahrhunderts –, die unter dem Vorsitz von Pfarrer und Schultheiß tagten. Für die Bewohner der Nachbarstaaten stellte der altwürttembergische Schreiberstaat oft genug ein Schreckgespenst dar. Die neuen Untertanen des Königreiches Württemberg nach 1803/1806 lernten nach anfänglicher Verblüffung und Empörung über die Reglementierungssucht schließlich auch die positiven Seiten der württembergischen Verwaltung schätzen. So nur ist es zu erklären, daß die Bewohner Neuwürttembergs sich dem Auswahlverhalten der Altwürttemberger bei der Bestellung des Bürgermeisteramtes langfristig anschlossen, so daß nicht erst heute hier wie dort der Fachbürgermeister das Feld beherrscht.

Unterschiedliche Verwaltungstraditionen bestimmen bis heute die Kommunalpolitik

Die Folgen dieser unterschiedlichen Verwaltungstraditionen in Baden und in Württemberg für die Handhabung von Kommunalpolitik, für deren Form und Inhalt seien hier zusammenfassend skizziert, gleichsam als Quintessenz: Wegen des größeren Spielraumes der kommunalen Selbstverwaltung, wegen des naheliegenden Zusammenfalles von politischer Spitze und besoldetem Verwaltungsamts und wegen seiner Volkswahl mit langer – ursprünglich lebenslanger – Amtszeit ist der Bürgermeister in Württemberg bedeutend mächtiger als in Baden. Gerade das aber bringt die Wähler in Württemberg dazu, nach solchen Kandidaten Ausschau zu halten und dann auch zu wählen, die fachlich hoch qualifiziert und als von außen Kommende nicht in die Parteiungen, persönlichen und familiären Rivalitäten und Querelen am Ort verwickelt sind. Da das Amt nicht schlecht bezahlt wird, ist es

auch nicht schwierig, solche Bewerber zu finden. Abgesehen davon hat der württembergische Staat das Seinige getan, genügend qualifiziertes Personal auf Abruf bereitzustellen. Als faktischer Lebenszeitbeamter ist der Bürgermeister in Württemberg zugleich politischer Repräsentant der Gemeinde und deren erster Kanzleibeamter in einem, der Kommunalpolitik als Verwaltung versteht und betreibt und sie aus dem Parteienstreit herauszuhalten bestrebt ist. Daran hat sich bis zum heutigen Tag kaum etwas geändert.

So erklärt sich auch, warum das Amt und die Person des Bürgermeisters in Württemberg von den Zeitströmungen und den teilweise recht heftigen politischen Bewegungen in der Wählerschaft während der Weimarer Zeit nicht erfaßt wurden. Ein Beispiel: Am 22. Januar 1933 fanden in Biberach Bürgermeisterwahlen statt. Der bisherige Amtsinhaber Bürgermeister Hammer, ein parteiloser Verwaltungsfachmann, bewarb sich wieder und erhielt 87,9 % der abgegebenen Stimmen. Sein kommunistischer Gegenkandidat, der gelernte Schreiner und Landtagsabgeordnete Haag aus Schwäbisch Gmünd, erhielt nur 7,4 %. Mit ganzen 25 Stimmen mußte sich der NSDAP-Kandidat, der Kaufmann Großmann aus Stuttgart, abfinden. Das war weniger, als die NSDAP in Biberach an Mitgliedern hatte; bei den Reichstagswahlen vom November 1932 hatte die NSDAP in Biberach immerhin 31,9 % erreicht, und bei den folgenden Reichstagswahlen vom 5. März 1933 konnte sie 43,6 % erringen. Nur der KPD-Stimmenanteil war bei Bürgermeister- und Reichstagswahlen in etwa gleich.

Anders in Baden: Da politisches Amt und Verwaltungsposition sauberlich auseinandergehalten werden, das Bürgermeisteramt für relativ kurze Wahlperioden vom Repräsentationsorgan der Gemeinde vergeben wird, zudem der Handlungsspielraum der Gemeinde ungleich geringer ist, die Staatsaufsicht ein strenges Auge auf die Gemeinden wirft und auch in beträchtlichem Umfang hineinregiert, kann man es sich hier leisten, das Amt des Bürgermeisters betont politisch zu besetzen. Somit wird der Bürgermeister in Baden zum Exponent der stärksten politischen Gruppierung am Ort, der er auch selbst immer angehörte. Auch diese Tradition läßt sich heute noch teilweise an den Amtsinhabern in den Rathäusern Badens ablesen.

In Baden-Württemberg sind fast alle Bürgermeister Verwaltungsfachleute und jeder zweite parteilos

Mit der Gründung des Südweststaates 1952 und dem Erlaß einer gemeinsamen Gemeindeordnung für Baden-Württemberg 1955 sind jedoch die Weichen in gleiche Richtung gestellt worden: in die württembergische. Die Volkswahl des Bürgermeisters gilt in ganz Baden-Württemberg, der Bürgermeister kann zugleich der Fachbeamte seiner Gemeinde sein. Neben Stuttgart wurde auch im badischen Kehl eine Fachhochschule für Verwaltung eingerichtet, der die Verwaltungsschule in Haigerloch zum Opfer fiel. Abgesehen davon, daß der Zuständigkeitsbereich von Gemeinden und Kommunalaufsicht in allen Landesteilen gleich geregelt ist. So sind denn heute in ganz Baden-Württemberg 83,7 % aller Bürgermeister gelernte Verwaltungsfachleute, immer noch ist jeder zweite parteilos und nur 17,8 % stammen aus dem Amtsort. Dennoch: Die Ausnahmen sind zumeist in Baden zu finden. Diese Unterschiede, die in gewissen Grenzen immer noch zwischen Baden und Württemberg bestehen, sind zweifellos Ausfluß der geschilderten unterschiedlichen Verwaltungstraditionen in den beiden Landesteilen, die ihren Anteil zu einer sich deutlich unterscheidenden politischen Kultur Badens und Württembergs beigetragen haben.<sup>10</sup>

## Anmerkungen

- 1 Beiträge zu einer vergleichenden Darstellung der deutschen Gemeindeorganisation, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 22, 1866, S. 17 – 86
- 2 Ebd. S. 68
- 3 Ebd. S. 70
- 4 Ebd. S. 36
- 5 Vgl. z. B. Schäffle, a.a.O. passim, insbes. S. 83 f; aber auch schon Carl v. Rotteck, Staatslexikon, Bd. 6, S. 274
- 6 Zitat nach: Heinz Huber, Der Fachbeamte in den Gemeinden Baden-Württembergs. Notwendigkeit, geschichtliche Entwicklung und heutige Stellung, Stuttgart 1962, S. 29
- 7 Heinz Huber, a.a.O., S. 30
- 8 Man lese nach bei Friedrich Roemer, Die staatliche Verwaltungsschule Haigerloch, in: Max Gögler/Gregor Richter (Hrsg.), Das Land Württemberg-Hohenzollern 1945 – 1952, Sigmaringen 1982, S. 121 – 124
- 9 A. Bischoff-Luithlen, Dorf war nie gleich Dorf, in: Hans-Georg Wehling (Red.), Das Ende des alten Dorfes? S. 130 – 139, hier S. 134 f.
- 10 Vgl. dazu Klaus Koziol, Badener und Württemberger. Untersuchungen zur regionalen politischen Kultur. Diss. Tübingen 1984

# Alte Ansiedlung beim Wildsee, Gemarkung Baiersbronn

Hermann Notz

Jahr für Jahr ziehen im Schwarzwald unzählige Westweg-Wanderer über dem Wildsee am Euting-Grab vorbei. Staunend blicken sie auf den 130 m tiefer liegenden See, den Quelltopf der Schönmünz, und wissensdurstig informieren sie sich an dem 1980 vom Schwarzwaldverein Freudenstadt restaurierten Euting-Grab über dessen stillen Schläfer. Nur ganz wenige aber kennen die dort tief in der Waldeinsamkeit verborgenen Überreste einer Wallfahrtskirche, nur 75 m nördlich des Wildsees, auf dem Kapellenbuckel, mitten im Naturschutzgebiet Wilder See/Hornisgrinde.

Schon um das Jahr 888 soll der Sage nach hier ein Eremit gelebt haben, auch Waldbruder genannt. Kein geringerer als Kaiser Karl der Dicke, damals auf der Flucht, soll dabei auch bei diesem Klausner vorbeigekommen sein. Von einer berühmten, schönen Kirche spricht die Sage, und vergißt auch den ausgefahrenen Weg nicht, der dorthin führt.

Leider sind die historischen Überlieferungen über dieses Bau- und Kulturdenkmal sehr, sehr dünn gesät. Hauptanhalt bieten zwei Werke des württem-

bergischen Magisters Johannes Öttinger. Im Landbuch von 1624 schreibt er u. a.: *Bei diesem See hat es ein ziemlichen geraumen Platz, daruff vor alters ein Kirch gestanden, wie denn das Gemäuer, die Thür- und Fenstergestell von Quadersteinen und gehauenen Stücken noch zum Teil allda uffrecht stehet und zu sehen ist. Also ist auch noch ein Hofstatt eines Häuslins daselbsten erkenntlich, darin ein Waldbruder und Eremit gewohnt haben solle, und ist eine strenge Wallfahrt dahin gegangen, wie solches ein alter breiter Fahrweg, der vom Berg an der Wand herab darzu gehet, scheinlich zu erkennen gibt.*

Öttingers Landtafel (Landkarte) Baiersbronner und Reichenbachische Vorst von 1609 zeigt die Ruine der Eremitage ziemlich deutlich, wenn auch der Zugangsweg leider fehlt. Die Darstellung als Ruine erklärt uns der damalige Dornstetter Vogt Hans von Neuneck, der schon 1503 berichtet, im vergangenen Winter sei die Kapelle zu Unserer lieben Frau am Wildensee und das Bruderhaus durch Schnee und Ungewitter abgegangen. An einen Wiederaufbau sei aus finanziellen Gründen nicht zu denken.

Aufschlußreich sind auch die Ausführungen von

Reste der Umfassungsmauern – 18,6 auf 14,8 Meter – im Wald



Pfarrer Schmoller in seinem Aufsatz *Ausflug auf den Katzenkopf... im Febr. 1823* in den Württembergischen Jahrbüchern, 1825, Seite 153 und die folgenden. Pfarrer Schmoller-Simmersfeld, dem offenbar der Bericht des Magisters Öttinger unbekannt gewesen ist, berichtet: *Von Inschriften, die bey dem Mangel sonstiger historischer Nachrichten einiges Licht geben könnten, fanden wir an den Steinen nichts. Und weiter: Von den Ruinen zieht sich gegen den See hin noch deutlich ein alter, ganz überwachsener Weg, auch sollen sich überhaupt in der Nähe noch Spuren einer alten Straße finden. Gegenwärtig ist an diese Ruinen eine Hütte für die Hirten der Baiersbronner Waldheerde, welche in diese Gebirge getrieben wird, und Sommers Tag und Nacht im Freyen bleibt, angebaut.*

Diese Schilderung läßt die Vermutung aufkommen, ob die Einrichtung einer Klausnerei in dieser abgelegenen Waldeinsamkeit nicht mit der in diesem Gebiet jahrhundertlang ausgeübten Waldweide zu erklären ist? Vermutlich schon bald nach Beginn der Besiedlung der weiteren Umgebung wurden die gar nicht oder nur locker bewaldeten Gipfel, später auch die Sommerhänge, als Weidegelände genutzt. Gerade das Gebiet des Wildsees, der Seekopf, Wiesberg und Leinkopf, waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Hauptweideplätze, in die jeden Sommer 200 bis 500 Stück Vieh eingetrieben wurden.

Die Behausung des Eremiten war sicher sehr einfach. Am Kapellenbuckel wohnte er im Sommer wie im Winter, und die Unterhaltung des Feuers wird ihn wohl am meisten beschäftigt haben. Der mündlichen Überlieferung nach sollen beim Bau der sogenannten Volzenhäuser im hinteren Schönmünztal Mitte des 18. Jahrhunderts auch Steine der Wildsee-Wallfahrtskirche Verwendung gefunden haben. Durch solche gewaltsamen Eingriffe, natürlich aber auch durch den zerstörerischen Zahn der Zeit, sind gegenwärtig gerade noch die letzten Reste der Um-

Sauber behauene Steine



Auf dieser Karte von 1609 ist in der Mitte links der Wildsee ein schwarzer Fleck, daneben die Ruinen

fassungsmauern eines 18,6 auf 14,8 m großen Baues zu erkennen. Die Maßwerk- und Buckelquader-Ecksteine, die im Geviert und teilweise weit außerhalb herumliegen, strahlen z. T. unbestreitbar sakrale Gediegenheit aus. Ihrer Bearbeitung entsprechend könnten sie so etwa im 14. oder 15. Jahrhundert aufgerichtet worden sein. Denkbar wäre auch, daß die beschriebene Ruine und die behauenen Steine von einer zweiten Kirche stammen, die nach Abgang der ersten kleineren und weniger schönen Kapelle aufgerichtet wurde.

Der drohende Untergang der relativ kümmerlichen Überreste dieses einmaligen Bau- und Kulturdenkmals hat 1981 den Schwarzwaldverein Freudenstadt veranlaßt, das Landratsamt um entsprechende Maßnahmen zu bitten. Die hierauf folgenden Recherchen, die der Schwarzwaldverein Freudenstadt als noch nicht abgeschlossen ansieht, ergaben leider, daß das Landesdenkmalamt die an sich auch von ihm erwünschten archäologischen Untersuchungen aus Geld- und Personalmangel in absehbarer Zeit nicht durchführen kann. Auf Empfehlung des Schwarzwaldvereins Freudenstadt und Befürwortung der beteiligten Behörden sowie nach Genehmigung durch die Höhere Naturschutzbehörde wurden lediglich im Sommer 1982 von der Forstverwaltung diejenigen Bäume gefällt, deren Wurzeln drohten, das dürftige Mauerwerk vollends zu zerreißen. Mit dieser Maßnahme ist zwar vorerst das Allernotwendigste getan. Ziel bleibt aber die Erhellung des geschichtlichen Dunkels dieser Anlage, was mit Einschränkung nur durch detaillierte archäologische Untersuchungen zu erreichen ist.



# Schloß Monrepos unterm Sowjetstern *Meinrad Frhr. v. Ow*

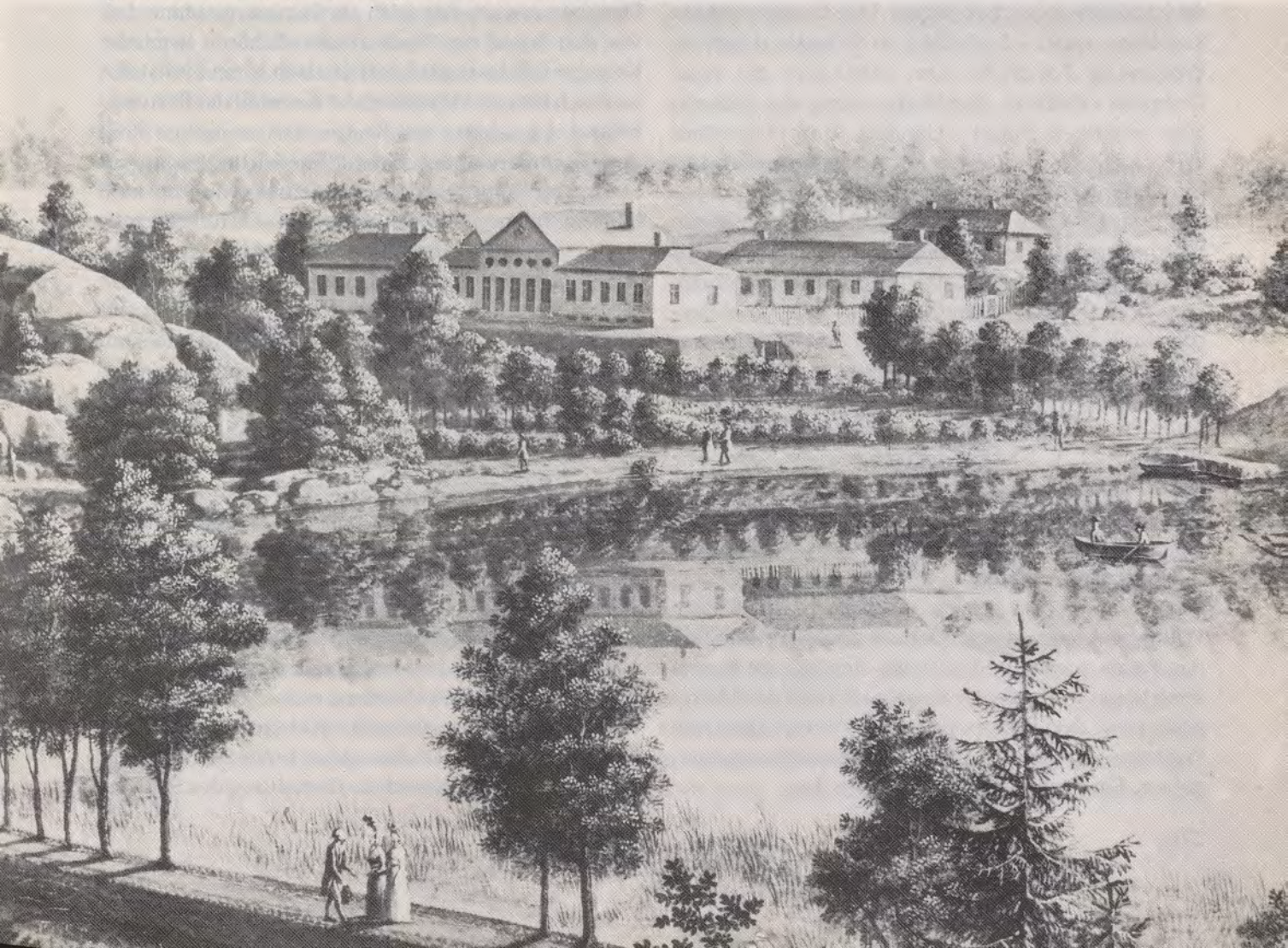
*Ich denke oft an Monrepos  
und träum' von seines Parkes Pracht,  
Ich geh' im Geist zum Inselfelsen  
in einer stillen Mondscheinnacht.*

Dieses wehmütige Lied der Erinnerung verherrlicht Schloß Monrepos, in dessen Räumen heute rote Transparente und die lebensgroßen Ansichten von Marx, Engels und Breschnew hängen. Natürlich nicht Monrepos bei Ludwigsburg, und doch die Schöpfung eines Württemberger Herrschers: Schloß Monrepos am Rande von Wiborg in Karelien. *Ich denke oft an Monrepos* war nach dem Krieg ein in Finnland vielgesungener Schlager, Ausdruck der Sehnsucht der heimatvertriebenen Karelrier an ihre nun in der Sowjetunion liegende Hauptstadt und an das nahe Schloß mit dem einzigartigen Park, der den Wiborgern so ans Herz gewachsen war. Monrepos und die Geschichte seines Erbauers aus Württemberg – wer kennt sie schon im Schwabenland?

Stuttgart und St. Petersburg

Mit Peter dem Großen trat Rußland in die Geschichte Mitteleuropas ein. Mit der Ehe seines Urknechts, des Großfürsten und späteren Zaren Paul I., mit der württembergischen Prinzessin Sophie Dorothee während der Regierungszeit der Zarin Katharina II. begannen die mannigfachen Beziehungen zwischen dem Petersburger und Stuttgarter Hof, über die noch eine umfassende Darstellung aussteht. Als erster Württemberger trat Friedrich, der spätere König Friedrich, in russische Dienste. Geboren wurde er 1754 in Treptow als ältester der acht Söhne des späteren Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, der damals als Regimentskommandeur im Dienste Friedrichs des Großen stand. Als sein Vater als Statthalter des regierenden Herzogs von Württemberg nach Mömpelgard, dem heutigen Montbéliard, nach Frankreich übersiedelte, wurde Prinz Friedrich zur weiteren Ausbildung nach Lau-

Schloß Monrepos bei Wiborg in Karelien, 1796. Reproduktion eines Bildes des Petersburger Hofmalers Johann Jakob Mettenleiter (1750–1825), der aus Schwaben stammte.



sanne geschickt und trat schließlich – wie sein Vater – in preußische Dienste. Dort avancierte er 1780 zum Generalmajor und heiratete im gleichen Jahr die sechzehnjährige Prinzessin Auguste Karoline von Braunschweig. In das Einerlei des Friedenslebens in einer kleinen preußischen Garnison brachte auch der kurze Bayerische Erbfolgekrieg, an dem er mit Auszeichnung teilnahm, nur wenig Abwechslung. Daher verließ der Prinz zwei Jahre später Preußen und ging an den Hof nach St. Petersburg, einem Rat seiner Schwester Sophie Dorothee folgend, die inzwischen den Namen Maria Feodorowna angenommen hatte. Katharina II. nahm den Schwager ihres Sohnes wohlwollend auf, bestätigte seinen Generalsrang und ernannte ihn zum Statthalter und Generalgouverneur von Karelien, das Rußland am Anfang des 18. Jahrhunderts den Schweden abgenommen hatte.

#### Friedrich, Statthalter von Karelien

Mit einem am 7. November 1775 verkündeten Gesetz hatte Katharina die Große als Kind der Aufklärung das russische Reich in 51 zentral ausgerichtete Gouvernements mit jeweils einem Statthalter einteilen lassen, um geordnetere und menschlichere Verhältnisse zu erreichen, um der Willkür vorzubeugen und Mißstände zu beseitigen. Das Gouvernement Karelien war eines der letzten, in dem man durch die Ernennung Friedrichs zum Statthalter die neue Ordnung einführte. Der Aufwertung der kleinen, aber wichtigen Haupt-, Handels- und Hafenstadt Wiborg mit ihrer trutzigen Festung, die am Schnittpunkt der russischen und schwedischen Interessen lag, wurde durch den Bau eines repräsentativen Statthalterpalais an der Südostseite des Marktplatzes Rechnung getragen. Im Vestibül des allgemein «das Schloß» genannten Gebäudes waren in Alsecotechnik lebensgroße Figuren an den Wänden angebracht, von denen eine, ein römischer Krieger, ein Schild mit dem Wappen Württembergs trug.

Nach fünfjähriger Bauzeit wurde das Statthalterpalais am 21. 1. 1784 feierlich eingeweiht. Sämtliche Würdenträger der Stadt versammelten sich im Thronsaal und zogen von dort in feierlicher Prozession in die nahe russische Kirche. Den Gottesdienst hielt der Metropolit von Nowgorod und St. Petersburg, Gabriel, der eigens aus diesem Anlaß nach Wiborg gekommen war. Danach zog man wieder in das Palais zurück und verteilte sich auf die Repräsentations- und Arbeitsräume, während der Metropolit und der Protopope von Wiborg diese mit Weihwasser segneten und ihrer Bestimmung übergaben. Ein Festessen beendete den Tag.



FRIEDRICH,

*König von Württemberg.*

#### Vor Wiborgs Toren: Schloß Monrepos

Daneben erwarb Friedrich als Sommerresidenz das vor den Toren der Stadt an den Schären liegende Krongut Lill-Ladugård, auf deutsch Klein-Kuhstall, weil sich hier im Mittelalter der Kuhstall der Festung befand. Es gehörte seit Beginn der russischen Zeit dem Kommandanten, zuletzt Friedrichs Vorgänger Peter Stupischin, der die ihm zur Verfügung stehenden billigen Arbeitskräfte der Festungsbesatzung zum Ausbau der Gartenanlagen mit einer großen Orangerie auf dem felsigen und unfruchtbaren Grund ausnützte. Friedrich ließ auf dem Areal ein Schloß in den einfachen Formen, wie sie damals im europäischen Norden üblich waren, erbauen und nannte es Monrepos. Der Name des Architekten ist nicht überliefert, aber man kann wohl annehmen, daß mit der Planung der damalige Gouvernements-Architekt Johann Brockmann beauftragt war. Die einzige Ansicht aus dieser Zeit, ein Ölgemälde von J. J. Mettenleiter, zeigt einen ebenerdigen Mittelbau mit Giebeldach, an den sich zwei etwas niedrigere Seitenflügel mit Walmdach anschließen. Zwei weitere benachbarte Krongüter – Liimatta und Naulasaari, später von Friedrich in Freudenhof umbenannt – ergänzten als ertragreiche Ackergüter den Besitz, der außer ein paar Kühen keine eigene Landwirtschaft besaß. Besonderen Wert legte Friedrich auf den Ausbau und die Gestaltung des Schloß-

parkes, der nach dem Wunsch seines sinnenfreudigen Schöpfers in der warmen Jahreszeit einen bunten und fröhlichen Kontrapunkt zu den düsteren unendlichen Wäldern Kareliens setzen sollte. Bis zum letzten Krieg entzückte im Ostteil des Parkes ein kleines von Friedrich angelegtes «Lusthaus» mit hohen Fenstern die Besucher durch eine herrliche Aussicht auf den Park und die Schärenlandschaft. Eine neu angelegte Allee verband den Besitz mit der Residenz in der Stadt.

### Glanz und Geselligkeit

Mit Staunen verfolgten die Bewohner Wiborgs, das damals nicht ganz 3000 Einwohner zählte, darunter fast 400 Deutsche, den Glanz der fürstlichen Hofhaltung. Mit der neuen Verwaltung waren viele zum Teil adelige Beamte russischer und deutscher Herkunft mit pompösen Titeln und goldbestickten Uniformen oder bunten Fräcken in die Provinzhauptstadt gekommen. Sie hatten ihre Erziehung und Ausbildung in der von der Aufklärung geprägten Atmosphäre von St. Petersburg erhalten und gaben nun im gesellschaftlichen Leben der Stadt den Ton an. Klubs, Bälle, Konzerte und Maskeraden ebenso wie die blühende häusliche Geselligkeit eiferten dem Luxus der benachbarten Hauptstadt nach; eine Entwicklung, die schon einige Jahre vorher begonnen hatte. So stellte der Gouverneur Stupischin bereits 1781 fest: *Nach dem löblichen Beispiel anderer gesitteter Völker haben auch die hiesigen Stadteinwohner schon seit einigen Jahren Theil an öffentlichen Lustbarkeiten genommen und fügt hinzu, daß diese mit gehöriger Einschränkung zur Ermunterung und Nutzen des publici gereichen, wird niemand bestreiten können.* Auch das Schulwesen machte deutliche Fortschritte und führte u. a. 1788 zur Einrichtung einer deutschsprachigen öffentlichen «Töchterschule».

Im übrigen bewährte sich trotz aller guten Absichten das neue Verwaltungssystem nicht. Es festigte zwar die Zentralgewalt der Krone, aber das kostspielige Nebeneinander der vielen voneinander unabhängigen Behörden vom Generalgouvernement bis hin zum Stadtvogteiamt, die Fülle neuer und meist unerprobter Gesetze und die Inkompetenz der vielen fremden Beamten schufen eine um sich greifende Rechtsunsicherheit und Lähmung des öffentlichen Lebens wie des Handels und des Handwerks. Die Wiborger Bürgerschaft, in schwedischer Zeit und später durch die Übernahme schwedischer Einrichtungen und Gesetze an der Verwaltung beteiligt, wurde nunmehr aus der Regelung ihrer Angelegenheiten weitgehend ausgeschaltet. Der Statthalter und Generalgouverneur war nach den Richtlinien



Schloß Monrepos, Hofseite im heutigen Zustand

der Zarin auf eine repräsentative Rolle und auf das Kommando über die Truppen beschränkt, was ihn von allzu großen Aktivitäten und Entfaltungsmöglichkeiten bei der Regierung der Provinz befreite. Die eigentlichen Verwaltungsaufgaben lagen beim Gouverneur, dem Generalleutnant Wilhelm v. Engelhardt, das Rechts- und Steuerwesen beim Vizegouverneur Iwan v. Neidhardt.

### Abschied aus russischen Diensten

Dabei war Friedrich energisch und arbeitsam, willensstark und mit einem außerordentlichen Gedächtnis ausgestattet, ein großer Kunstfreund und Sammler. Er las viel und reservierte täglich eine Stunde für den Unterricht in der damals nur von den unteren Schichten gesprochenen finnischen Sprache, in welcher er griechische Wortstämme zu entdecken glaubte. Allen Genüssen des Lebens zugeban, war er mit 30 Jahren schon so dick, daß sein Eßtisch einen Ausschnitt für seinen Bauch erhalten mußte. *Der dicke Sau* war sein Spitzname in Wiborg. Auf der anderen Seite schuf sich Friedrich – wie Jahre später auch in Württemberg – durch sein rücksichtsloses und despotisches Auftreten und durch seine verschwenderische und selbstherrliche Art viele Feinde. Intrigen und Widerstände blieben nicht aus. Göran Magnus Sprengporten, ein schwedischer Renegat in russischen Diensten, beschuldigte ihn schließlich geheimer Verbindung zum Erbfeind Schweden, als Friedrich 1785 bei einer Inspektionsreise in Fredriksham an der Grenze zum damals noch schwedischen Finnland mit einem ein-

flußreichen Schweden zusammentraf. Als die dadurch mißtrauisch gewordene Zarin ihn an seinem Hofe durch einen Vertrauten überwachen ließ, kam Friedrich 1786 um seine Entlassung nach und ging nach St. Petersburg. Nach dem Tode seines Nachfolgers Jakob Alexandrowitsch Graf Bruce, der nurmehr den Titel Oberbefehlshaber über die Statthaltschaft trug und sich kaum in Wiborg sehen ließ, wurde 1791 das Amt des Statthalters nicht mehr besetzt und Karelien sechs Jahre später dem «finnländischen Gouvernement», danach dem neuen Großfürstentum Finnland einverleibt.

Die Verstimmung zwischen Friedrich und Katharina II. kann jedoch nicht lange angehalten haben, denn schon bald darauf ernannte ihn die Zarin zum Gouverneur von Cherson und Oberbefehlshaber der russischen Truppen an der türkischen Grenze. Es erscheint fraglich, ob Friedrich diesen von St. Petersburg weit entfernten Posten überhaupt angetreten hat, denn noch im selben Jahr 1786 schied er ganz aus russischen Diensten aus und ging für ein Jahr in die Schweiz nach Lausanne, wo er seinerzeit seine Ausbildung vollendet hatte, bevor er im Alter von 36 Jahren 1790 zum ersten Mal württembergischen Boden betrat. Der Zufall wollte es, daß das Herrenhaus, das er in Lausanne von der Marquise de Langallerie mieten konnte, auch den Namen Mon-Repos trug, heute bekannt als Sitz des Internationalen Olympischen Komitees.

Auguste Karoline von Württemberg – bei lebendigem Leib eingemauert?

Mitbestimmend für die plötzliche Abreise aus Rußland war auch das schlechte Verhältnis Friedrichs zu seiner Gemahlin Auguste Karoline. Sie hatte eines Tages die schroffe Art und die demütigende Behandlung ihres Mannes nicht mehr ertragen und nach einer Theateraufführung unter den Augen der Hofgesellschaft die Zarin um Schutz gebeten, der ihr auch gewährt wurde. Friedrichs Stolz war tief getroffen, nichts konnte ihn mehr in Rußland halten. Auguste Karoline weigerte sich mitzukommen und blieb am Zarenhof. Nur mit Mühe konnte Friedrich die Herausgabe seiner Kinder Wilhelm, Paul und Katharina erreichen. Prinzessin Auguste Karoline starb im Alter von erst 24 Jahren bald nach der Abreise ihres Mannes und ihrer Kinder in Schloß Lohde bei Reval genau am 7. Geburtstag ihres geliebten ältesten Sohnes, am 27. September 1788. Um ihr Schicksal rankt sich eine dramatische Legende: Als Rivalin der Kaiserin Katharina II. bei einer Liebenschaft sei sie von dieser in das estländische Schloß verbannt worden. Ein Baron Lieven, angeblich der



LUDWIG VON NICOLAY.

Liebhaber, soll sie dort auf Geheiß der Zarin nach einem Starrkrampfanfall in einen Sarg gelegt und bei lebendigem Leib in der Gruft eingemauert haben.

Monrepos und die Familie von Nicolay

Schloß Monrepos hatte Friedrich bei der Abreise aus Rußland an den kaiserlichen Hofrat Donauhoff verkauft, der es aber bereits 1788 wieder an Ludwig Heinrich von Nicolay veräußerte. Nicolay, Sohn eines Straßburger Ratsherrn, war als Privatsekretär des russischen Gesandten in Wien Graf Rasumowski 1769 nach St. Petersburg gekommen und wurde dort Erzieher des Großfürsten Paul – Friedrichs Schwager – und später Kabinettssekretär des Zaren und zeitweise Präsident der russischen Akademie der Wissenschaften. Er und seine Nachkommen – der letzte Namensträger Paul von Nicolaj starb 1919 – waren sämtlich hochgebildete, kunstsinige und naturverbundene Männer, die meist im Dienst des Zaren standen. Sie blieben dabei tiefreligiöse evangelische Christen und taten viel für ihre Untergebenen und die Armen in Wiborg. Deutsch war weiterhin die Sprache, die auf Schloß Monrepos gesprochen wurde. 1801 erhielt Ludwig H. v. Nicolay durch kaiserliche Schenkung die vollen Besitzrechte über das Kronlehen. Neben seinen Verdiensten am Hof hat dabei wohl auch die Tatsache eine Rolle gespielt, daß 56 monolithische Granitsäulen

für den Neubau der Kasan'schen Kathedrale in St. Petersburg aus den Felsen des Gutes gewonnen wurden. Nach Abtretung von 150 Hektar Grund für das Festungsglacié für die Stadt Wiborg und den Friedhof verblieben noch 850 Hektar beim Gut.

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts ließ Ludwig H. v. Nicolay das Schloß durch den in St. Petersburg tätigen italienischen Architekten Martinelli umbauen und vergrößern und gab ihm damit sein heutiges Aussehen. Das Schloß erhielt damals ebenerdige Flügelbauten zu beiden Seiten, sein Mittelbau zur Hofseite ein Obergeschoß und zur Gartenseite einen von vier Säulen getragenen Vorbau mit Giebel, von dem eine große Freitreppe in den tiefer gelegenen Park führt. Die Paraderäume an der Gartenseite wurden mit großen bis zum Fußboden reichenden Fenstern ausgestattet und der Saal mit klassizistischen Ornamenten und Götterszenen an der Decke üppig ausgemalt. Auf der anderen Seite des Hofes entstand ein langgestreckter ebenerdiger Bau mit einem laternengekrönten Mittelgiebel für die Bibliothek.

In einem 1804 erschienenen Epos gibt Nicolay folgende poetische Schilderung seines Besitzes:

*Nur ein besorgtes Fleckchen sticht hervor,  
Den klugen Wirth verrathend, der sein Volk  
Und seinen Tisch mit saftigem Gemüs'  
Und süßern Früchten, als der kalte Grund  
Hier sonst erzeugt, zu versorgen strebt.*

*Des Güтчens letzte Gränze scheint dir hier  
Das Wohnhaus, das bescheiden, hölzern, doch  
Von Martinelli mit Palladischem  
Geschmack, dem Steine gleich, gebildet, sich  
Aus der Terrasse planem Grund erhebt.*

Die Räume füllten sich im Laufe der Jahre mit wertvollen Möbeln, Porzellan und Bildern des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Ludwig Heinrich von Nicolay legte ferner den Grundstock für eine wertvolle Bibliothek von 9000 Bänden, meist Werke europäischer Klassiker, die heute durch eine Stiftung des letzten Namensträgers Bestandteil der Universitätsbibliothek Helsinki ist. Kein Wunder, daß auch die Zaren bei ihren Reisen durch das Land gerne in Monrepos abstiegen. Im sogenannten Kaiserzimmer hing bis zum Zweiten Weltkrieg unter den Porträts der Zaren ein Gemälde der Zarin Maria Feodorowna, der Schwester Friedrichs von Württemberg, vom Hofmaler Lampi.

#### Park und Toteninsel

Einen besonderen Reiz erhielt der Park durch eine Vielzahl von Skulpturen und kleineren Bauten, die



Schloß Monrepos, Gartenseite im heutigen Zustand

zum großen Teil dem letzten Krieg zum Opfer gefallen sind. Der Marienturm, ein hölzerner Pavillon im chinesischen Stil, mit einer Aussichtsplattform auf der Spitze einer kleinen Halbinsel war der Zarin aus Stuttgart gewidmet, die das Innere mit pompejanischen Malereien schmücken ließ. Lange Zeit stand hier auch ihre Marmorbüste. Auf einem anderen Felsen steht heute noch ein Obelisk mit lateinischen Inschriften zur Erinnerung an die Prinzen August und Carl de Broglie, die in russischen Diensten in den Napoleonischen Kriegen ihr Leben ließen, 1827 errichtet von ihrem Schwager Paul von Nicolaj. Der bemerkenswerteste Bau im Park aber ist der Ludwigstein, ein kleines Kastell im normannischen Stil. Seine Anfänge gehen noch auf den Statthalter aus Württemberg zurück. Der Ludwigstein liegt bewußt von den Besuchern des Parkes abgeschirmt auf einer kleinen Insel, der sogenannten Toteninsel, und birgt die Begräbnisstätte der Besitzer. Ludwig H. v. Nicolay hat deshalb auf einer Säule die Inschrift anbringen lassen:

*Auf kurze Zeit ist dieser Hügel mein  
Auf lange Zeit bin ich dann sein.*

So bildete der Park von Monrepos bald eine vielbesuchte Sehenswürdigkeit. Schon von der Mitte des



Bibliotheksbau des Schlosses Monrepos bei Wiborg, Zustand im Juli 1983.

19. Jahrhunderts an war er der Öffentlichkeit zugänglich, wobei das Eintrittsgeld nach dem Willen der Besitzer den Armen der Stadt zugute kam. Nach dem Aussterben der Familie Nicolaij kamen Schloß und Park in den 20er Jahren in den Besitz der Stadt Wiborg.

#### Kindergarten im Kalinin-Kulturpark

Ein Besuch auf der Fahrt von Helsinki nach Leningrad zeigt uns Monrepos in seiner heutigen Funktion als Kindergarten «Märchenwald» im Kalinin-Kulturpark. Im Bibliotheksgebäude wohnen einige alte Frauen, aus der Küche des Schlosses dringt der Geruch von Kraut und Fisch, denn es ist Mittagszeit im Kindergarten. Die Fassade ist zwar vor nicht allzu langer Zeit neu gestrichen worden, aber innen sind die Wände kahl und die Decken ihrer Stuckornamente und Frescos beraubt. Reichlich verloren stehen die kleinen Kindergartenmöbel in den hohen Räumen. Nichts erinnert mehr an den glänzenden Hof des Statthalters aus Württemberg oder an die verfeinerte Kultur der Familie Nicolaij aus dem Elsaß. Außen sieht es nicht viel anders aus. Die große

Freitreppe zum Park ist kaum begehbar, die Wege sind verwildert, keine Blumen schmücken mehr die Rabatte vor dem Schloß. Die Arbeitskräfte reichen nur für den allernötigsten Unterhalt, bedauert der Verwalter. Immerhin deuten Gerüste am Einfahrtstor zum Park und um den romantischen Ludwigstein auf Restaurierungsabsichten hin, auch wenn noch keine Arbeiter zu sehen sind. Eine Fremdenführerin erklärt einer Gruppe von estnischen Lehrern die verbliebenen Monumente im Park und zeigt anhand von vergilbten Postkarten aus der finnischen Zeit, wie die fehlenden einst aussahen. Vielleicht ist das ein Zeichen, daß man auch im russischen Vyborg beginnt, sich auf die Geschichte zu besinnen. Im Wiborger Schloß wurde inzwischen ein kleines Museum eingerichtet, und 1975 erschien in Leningrad erstmals ein Buch über die Stadt, in dem auch die Vergangenheit von Schloß Monrepos behandelt und der Statthalter aus Württemberg erwähnt wird. Jener Russe, der bei unserer Rückkehr zum Schloßhof nicht die Schloßfassade, sondern unseren alten Opel Rekord als Kulisse für sein Familienfoto verwendete, war allerdings noch nicht von der Nostalgiewelle angekränkt.

# Buchbesprechungen

## Geschichtliche Landeskunde

AARON TÄNZER: **Die Geschichte der Juden in Württemberg.** Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1937, mit einem Vorwort von Paul Sauer. Verlag Wolfgang Weidlich Frankfurt am Main 1983. 190 Seiten. Gebunden DM 48,-

Diese Darstellung aus dem Jahr 1937, die als Reprint erschienen ist, entstand in einer Zeit, als sich die nationalsozialistische Einstellung zum Judentum bereits deutlich abzeichnete. Auch dem Autor, Bezirksrabbiner in Göppingen, ist diese Entwicklung nicht verborgen geblieben; am Schluß seines Vorworts deutet er sie vorsichtig an: *Unsicher und im Zeichen einer starken Auswanderung steht die Zukunft vor den Juden in Württemberg. So möge dieses Buch ein Zeugnis bilden für ihre Lebenskraft und ihre Pflichttreue in der Vergangenheit.*

In diesem Geiste ist das Buch von Aaron Tänzer geschrieben. Aus ihrer Geschichte sollten die vom NS-Staat diffamierten und verfolgten Juden die Kraft nehmen, das sie bedrohende Unheil durchzustehen. Der Gedanke an die Ausrottung seiner Leidensgenossen kam dem Autor nicht.

Im ersten Kapitel zeichnet Tänzer die Geschichte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in groben Zügen nach und behandelt im zweiten Kapitel – *Als Schutzjuden des Staates* – ausführlich die rechtliche Gleichstellung der Juden mit den Angehörigen des christlichen Glaubens. Die Veränderung des jüdischen Status beginnt mit der Zulassung der Juden zu allen bürgerlichen Gewerben und ihre Aufnahme in die Zünfte durch die Verordnung vom 5. Oktober 1809. Erst in der Verfassung vom 18. März 1924 wurde diese Entwicklung mit der völligen Gleichstellung abgeschlossen, nachdem den Juden mit einem Gesetz vom 31. Dezember 1861 die gleichen staatsbürgerlichen Rechte wie der christlichen Bevölkerung zugestanden worden waren. Diesen mühevollen, von vielen Rückschlägen für die jüdische Seite und nicht selten von Engstirnigkeit, Kleingeist und Ressentiments gekennzeichneten Weg schildert Tänzer ausführlich und geht dabei detailliert auf die einzelnen Stationen der Rechtsentwicklung ein. Im letzten Kapitel schildert der Autor jüdische Vereine und Stiftungen, die vielfach sozialen Zwecken dienen.

Aaron Tänzers Verdienst ist es, die veränderten rechtlichen Beziehungen der Juden zum Staat und die der jüdischen und christlichen Bevölkerungsteile untereinander während eines langen Prozesses aufgezeichnet zu haben. Letztlich wurde im Recht nur das nachvollzogen, was bereits vorher gesellschaftliche Realität geworden war. Kaum war die rechtliche Gleichstellung erreicht, wurde nicht nur sie radikal wieder beseitigt und mit der physischen Vernichtung der Juden begonnen, sondern auch das Verhältnis zur christlichen Bevölkerung zerstört und auf unabsehbare Zeit belastet.

Werner Frasch

INGRID BENTELE: **Krise und Nazis.** Die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und der Aufstieg der NSDAP in Tettang (1928–1933) (= Geschichte am See 21). Friedrichshafen 1983. Geheftet

In diesem Band zeigt Ingrid Bentele am Beispiel von Tettang die Zusammenhänge zwischen der Wirtschaftskrise der späten dreißiger Jahre und dem Aufstieg der NSDAP auf. Der Initiative der Herausgeber dieser Materialien zur Regionalgeschichte ist es zu verdanken, daß die materialreiche Arbeit, die als Zulassungsarbeit zur wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an der Universität Konstanz entstanden ist, nun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, statt wie üblich in den Regalen des zuständigen Oberschulamtes zu verstauben.

In der Weimarer Republik wies das damalige Oberamt Tettang mit Ausnahme der Gemeinden Friedrichshafen und Schnetzenhausen eine kleinbetriebliche Agrarstruktur auf. Grundlage der Landwirtschaft bildeten Viehzucht und Milchwirtschaft, aber auch der Hopfenbau. Politisch war das Gebiet, in denen die Protestanten nur eine verschwindende Minderheit bildeten, fest in der Hand des Zentrums. Ansonsten verfügte nur noch der Württembergische Bauern- und Weingärtner-Bund über eine gewisse Bedeutung.

Eine Hopfenkrankheit, sinkende Preise für landwirtschaftliche Produkte sowie generelle Absatzschwierigkeiten läuteten die Krise ein. Zunehmende Konkurse, Zwangsverkäufe und Auswanderungen verbreiteten ein Gefühl von Angst und Ausweglosigkeit. Dieses Klima der Verunsicherung wußten sich die Nationalsozialisten zunutze zu machen. Anhand einer gründlichen und differenzierten Analyse der Tageszeitung, dem damaligen Amtsblatt aus dem Verband Oberschwäbischer Zeitungsdruckereien, kann die Verfasserin zeigen, wie die Nationalsozialisten, die meist von auswärts kamen, mittels einer energischen Agitation seit 1930 in Tettang Fuß fassen konnten. Der NSDAP kam dabei zugute, daß sie an die antimarxistischen Ressentiments und nationalen Vorbehalte der Zentrumspropaganda anknüpfen konnte. Den skrupellosen Versprechungen der NS-Propagandisten konnten die Zentrumspolitiker jedoch nur wenig entgegensetzen. Den Wunsch nach einem starken Mann konnten sie kaum befriedigen. Hinzu kam, daß die Koalitionsverhandlungen, die das Zentrum nach der Reichstagswahl vom Juli 1932 mit der NSDAP führte, letzte Vorbehalte gegenüber der *kirchenfeindlichen* NSDAP ausräumten. So ließen sich auch die Tettanger von den nationalen und christlichen Parolen des neuernannten Reichskanzlers Adolf Hitler täuschen und wählten – zumindest in acht Gemeinden des Oberamtes – mit mehr als 45 Prozent die NSDAP. In Langnau, Neukirch und Meckenbeuren übertraf der NSDAP-Stimmenanteil bei der letzten, schon nicht mehr freien Wahl der Weimarer Republik sogar den Reichsdurchschnitt. Daß der Raum Tettang dennoch eine vergleichsweise *beachtliche Resistenz gegen die NSDAP*

aufwies, ist sicherlich mit dem festverankerten katholischen Milieu zu erklären. Bezeichnenderweise waren die meisten der 1933 eingesetzten NS-Gemeinderäte Protestanten. Doch zur Klärung dieser Frage verweist die Autorin auf zukünftige Arbeiten.

Benigna Schönhagen

FRIEDRICH CHRISTOPH OETINGER: **Etwas Ganzes vom Evangelium.** Friedrich Oetingers Heilige Philosophie. Ein Brevier. Unter Mitarbeit von Richard Haug ausgewählt und zusammengestellt von Guntram Spindler. Ernst Franz Verlag Metzingen 1982. 528 Seiten. Leinen DM 44,-  
Nachdem Ende 1982 eine Ausstellung in der Württembergischen Landesbibliothek Leben und Werk des 1702 in Göppingen geborenen und 1782 in Murrhardt gestorbenen Prälaten, Theosophen und Naturforschers Friedrich Christoph Oetinger der Öffentlichkeit vorgestellt hat, bietet nun das von Richard Haug und Guntram Spindler betreute Brevier mit Texten von Oetinger eine wertvolle Ergänzung. In einer bemerkenswerten Einleitung setzt sich Guntram Spindler mit der Theosophie Oetingers und ihrem historischen Rang auseinander. Der Aufsatz ist zugleich eine hilfreiche Einführung in die Schriften des Murrhardter Prälaten. Die Auswahl aus dem Werk nimmt Rücksicht auf den Leser von heute, ohne indessen Oetingers Sprache anzutasten. Auf jeden Fall vermittelt das Brevier einen guten Einblick in die Gedankenwelt Oetingers. Es kann über den theologischen Inhalt hinaus als das Bekenntnis eines Mannes gelten, dem es um Erkenntnis und Wahrheit ging. Oetinger selbst formulierte es so: *Ich suche Einfalt in allem: Einfalt in der Wahrheit, Wahrheit in der Einfalt, Geduld in der Wahrheit, Standhaftigkeit in der Geduld.*  
Heinrich Domess

LORENTIUS HOFFSTETTER: **Reutlinger Chronic vom Ursprung der Stadt und was sich Merkwürdiges zugetragen bis 1691.** Bearbeitet von PAUL SCHWARZ (Reutlinger Geschichtsblätter Neue Folge 20/21, Jg. 1981/82). Reutlingen 1982. 483 Seiten. Kartoniert

Im Jahr 1653 ist Lorenz Hoffstetter, damals 24 Jahre alt, Praeceptor, also Lehrer, an der Deutschen Schule in Reutlingen geworden. In seiner handschriftlichen Chronik notierte er allerhand Kunterbuntes und Wichtiges zur Geschichte der Reichsstadt von deren sagenhaften Gründung bis in seine eigene Zeit. Besonders interessant ist seine ausführliche, rund drei Viertel der Chronik einnehmende Schilderung der Zustände und Ereignisse in der Stadt, wie er sie selbst bis zu seinem Tod 1692 erlebt hat. So findet man das Wetter ebenso verzeichnet wie die Lebensmittelpreise, die Taufen, Skandale oder Sensationen, Biographisches, Streitereien, Politik. Da die Reutlinger Ratsprotokolle für das 17. Jahrhundert verloren gegangen sind, kommt der Hoffstetter'schen Chronik als Quelle zur Geschichte der Reichsstadt und ihrer Umgebung eine außerordentliche Bedeutung zu. So ist es zu begrüßen, daß der Reutlinger Stadtarchivar in jahrelanger Arbeit die Chronik transkribiert und für den Druck zubereitet hat. Wer nicht den gesamten, manchmal nicht leicht lesbaren

Band durcharbeiten will oder nur an speziellen Themen interessiert ist, dem hilft neben einem Personen- und einem Ortsregister das 20 (!) Seiten umfassende Inhaltsverzeichnis.

Sibylle Wrobbel

**Das archäologische Jahr in Bayern 1982.** Hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und von der Gesellschaft für Archäologie in Bayern. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 171 Seiten mit 149 teils farbigen Abbildungen, Textabbildungen und Plänen. Pappband DM 48,-

In qualitätvoller Aufmachung präsentiert dieser dritte Band des Jahrbuchs die wichtigsten im Jahr 1982 erzielten Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen, Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten in Bayern. Die 64 meist von Mitarbeitern des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege verfaßten Kurzberichte betreffen fast alle Epochen der Vor- und Frühgeschichte, des Mittelalters und der Neuzeit bis hin zum Barock. Kartenausschnitte, Grabungspläne und Abbildungen herausragender Fundstücke illustrieren die Texte. Angesichts der vielen Fundorte und einer unterschiedlichen Bedeutung der beschriebenen Unternehmungen und Objekte wird mancher Leser eine Übersichtskarte und eine zusammenfassende Bewertung vermissen. Dem Buch vorangestellt sind Nachrufe auf Rainer Christlein, der als verdienstvoller ehemaliger Leiter der Abteilung für Vor- und Frühgeschichte des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege auch die Reihe des vorliegenden Jahrbuchs initiiert hat.

Siegfried Albert

A. SCHILLING: **Die Reichsherrschaft Justingen.** Ein Beitrag zur Geschichte von Alb und Oberschwaben. Nach urkundlichen und anderen authentischen Quellen zusammengestellt und bearbeitet. Reprint der Ausgabe Stuttgart 1881. Rainer G. Feucht Allmendingen 1983. 162 Seiten. Leinen DM 29,80.

Schillings Untersuchung ist weit mehr als nur eine durch *eigene Neigung und mir gewordene Aufmunterung* veranlaßte vaterländische Geschichte der Reichsherrschaft, in der dem Leser das Wesen der Reichsfreiheit oder allein die Person Anselms, des sicher bekanntesten aller Söhne des Ortes Justingen, beschrieben wird.

Wer wußte aber, daß der Erzieher und natürliche Vetter Eberhards im Bart, der berühmte Johann Vergenhans, aus Justingen stammte? Über ihn, den ersten Rektor der Universität Tübingen, wird hier ebenso berichtet wie über den Astronomen Johann Stöffler, der den seltenen Sprung aus dem Justinger Dorfpfarrhaus auf ein naturwissenschaftliches Ordinariat in Tübingen schaffte und als geistiger Ziehvater Keplers gilt. Im Jubiläumsjahr der Reformation in Württemberg kommt aber im Besonderen den Ausführungen Schillings über den schlesischen Schwärmer Caspar Schwenckfeld Bedeutung zu, dem bekanntlich eine freundschaftliche Verbindung zu Ursula Thumb, der Tochter des württembergischen Erbmarschalls, nachgesagt wird, deretwegen Herzog Ulrich seinen eigenen Stallmeister ermordet hatte. Schwenckfeld



lebte lange Jahre unter dem Schutz Georg Ludwigs von Freiberg auf dem Justinger Schloß, nachdem er zurecht den Zorn des württembergischen Herrschers wie auch derjenigen Theologen befürchten mußte, die sich im Streit um das reine Evangelium im Lande nach 1534 endlich durchgesetzt hatten. Für den interessierten Besucher, Bewohner und Heimatforscher gleichermaßen ist die vorliegende Reprintausgabe eine vorzügliche Quelle, schöpft sie doch aus Archivalien, die wie die freiherrlich freibergischen heute nicht jedermann zugänglich sind. Ein vollständiges Ortsregister erleichtert die Lektüre. Wehmütig mag es den Leser allenfalls stimmen, daß es vergleichbare Untersuchungen, die inhaltlich über die Oberamtsbeschreibungen hinausgehen, nicht für jede vormalige Adels Herrschaft in Alt- und Neuwürttemberg gibt. Das Beispiel der Familien Späth und Tessin, die ihre Archive hartnäckig jeder Forschung vorenthalten, macht dies schmerzlich bewußt.

Rudolf Bütterlin

**Das Amtsoberamt Stuttgart.** Bearbeitet von Chr. Böhm, A. Buck und K. Fischer. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1915 mit einer farbigen Karte und einem Beitrag von Christine Bührlen-Grabinger zur Geschichte des Amtsoberamts Stuttgart und seiner Nachfolger. Verlag Karl Scharr Stuttgart-Vaihingen. 149 Seiten. Broschiert  
Das Amtsoberamt Stuttgart bestand bis zu seiner Auflösung im Jahr 1938 im wesentlichen aus den Filderorten und hatte einst mit einem nördlichen und einem schwächeren östlichen Ausläufer zu einem erheblichen Teil die Residenzstadt Stuttgart umschlossen. Während in anderen Oberämtern die Oberamtsstadt meist auch den geographischen Mittelpunkt des Oberamts bildete, auf jeden Fall aber in seinem Gebiet lag, war dies beim Amtsoberamt Stuttgart anders: Herzog Eberhard Ludwig hatte die Einheit von *Stadt und Land* 1699 beseitigt und das Amt von der Residenzstadt getrennt. Mit der Umbenennung der Ämter in Oberämter im Jahr 1759 wurde das Stuttgarter Amt – zur Unterscheidung vom Stadtoberamt – das Amts- oberamt geheißen.

Die Anregung zu dieser Schrift geht auf eine Schulkonferenz in Bernhausen im Jahr 1912 zurück. Verzögert durch die Kriegereignisse konnte das Bändchen 1915 erscheinen und gemäß der Zielsetzung der pädagogisch geschulten Autoren *die Liebe zur Heimat* wecken. Geschildert werden in recht anschaulicher und durchaus sachlicher Weise die Vergangenheit der Oberamtsgemeinden und manche historische Begebenheit. Aus heutiger Sicht ist die farbige Schilderung über *Leben und Treiben der Filderbewohner* bereits als volkswissenschaftliche Quelle zu betrachten. Der Neudruck des alten Heimatbuches ist zu begrüßen, da es ein über Jahrhunderte unter einer Verwaltung zusammengefaßtes Gebiet behandelt, das bei der Neuordnung im Jahr 1938 auf drei Rechtsnachfolger – Stadt Stuttgart sowie die Landkreise Böblingen und Esslingen – aufgeteilt wurde. Angereichert ist die ursprüngliche Darstellung durch einen Beitrag zur Geschichte des Amtsoberamts einschließlich der Entwicklung seit dem Jahr 1915.

Werner Frasch

**Blätter zur Stadtgeschichte.** Heft 1. Hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis für Stadtgeschichte. Bietigheim-Bissingen 1983. Broschiert

Das neuerwachte historische Interesse hat zu einer Renaissance von Orts-, Stadt- und Heimatgeschichte geführt. Zahlreiche neue Publikationsreihen, Vereine und Institutionen zeugen von den neugestellten Fragen an die eigene Geschichte.

Auch die Stadt Bietigheim-Bissingen versucht, dieser wiedererwachten historischen Wißbegierde mit einer neuen stadtgeschichtlichen Reihe Rechnung zu tragen. Das erste Heft dieser *Blätter zur Stadtgeschichte* liegt nun vor. Auf hundert Seiten behandelt der mit Fotografien, Statistiken und einer Jahreschronik ausgestattete Band drei unterschiedliche Themen der lokalen Geschichte. Sie sollen als »Bausteine« für eine zukünftige Bietigheim-Bissinger Stadtgeschichte dienen.

Günther Bentele skizziert die Entstehung der Stadt Bietigheim aus der ehemaligen alemannischen Siedlung. Der ungewöhnliche Verlauf der alten Verkehrsachsen läßt eine *politische Straßenführung* (Decker-Hauff) erkennen, deren Ziel es war, den Markt, das wichtigste Charakteristikum der zur Stadt erhobenen Gemeinde, unter die Kontrolle der Grafen von Württemberg zu bringen. Auch die im Anschluß an die Stadterhebung von 1364 erfolgten Stadterweiterungen lassen deutlich das Interesse des gräflichen Hauses an diesem »württembergischen Brückenkopf« erkennen.

Der zweite Beitrag ist den außer Landes gewiesenen Salzburger Protestanten gewidmet. Deren kurzen Aufenthalt im verschneiten Bietigheim während des Frühjahrs 1732 hat Erwin Mickler anhand der akribisch geführten Verpflegungsliste und Spesenabrechnung des damaligen Bietigheimer Amtmanns rekonstruiert.

Im letzten Aufsatz schließlich beschäftigt sich Michael Schripf gemäß dem Anspruch der *Blätter*, auch stadtgeschichtlich «heiße Eisen» anpacken zu wollen, mit den ersten Monaten der nationalsozialistischen Herrschaft in den drei unterschiedlich strukturierten Orten Bietigheim, Bissingen und Untermberg. In allen drei Gemeinden konnte die NSDAP bei der letzten Wahl der Weimarer Republik die Fünfzig-Prozent-Marke nicht erreichen. In der *roten Hochburg* Untermberg erzielte die KPD vielmehr noch am 5. 3. 1933 47 (!) Prozent der Stimmen. Doch nachdem die neuen Machthaber mit Hilfe des Reichspolizeikommissars von Jagow auch das Land Württemberg gleichgeschaltet und die geschäftsführende Regierung Bolz abgelöst hatten, wurden Widerstand und Opposition rigoros ausgeschaltet. Die nicht genehmen Bürgermeister in Besigheim und in Bissingen wurden denunziert und abgesetzt bzw. durch nationalsozialistische Staatskommissare ersetzt. Diese sorgten dafür, daß ihre Orte mit *einer nicht für möglich gehaltenen Geschwindigkeit auf allen Ebenen gleichgeschaltet wurden.*

Benigna Schönhagen

**Schwäbisch Gmünd:** Fotos von Ludwig Windstoßer (†) und Peter Windstoßer. Texte von HERMANN EHINGER und

RUDOLF SAUTER. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 124 Seiten mit 90 Tafeln, davon 30 in Farbe. Leinen DM 49,80 *Es soll Gmünder geben, die halten sich und ihre Stadt für den Nabel der Welt. Besonders sich.* Hermann Ehinger, in Gmünd aufgewachsen, kann es sich als einer, der die Stadt verlassen hat und »draußen« etwas geworden ist, leisten, in einem hochoffiziellen Bildband der Stadt Schwäbisch Gmünd so Lächerliches, wenn auch nicht Unbegründetes, zu schreiben. Seine *Erinnerungen eines Gmünder, der auszog, das Heimweh zu lernen* fangen auf sympathische Weise Atmosphärisches ein, ohne ins nostalgische Schwärmen zu geraten. Da ist Rudolf Sauter, als Professor an der Gmünder Hochschule – der Pädagogischen – ein stadttragendes Element, schon eher dazu verpflichtet, die rhetorische Kunstform des Städtelobs über den Ort – ein modernes, hochindustrialisiertes Gemeinwesen – zu stützen. Doch auch dieser Part des Bandes ist wohlgefällig geraten. Und die Hauptsache, die Bilder? Schöne Aufnahmen sind es, gewiß. Allein es fehlt der »Pfiff«. Alles hübsch konventionell, Münster und Johanniskirche und Stadtfest, mit arg biederen Bildunterschriften, ab und zu ein nettes Farbbild aus dem Leben ausgewählter – zahlender – Firmen. Wer sieht auch nicht lieber die *Montage von ZF-Zahnstangen-Hydrolenkungen* auf einem der teuren Farbbilder als etwa die kultur- und kunsthistorisch hochinteressante *Fastenkrippe* im städtischen Museum? Dennoch: Gmünds Urbanität ist, nicht zuletzt dank Mutlangen, eine etwas explosivere Mischung, als dieses in den Bildern etwas zu sonnig geratene Buch weismachen will.

Klaus Graf

## Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

HEINRICH MEIER: **Der ehemalige Bergbau in Neubulach** unter Berücksichtigung der geologischen und mineralogischen sowie strukturellen Facies der Lagerstätten. Druckhaus Müller Neubulach im Auftrag der Stadt Neubulach 1982. 168 Seiten mit zahlreichen teils farbigen Abbildungen. Kartiert DM 25,-

Der Bergbau in Neubulach, dessen Hauptblütezeit zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert lag, hat eine bis ins 11. Jahrhundert zurückreichende Tradition. Ihm verdankt die Stadt ihre Gründung. Der Bergbau, der einst eine reiche Ausbeute erbrachte, verlor zu Beginn des 19. Jahrhunderts seine Bedeutung und ist heute eingestellt. Geschürft wurde nach Azurit, Silber, Kupfer und später auch nach Wismut. Der Großteil des alten Stollennetzes ist inzwischen kartiert und vermessen. Der Hella-Glück-Stollen konnte begehbar und für Besucher als Schaustollen erschlossen werden. Unter ärztlicher Betreuung suchen heute viele Asthmakranke im ausgebauten Hoffnungsgang Linderung. Im angeschlossenen Mineralienmuseum wird Fördergut des alten Bergwerks ausgestellt.

Seit 1969 beschäftigt sich der ehemalige Berg-Ingenieur Heinrich Meier, auch bekannt unter dem anerkannt gemeinten Namen »Bergwerk-Meier«, mit dem Bergbau in Neubulach. Er schuf mit dem vorliegenden Buch einen bedeutenden Beitrag zur Erschließung der alten Neubulacher Bergwerksstollen. Fast zur Hälfte sind Zeitdoku-

mente, alte Stiche, Zeichnungen, Urkunden und Schriften zu finden; ergänzt werden diese durch neue Bilder, Skizzen über die ehemaligen und heute noch vorhandenen Bergwerksanlagen sowie detaillierte Informationen über den Bergbau in den heutigen Stadtteilen von Neubulach. Der Anhang enthält ein Verzeichnis bergmännischer Begriffe, eine Maß- und Münztabelle, ein Schriftenverzeichnis sowie ein Namens- und Ortsregister. In einem besonderen Teil werden die in Bulach gefundenen Mineralien verständnisvoll interpretiert.

Das vorliegende Werk ist eine ausgezeichnete Darstellung zur Einführung in ein Wissensgebiet für Fachleute und andere Interessierte, in dem noch vorhandene Daten und Fakten der Historie des Bergbaus in Neubulach gesammelt, zusammengestellt und ausgewertet wurden. Das Buch darf als Leitfaden für den Bergbaufachmann, Mineralogen, Geologen, Heimatforscher, Touristen und interessierten Einheimischen bestens empfohlen werden. Es wird sicherlich das heimatgeschichtliche Interesse der Bevölkerung und der interessierten Fachwelt für den Neubulacher Bergbau anregen.

Manfred Ernst Ganz

GOTTFRIED PLUMPE: **Die württembergische Eisenindustrie im 19. Jahrhundert.** Eine Fallstudie zur Geschichte der industriellen Revolution in Deutschland. (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 26.) Franz Steiner Verlag Wiesbaden 1982. XIV, 471 Seiten. Kartiert DM 46,- Wenn heute von der württembergischen Industrie die Rede ist, denkt man zunächst an Automobilbau, Elektrotechnik oder Werkzeugmaschinenbau. Alle drei Branchen sind der metallverarbeitenden Industrie zuzurechnen; doch von deren Wurzeln ist in der hier anzuzeigenden Arbeit nur am Rande die Rede. Plumpe stellt nicht die eisenerzeugende, sondern die eisenerzeugende Industrie in das Zentrum seiner Studie, die vom Fachbereich Geschichtswissenschaft der Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommen wurde.

Auf die jahrhundertealte Tradition der Eisenerzeugung an Brenz und Kocher, im Gebiet der oberen Donau und des Nordschwarzwalds war zuletzt 1965 Manfred Thier in seiner mit dem Jahr 1802 schließenden *Geschichte der Schwäbischen Hüttenwerke* in umfassender Weise eingegangen. Wer sich über die württembergische eisenerzeugende Industrie in der Phase der Industrialisierung informieren wollte, der mußte bis vor kurzem auf jahrzehntealte Studien zurückgreifen. Plumpes Darstellung führt nun weit über das bisher Gebotene hinaus. Sein Anliegen ist nicht nostalgisches Eingehen auf Wasserralfinger gußeiserne Öfen und Brunnentröge oder Friedrichstaler Sensen, sondern die übergeordnete Fragestellung: *Wie entwickeln sich wirtschaftlich und technisch unteroptimale Standorte in einer von anderen Entwicklungszentren getragenen Dynamik?* Plumpe geht diese Aufgabe in drei Kapiteln an. Zunächst werden die Grundlagen der württembergischen Eisenerzeugung geschildert: die Erzlagerstätten, Erzqualitäten und Fördertechnik, Fördermengen und Erzaufbereitung. Es geht um die Bereitstellung von Energie und Brennstoff sowie die dabei auftretenden Kosten; die Beschäftigten-

zahlen auf den Hüttenwerken werden ebenso verfolgt wie Lohnentwicklung, Einkommensdifferenzierung und Verwaltungskosten. Bereits in diesem Abschnitt zeigt sich Plumpe prinzipielles Interesse an quantitativer Wirtschaftsgeschichte, der es um die Erstellung und Interpretation sogenannter *langer Zahlenreihen* geht. Jahr für Jahr werden die Werte bestimmter Indikatoren aufgelistet, nachdem sie durch Umrechnung von Maß- und Währungseinheiten einander angepaßt worden sind. Diesem Anliegen kommt die genaue Buchführung der in Staatsregie betriebenen Hüttenwerke sehr entgegen. In dieser detailgenauen statistischen Erfassung dürfte die Hauptleistung des Verfassers liegen.

Das zweite Kapitel handelt von *Produktionstechnik und technischer Entwicklung*. Das Hüttenwesen des 19. Jahrhunderts war vielfältigen Veränderungen unterworfen: Übergang von Holzkohle auf Steinkohle bzw. Koks, von hölzernen Spitzbalggebläsen auf gußeiserne Kasten- und Zylindergebläse, Veränderungen in der Hochofenbauweise usw. Ausführlich wird die Rolle der württembergischen Hütten bei der Einführung der Winderhitzung dargestellt. Insbesondere der Wasserialfinger Hüttenverwalter Faber du Faur spielte eine wesentliche Rolle bei der Übernahme dieses von dem Schotten Neilson entwickelten Verfahrens in die kontinentale Hüttentechnik. Der sogenannte *Wasserialfinger-Apparat* wurde in weiten Teilen Europas ein Begriff. Plumpe zeigt durch genauen statistischen Vergleich, daß die württembergischen Hütten durch derartige Innovationen innerhalb der deutschen eisenerzeugenden Industrie noch zu Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte eine ausgezeichnete Stellung bei der durchschnittlichen Hochofenleistung einnahmen. Die epochale Standortverschiebung dieser Branche – weg von den Mittelgebirgsbächen und -wäldern, hin zur Steinkohle – konnte so durch technische Spitzenleistungen zumindest bis etwa 1870 unterlaufen werden. Ausführliche Darstellung finden auch die württembergischen Staatshammerwerke und deren Ablösung durch Puddelanlagen und Walzwerke, wobei wiederum das Hauptinteresse der Leistungsfähigkeit sowie den Anlage- und Betriebskosten gilt, also letztendlich der Rentabilität.

*Das Wachstum der Württembergischen Eisenindustrie im 19. Jahrhundert* ist Thema des dritten und letzten Kapitels. Hierbei werden folgende Abschnitte unterschieden: eine Periode der relativen Stagnation von 1810–1850, eine durch zyklisch verlaufendes, außerordentliches Wachstum gekennzeichnete Periode von 1850–1874 (Eisenbahnbau!) und der Zeitraum von 1874–1894, in dem *die Anpassung der württembergischen Eisenindustrie an die industriellen Standortbedingungen abgeschlossen wird*.

Für eine am quantitativen Geschehen orientierte Wirtschaftsgeschichte kann durch diese Studie die Entwicklung der staatlichen Eisenwerke im Württemberg des 19. Jahrhunderts als aufgearbeitet gelten. Nicht einbezogen wurden jedoch die privaten Hammerwerke in Ernsbach oder Gelbingen und die vielen kleinen ländlichen Hammerschmieden, die mit den Staatsbetrieben in Abtsgmünd oder Friedrichstal zu konkurrieren hatten. Die vorliegende Arbeit ist durch die Auswertung von Bestän-

den in den Archiven Stuttgart, Ludwigsburg und Sigmaringen zustande gekommen. Durch die Einbeziehung der einzelnen Gemeindecarchive könnte insbesondere die sozialgeschichtliche Seite der württembergischen Eisengewinnung und -verarbeitung weiter vertieft werden. Bedauerlich bleibt die Entscheidung der Schwäbischen Hüttenwerke, Plumpe die Auswertung ihres Werksarchivs zu untersagen; besonders wenn man bedenkt, daß sich diese Firma zu einem erheblichen Prozentsatz im Besitz des Landes Baden-Württemberg befindet.

Frieder Schmidt

**Akten zur Wohltätigkeits- und Sozialpolitik Württembergs im 19. und 20. Jahrhundert.** Inventar der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins und verbundener Wohlfahrtseinrichtungen im Staatsarchiv Ludwigsburg. Bearbeitet von Wolfgang Schmierer, Karl Hofer und Regina Schneider nach Titelaufnahmen von Hans-Ewald Keßler. (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Band 42.) Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1983. 493 Seiten. Leinen DM 66,-

Die Akten der ehemaligen Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins und der damit verbundenen Einrichtungen spiegeln einen weiten Bereich der sozialen Verhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert in Württemberg wider. Ausgelöst durch die Versorgungskrisen des Hungerjahres 1816 und initiiert von Königin Katharina und König Wilhelm I. entfalteten die *Wohltätigkeitsvereine* bei dieser und bei späteren Notlagen zahlreiche Aktivitäten. Mit dieser umfassenden, landesweiten durch die staatliche Obrigkeit angelegten und geförderten *sozialen Fürsorge* wurde weitgehend Neuland betreten, schaltete der Staat sich doch wie nie zuvor aktiv in die Behebung sozialer Notstände ein. Entsprechend obrigkeitsstaatlich muten uns deshalb auch manche der damaligen Maßnahmen an, wenn wir etwa an die allorts eingerichteten Industrie-, Strick- und Flecht-schulen denken. Viele andere Maßnahmen folgten. Die reichhaltigen Aktenbestände – ohne nennenswerte Verluste erhalten – werden in diesem Inventar nachgewiesen, das auf der Grundlage detaillierter Findbücher, die bei der Benutzung im Staatsarchiv zur Verfügung stehen, angefertigt wurde.

Nicht nur die Landes- und die Sozialgeschichte werden von dem Inventarband profitieren. Auch für die lokale Geschichtsforschung können die örtlich bedeutsamen Akten ermittelt werden, denn neben einem Sachindex erschließen auch ein Personen- sowie ein geographischer Index den Inhalt des Bandes.

Werner Frasch

HENRICH TIESSEN: **Industrielle Entwicklung, gesellschaftlicher Wandel und politische Bewegung in einer württembergischen Fabrikstadt des 19. Jahrhunderts:** Eßlingen 1848–1914. (Esslinger Studien, Band 6.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 448 Seiten, 65 Tabellen und 9 Abbildungen. Broschiert

Die Stadt Esslingen und die Esslinger Unternehmen werden immer wieder gerne als Forschungsgegenstand aufgegriffen. Der Verfasser untersucht die industrielle Ent-

wicklung, den gesellschaftlichen Wandel und die politische Bewegung Esslingens von 1848 bis 1914. Die Forschung hat in den in dieser Veröffentlichung angesprochenen Themen eine geradezu explosive Entwicklung genommen. Der Verfasser teilt seine Arbeit in fünf Abschnitte: 1. Die Entstehung der ersten industriellen Großbetriebe in Eßlingen und deren Entwicklung bis zur Gründung der Maschinenfabrik Eßlingen (1846). Die Textilindustrie ist Trägerin des industriellen Wachstums. 2. Die Entwicklung der Fabrikstadt Eßlingen von 1846 bis zur Handelskrise 1857/59. 3. Industrieller Ausbau und Grundlegungen von der Handelskrise bis in den Gründerboom (1861 bis um 1875). 4. Wirtschaftskrise der späten 1870er Jahre, starkes Wachstum der Metallindustrie und Wandlungen der Eßlinger Gesellschaft im Kaiserreich (1875 bis 1895). Den Schwerpunkt im politischen Bereich legt der Verfasser in die 1870er und 1880er Jahre mit ihren politischen und sozialen Konflikten. 5. Eßlingen auf dem Wege zur Hochindustrialisierung und wirtschaftliche Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg (1895 bis 1914).

Diese fünf Abschnitte werden nach folgendem Raster durchleuchtet: 1. Untersuchung über die Entstehung und die Entwicklung der Fabrikindustrie, den Industrialisierungsprozeß und die Auswirkungen auf die Esslinger Wirtschaftsstruktur. 2. Aus den Veränderungen der Produktionsformen und der Wirtschaftsstruktur ergaben sich grundlegende soziale Wandlungen. Diese versucht der Verfasser zu quantifizieren. 3. Das Aufzeigen langfristiger und sozialer Wandlungen im politischen Geschehen Esslingens.

Die Arbeit stellt aufgrund umfassenden Quellen- und Archivstudiums und breiter Darbietung des Materials einen wesentlichen Beitrag für die so dringend notwendigen vergleichenden Forschungen zur kommunalen Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte dar. Ein hochaktuelles Buch solchen Umfangs und Inhalts sowie einer solchen Daten- und Faktenfülle liest man nicht in einem Zug. Die aufgefächerte Gliederung, vier Exkurse, 65 Tabellen sowie ein Personen- und Firmenregister bieten einen guten Zugriff zu der gebotenen Stofffülle. Ein umfangreicher und informativer Anmerkungsapparat zeigt die Tiefe und Breite der bearbeiteten Forschungsthemen.

Manfred Ernst Ganz

HARALD WINKEL (HG): **Geschichte und Naturwissenschaft in Hohenheim.** Beiträge zur Natur-, Agrar-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Südwestdeutschlands. Festschrift für Günther Franz zum 80. Geburtstag. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. X, 338 Seiten. Leinen DM 120,-

Mit einer Tabula gratulatoria und vierzehn Beiträgen ehrte die Universität Hohenheim ihren Emeritus und Altrector anlässlich seines 80. Geburtstages. 1957 auf den einzigen Lehrstuhl für Agrargeschichte in der Bundesrepublik berufen, wirkte der Verfasser des Standardwerks *Der deutsche Bauernkrieg* in vielfältiger Weise für die Fortentwicklung seiner Disziplin. Wie der Herausgeber der Festschrift im Vorwort zurecht betont, *hat Günther Franz Hohenheim zu einem Kristallisationspunkt agrarhistorischer Forschungsarbeit*

*werden lassen.* Bereits zwei Festschriften hatten – anlässlich des 65. und 75. Geburtstags – Agrargeschichte und Geschichte behandelt. Nun sollte ein dritter wichtiger Bereich im Leben von G. Franz ausgeleuchtet werden: sein Wirkungsraum Universität Hohenheim, deren Geschichte und die wissenschaftlichen Leistungen ihrer Mitarbeiter.

U. Thomas berichtet über *Anfänge und erste Entwicklungen der Hohenheimer Akademie-Statuten.* Ausgehend vom ersten Entwurf *organischer Artikel* des Gründungsdirektors Schwerz (1818) wird die Gestaltung der Statuten in den folgenden Jahrzehnten untersucht. Minutiös verfolgt der Autor die Weiterentwicklung der Statuten bis in die 1840er Jahre, wobei die Bestimmungen mit Hochschulereignissen und den politischen Geschehnissen im Lande konfrontiert werden.

*Die bauliche Entwicklung der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim 1963–1965* ist der Beitrag von A. Lang übergeschrieben, welcher anhand von Plänen schildert, wie das traditionsreiche Hochschulareal an die neuen Erfordernisse – steigende Studentenzahl und erweiterte Anforderungen an den gesamten Forschungs- und Lehrbetrieb – angepaßt worden ist.

Einen Sprung zurück ins 19. Jahrhundert machen J. K. Hinrichsen und U. Weiler mit ihrem Beitrag über die Hohenheimer Schafzucht, die 1822 mit dem Anschluß der Landesstammeschäferei an das landwirtschaftliche Institut einsetzte. Auf das *Hohenheimer Flachsbergungs- und -handelsgeschäft* geht K. Herrmann ein. Diese Sondereinrichtung wurde 1842 geschaffen, konnte jedoch den in sie gesetzten hohen Erwartungen nicht gerecht werden und stellte bereits acht Jahre später ihre Tätigkeit wieder ein. Gerade dieses Fehlschlagen erscheint dem Verfasser verfolgenswert, gehen doch *von den »Mißerfolgen« gelegentlich Impulse aus, die in ihrer Wirkung weit höher einzuschätzen sind als die mancher Erfolge.*

*Die Temperaturverhältnisse in Stuttgart-Hohenheim.* Ermittelt aus der *hundertjährigen Hohenheimer Klimareihe (1881–1980)* sind Thema des Beitrags von W. Rentschler und L. Kaiser. Aus diesem Zeitraum liegen etwa 182000 Temperaturbeobachtungen vor, die in eine summarische Beschreibung eingehen. Die Darlegung wird durch vier Tabellen und dreizehn Diagramme veranschaulicht.

O. Pflugfelder berichtet über *Stellung und Probleme der Zoologie in Hohenheim in Vergangenheit und Gegenwart.* Als Hilfswissenschaft wurde Zoologie bereits im ersten Jahrzehnt der landwirtschaftlichen Akademie in das Lehrprogramm aufgenommen, wobei vornehmlich Tierärzte die Vertretung des Fachs übernahmen. Erst 1870 wurde ein Zoologe zum Professor ernannt, der Darwinanhänger Gustav Jaeger (1832–1917). In der Folge würdigt Pflugfelder Leben und wissenschaftliche Leistung der Professoren Carl Benjamin Klunzinger (1834–1914), Valentin Haecker (1864–1927), Heinrich Ernst Ziegler (1858–1925), Richard Vogel (1881–1955) und Gustav Adolf Rösch (1902–1945 verschollen). Den Abschluß bildet eine kurze wissenschaftliche Selbstbiographie des Verfassers, (Ordinarius in Hohenheim von 1949 bis 1972). F. W. Schnell geht in seinem Beitrag auf die *Züchtungssystematik von Carl*

*Fruwirth und ihre Nachwirkungen* ein. Fruwirth hatte von 1897 bis 1907 als ordentlicher Professor des Pflanzenbaus in Hohenheim gewirkt. *Entwicklungsstufen der landwirtschaftlichen Betriebslehre und der Hohenheimer Beitrag* werden von E. Reisch und G. Weinschenk vorgestellt. *Zur geschichtlichen Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften in Hohenheim* äußert sich J. Werner, wobei insbesondere auf die Konstituierung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät eingegangen wird. *Die größeren Landwirtschaftsbetriebe in Baden-Württemberg. Besitzverhältnisse und Entwicklungstrends nach dem Zweiten Weltkrieg* untersucht H. Röhm; gemeint sind hierbei Betriebe mit mehr als 50 Hektar Nutzfläche. Der Autor befaßt sich mit Besitz- und Pachtverhältnissen, Regionalverteilung und Entwicklungstrends.

Von großem Interesse für den Historiker ist B. Frenzels Beitrag *Über eine vormittelalterliche Besiedlung in einigen Teilen des nördlichen Schwarzwaldes*. Der Autor zeigt, welchen Gewinn Geschichtswissenschaft und Archäologie von einer engen Zusammenarbeit mit Naturwissenschaftlern haben können. Frenzels Forschungen gründen auf Ergebnissen der Botanik. Gleich vier Autoren – Th. Bischoff, M. Adam, E. Bewer und H. Preiss – berichten in einem gemeinsamen Aufsatz über *Die Entwicklung der Schwarzwaldhöfe seit 1945*. Die Landwirte dieser Region sehen sich mit einer doppelten Anforderung konfrontiert: das äußere Erscheinungsbild des historischen Schwarzwaldhauses soll einerseits erhalten bleiben, andererseits sind verbesserte Haltungssysteme für Milchvieh entwickelt worden, die nur in modernen Neubauten eingesetzt werden können. Die Belange von Natur-, Landschafts- und Denkmalschutz und die Notwendigkeit rentabler Betriebsführung haben bis jetzt keine insgesamt typische Gesamtlösung des Stallsystems mit Versorgung und Entsorgung des Viehbestandes ergeben.

Den Abschluß der Festschrift bilden die Beiträge von zwei Museumsleuten. K.-R. Schultz-Klinken berichtet über *Das Deutsche Landwirtschaftsmuseum*. Dieser Beitrag ist vor allem all jenen zu empfehlen, die sich in unserer museumsfreudigen Gegenwart mit der Konzipierung neuer oder der Überarbeitung bestehender Museen auseinanderzusetzen haben. Im Deutschen Landwirtschaftsmuseum kommen beide Aspekte zur Geltung. Karla Winkler vom Bortmuseum Ulm geht auf *Korn- und Brotheilige* ein: Isidor, Kunigunde, Verena, Klara, Agathe, Antonius von Padua, Nikolaus von Tolentino, Donatus von Münstereifel usw. läßt die Autorin an uns vorüberziehen.

Ein ausführliches Namens- und Ortsregister erschließt den insgesamt sehr gut ausgestatteten Band, der Anregungen der vielfältigsten Art vermittelt.

Frieder Schmidt

## Naturkunde, Volkskunde, Kunstgeschichte und Denkmalpflege

OTTO HAHN: **Der Weißstorch**. Schwarze Aussichten für den weißen Storch. Verlag Neumann-Neudamm, Melungen 1983. 143 Seiten, 100 zum Teil ganzseitige Farbfolien. Leinen DM 36,-

Bereits 1978 hat der Tierfilmer und Buchautor Otto Hahn aus Bopfingen mit seinem im Deutschen Fernsehen und weiteren 12 TV-Ländern ausgestrahlten Film *Der Storch, zum Aussterben verurteilt* Aufsehen erregt. Nachdem nun der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) seinen Wappenvogel 1984 zum Vogel des Jahres ausgerufen hat, ist das Thema Weißstorch natürlich wieder in vieler Munde, Feder und Linse. Otto Hahn kann mit einem Buch aufwarten, das sicher für einige Jahre zum Standardnachschlagewerk werden wird für alle, die sich für das Thema Storch interessieren. In knappen, allgemeinverständlichen, aber sachlich absolut fundierten Texten hat der Autor nicht nur die biologischen Fakten dieses beliebten Vogels gesammelt und dargestellt, sondern er geht auch auf breiter Front der Frage nach dem verheerenden Rückgang des Bestandes in der Bundesrepublik und anderen Ländern nach. 1934 gab es auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik noch 4391 Paare, die sich bis 1983 auf 779 Paare, also um 82 Prozent reduziert haben. Dabei verfolgte der Autor auch Storchenschwärme auf ihrem Zug in die Winterquartiere auf beiden Flugrouten, denn eine der großen Unbekannten ist das Ausbleiben der in unserem Gebiet geschlüpften Jungen. Einen breiten Raum nimmt auch die aktuelle Frage der Storchenzüchtung ein, seit über 30 Jahren erfolgreich in der Schweiz praktiziert, soll diese Maßnahme die Bestandserhaltung ermöglichen. Daß dieses Thema nicht unumstritten ist, wird deutlich. Sicher ist die wissenschaftliche Meinung darüber, in Hahns Buch vom international bekannten Storchenforscher Prof. Dr. Schüz niedergelegt, eine Richtschnur für weitere Versuche. Beeindruckende Fotos des Autors, im Brutgebiet, auf den Zugwegen und in Nordafrika aufgenommen, belegen alle Kapitel im Buch.

Winfried Aßfalg

**Natur – Heimat – Wandern: Heidenheim–Dillingen–Donauwörth**. Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 254 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen und einer vierfarbigen Wanderkarte. Plastikeinband DM 24,80

**Südöstliches Oberschwaben – Westallgäu**. 232 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen, Stadtplänen und einer vierfarbigen Wanderkarte. Plastikeinband DM 24,80

Stattliche Formen nimmt die Reihe der von Theo Müller betreuten Wanderführer des Schwäbischen Albvereins *Natur – Heimat – Wandern* an. In stets gleicher Aufmachung sind nun ein rundes Dutzend Bände erschienen; die Lücken werden kleiner: bald sind alle Wandergebiete abgesteckt beziehungsweise erschlossen. In ihrer inhaltlichen Gliederung halten sich die Bände an ein bewährtes Schema, sind jedoch auch flexibel genug, um örtlichen Besonderheiten Rechnung zu tragen. Aufsätze zum Werden und Bau der Landschaft, zur Geschichte und Kunstgeschichte des vorgestellten Raums, zur Pflanzen- und Tierwelt, zum Natur- und Landschaftsschutz, zu Sitte und Brauchtum im Gebiet des Wanderführers eröffnen die Bände. Ihnen folgen Wandervorschläge, Wegbeschreibungen für rund 50 bis 70 Rund- und Streckenwanderungen, die vielfältig miteinander kombiniert werden kön-

nen. Allgemein nützliche Hinweise und Ratschläge – Öffnungszeiten, weiterführende Literatur, Ortsregister etc. – schließen die Wanderführer, von denen jeder einzelne einen für sich abgeschlossenen und abgerundeten Band bildet.

Alles in allem: hier wird der Appetit zum Erwandern der Heimat, zum Kennenlernen der Geschichte, Kunst und Natur der näheren und weiteren Umgebung geweckt. Die Bände bieten jedem Anregungen, selbst dem »Autowanderer«.

Sibylle Wrobbel

JUTTA DORNHEIM: **Kranksein im dörflichen Alltag.** Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Band 57.) Tübingen 1983. 305 Seiten. Broschiert DM 28,-

Dieses Buch basiert auf der Grundlage von Gesprächen, die die Autorin mit Bewohnern eines Alldorfes geführt hat. Die wissenschaftliche, hier niedergelegte Auswertung befaßt sich weniger mit dem medizinischen Bereich, sondern in erster Linie mit den Auswirkungen der Krankheit auf den Alltag des Kranken und seiner Umgebung. Im Vordergrund steht dabei die Erkrankung an Krebs, der wegen seines undurchschaubaren Verlaufs besondere Vorstellungen über Ursachen hervorruft und mit vielfältigen Tabus behaftet ist.

Die Analyse macht deutlich, daß Krankheit im dörflichen Alltag keine Angelegenheit ist, die allein den Kranken und allenfalls seine engere Familie betrifft. Kranksein ist gleichsam eine Angelegenheit der dorf-öffentlichen Allgemeinheit. Es wird darüber gerätselt, ob jemand wirklich krank ist oder ob er seine Arbeitsunfähigkeit nur vortäuscht. Leicht wird ein nicht offenkundig Kranker als »Faulenzer« abgestempelt und zum Außenseiter der Dorfgemeinschaft gemacht. Die Sprache dieses Buches ist notwendigerweise die der Wissenschaft; die Feststellung von der Krankheit als einer Sache, die über die Familie hinausgeht, lautet daher so: *Krankheit ist ja nicht nur und oft auch nicht primär ein biologisch-organischer Prozeß, sondern zunächst einmal eine subjektive Befindlichkeit und eine Interpretation, die der Betroffene und seine soziale Umgebung vornehmen. Darüber hinaus unterliegt Krankheit, sobald sie ein medizinisch-festgestellter Sachverhalt geworden ist, vielen institutionellen Typisierungen mit verbindlichen Konsequenzen für den Lebensvollzug des Erkrankten und seiner Familie.*

Die Bedeutung der Arbeit bei der Abgrenzung zwischen dem Zustand krank und gesund beschreibt die Autorin folgendermaßen: *Arbeiten ist zur quasi habituellen Daseinsform eines jeden <normalen> Menschen in X. geworden, wodurch die Voraussetzungen für Arbeit, nämlich physische, psychische und geistige Fähigkeit dazu sowie Intentionalität gleichfalls als unhinterfragbare menschliche Eigenschaften erscheinen. Der Verlust der Arbeitsfähigkeit wird so lange wie möglich negiert und nur toleriert, wenn die Ursachen dafür sichtbar sind. Sind sie es nicht, wird ausschließlich Mangel an Intentionalität unterstellt, was aufgrund des beschriebenen Zusammenhangs als außergewöhnliche Abweichung vom <normalen> Menschsein empfunden wird, daß die dafür zur Verfügung stehende Kenn-*

*zeichnung <faul> eine spezifische Form von Krankheit anzeigt. Wer sich von der wissenschaftlichen Sprache dieser Arbeit nicht abschrecken läßt, erfährt viel über die Einstellung der dörflichen Bevölkerung zum Kranksein überhaupt und insbesondere darüber, welche Ängste und Vorstellungen Krebs auslöst.*

Werner Frasch

FRIEDHELM RÖTTGER: **Felix Hollenberg.** Verlag Kunstgalerie Esslingen 1983. 405 Seiten. Leinen DM 128,-

Von der Forschung wurde Felix Hollenberg bisher nicht gerade ausführlich berücksichtigt, und wenn, dann wurde allenfalls sein graphisches Werk gewürdigt. So fand Hollenberg keine Berücksichtigung in der von Julius Baum herausgegebenen *Geschichte der schwäbischen Kunst* und auch nicht in Peter Beyes Abhandlung über *Schwäbische Maler um 1900*. Dabei wies Hollenbergs Oeuvre bis zur Jahrhundertwende schon über 150 Gemälde auf.

Somit schließt Friedhelm Röttgers umfangreiche Monographie eine bedauerliche Lücke. Es ist nicht nur ein umfangreiches Buch, es ist vor allem eine umfassende Studie. Röttger nennt es vorsichtig den Versuch einer *Annäherung*. Das merkt man der Form an: Röttger bringt durchaus subjektive Empfindungen in die Darstellung ein; vor allem nähert er sich Hollenberg von den verschiedensten Richtungen her. Der Leser wird so immer neuer Facetten und Perspektiven teilhaftig, die ein lebendiges Bild des Graphikers, Malers, aber auch des Menschen Hollenberg entfalten. So erfährt man nicht nur von Hollenbergs – übrigens erstaunlich kurzer – Akademiezeit mit ihren Lehrern und Studienkollegen, sondern auch von seinem privaten Bereich, seinen Kontakten mit dem Malerkollegen Otto Reiniger wie auch besonders mit Georg Friedrich Zundel, der Hollenberg mit den »Linken« seiner Zeit in Berührung brachte.

Was den Künstler Hollenberg betrifft, so leistet Röttgers Buch fast eine Umkehrung der bisherigen Einschätzung. Gewiß wird der Graphiker Hollenberg ausführlich analysiert, immerhin schrieb er ein Buch über *Radierung, Ätzkunst und Kupfertiefdruck*. Röttger analysiert den Werdegang Hollenbergs im Bereich der Radierung, seine Zwischenstellung zwischen Impressionismus, Symbolismus und Expressionismus. Doch eigentlich sieht er Hollenberg als Maler. Schon dessen Zeichnungen und Radierungen haben ja einen stark malerischen Charakter, vor allem in der Behandlung von Licht und Schatten, in der Gestaltung einer Tiefenwirkung, vor allem in seinen Landschaften. Das Buch informiert über Hollenbergs Vorgehensweise, von der Detailzeichnung zur weiten Perspektive, es informiert über den Einfluß impressionistischer Malweise auf Hollenbergs Stil, wie sich bei diesem Künstler Malweise und Bildgegenstand zu einer Einheit verbinden, wie er sich in der Wahl seiner Farben, des Pinselstrichs stark vom Charakter der Landschaft – und das war in den späten Jahren immer wieder die Schwäbische Alb, die er malte – beeinflussen ließ, ohne sie *realistisch* wiederzugeben, ohne sich auch nur, wie Reiniger etwa, in der Wiedergabe der Stimmungswerte der Landschaft an die Farbwerte der Elemente zu halten.

Röttger führt dies anhand ausführlicher Einzelanalysen ausgewählter Bilder vor. Sein Buch ist die längst fällige Neubewertung des Malers Hollenberg; es ist freilich gerade durch die Akzentuierung einzelner Bilder auch zu sporadisch. Vor allem der Vergleich mit Hollenbergs Zeitgenossen steht noch aus. Röttgers Studie könnte dazu der Anstoß sein, ist sie doch zugleich auch ein Werkverzeichnis nahezu sämtlicher Gemälde: 600 werden in einem Anhang im Kleinformat mit Informationen aufgeführt.

Rainer Zerbst

**Alte Bauten neu genutzt** (initiiert und bearbeitet vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND). Redaktionelle Bearbeitung: Martin Blümcke. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1981. 192 Seiten. Leinen DM 88,-

PETER BREITLING: **In der Altstadt leben**. Altstadterhaltung. Dargestellt am Beispiel Graz. Eine Beispielsammlung, zusammengestellt am Institut für Städtebau, Umweltgestaltung und Denkmalpflege der Erzherzog Johann Universität in Graz. Leopold Stocker Verlag Graz – Stuttgart 1982. 200 Seiten. Leinen ÖS 399,-

Die beiden hier anzuzeigenden Bücher verbindet ein Vorzug, der sie aus der Fülle der Fachliteratur zur Sanierung heraushebt: Sie sind bei hohem fachlichen Niveau gleichzeitig für Laien lesbar und nützlich. Grundrisse, Kostenaufstellungen und Details, die der Architekt wissen muß, werden solide geboten, aber in einer Form, die auch vom Bauherrn verstanden werden kann und mehr noch: ihn lockt, sich auch mit dieser spröden Seite seines Vorhabens zu befassen. Wenn diese Bände in die Hände derer gelangen, für die sie geschrieben sind, nämlich gleichzeitig in die Hände des Architekten und des Bauherrn, darf man hoffen, daß die Sanierungspraxis vor Ort einen guten Schritt vorankommt.

Der Band *Alte Bauten neu genutzt* des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES wendet sich an Besitzer und Liebhaber von denkmalgeschützten Gebäuden. Er gliedert sich in zwei Hauptabschnitte: einen Materialteil mit Fotos und einen Textteil, der Aufsätze hervorragender Kenner auf dem Gebiet der Denkmal-Sanierung versammelt. Alle Beiträge kreisen um dasselbe, im Titel genannte Problem: Wie kann man alte Gebäude so nutzen, daß sie modernen Ansprüchen genügen und trotzdem ihren Charakter bewahren?

Noch in keiner Epoche waren alte Gebäude so gefährdet wie heute: Früher wurden Häuser umgebaut und verändert, wie es der Zeitgeist und die jeweilige Nutzung verlangten, ohne Rücksicht auf ihre Gestalt. Aber man hat sie dabei meist *erhalten*: Die Löhne waren gering, Baumaterial aber teuer; man war froh, vorhandenes Holz und bestehende Mauern weiter verwenden zu können. Dies ist heute anders: Das Verhältnis von Material- und Lohnkosten hat sich verkehrt, Abriß und Neubau sind meistens billiger als die Sanierung eines Gebäudes, die komplizierte und aufwendige Handwerkstechniken erfordert. Zudem sind Abriß und anschließender Neubau auch leichter zu kalkulieren als eine Restauration, bei der die Kosten selbst bei sorgfältiger Planung schlecht abschätzbar bleiben.

Die Erhaltung und Wiederherstellung seines Gebäudes scheinen dem Bauherrn häufig nur dann zumutbar, wenn sie neben dem ideellen Gewinn auch handfesten materiellen Vorteil bringt. Das Bauwerk muß zeitgerecht nutzbar sein, sonst ist es zum Abbruch verdammt. Denkmalpflege heißt deshalb zuerst Neugewinn oder *Wiedergewinnung der Nutzung* eines Gebäudes. Das ist die Grundüberlegung, von der dieser Band ausgeht. Nicht jede Abtei kann nach dem Umbau wieder als Kloster genutzt werden, nicht in jede Zehntscheuer soll eine Gaststätte oder ein Tagungszentrum einziehen. Anderen Zwecken scheinen alte Bauten nicht dienen zu können. Wir sind heute an bestimmte Wohnqualitäten gewöhnt, an die «neuezeitlich-funktionale» Anordnung von Arztpraxen, Büroräumen und Supermärkten. Ein altes Haus entspricht diesen eingefahrenen Vorstellungen selten; es wird deshalb häufig nicht einmal auf seine Tauglichkeit für unsere Zwecke hin untersucht. Dabei brauchte es in vielen Fällen nur Phantasie und gedankliche Mühe, um eine Nutzung des Bauwerks zu finden, die den Ansprüchen unserer Zeit genügt und doch dem alten Gebäude, seiner Gestalt und seiner Geschichte gerecht wird. Der vorliegende Band gibt eine Fülle von Beispielen dafür.

Ein solcher phantasievoller und gleichzeitig behutsamer Umgang mit alten Gebäuden stellt gleichwohl hohe Anforderungen an Bauherrn und Architekten. Ein eigener Aufsatz ist diesem Thema gewidmet. Verlangt ist vor allem Flexibilität: die Kraft, sich vom üblichen Schema lösen und sich den Bedingungen, die das Haus stellt, anpassen zu können. Das beginnt bei der Planung und Kostenabschätzung, die intensiver Vorarbeiten bedürfen, das gilt vor allem für die Phase des Umbaus: Der Bauleiter sollte eigentlich ständig vor Ort sein, um seine Pläne rechtzeitig erläutern, ergänzen oder gegebenenfalls sogar neu fassen zu können; häufig genug muß er die Handwerker alte Techniken lehren und selber mit Hand anlegen. Hier bietet der Band dem Laien wertvolle Hilfe: Wer ihn studiert hat, weiß ziemlich genau, was ihn erwartet, wenn er eine Sanierung anpackt; er wird sich rechtzeitig rüsten, durch die Wahl des richtigen Architekten und geeigneter Handwerker, auch durch eigene theoretische und praktische Vorarbeit.

Neben solchen grundsätzlichen Überlegungen liefert der Band Informationen über Rechtsprobleme bei der Denkmal-Sanierung, gibt Finanzierungsratschläge – Zuschüsse, Steuerersparnisse – und unterrichtet auch über bautechnische Fragen im engeren Sinne, z. B. über Holzschutzmethoden. Für einen ersten Einstieg in das Thema sind alle Beiträge sehr gut geeignet.

Der zweite Teil des Bandes bringt Fotos und Grundrisse denkmalgeschützter Gebäude vor und nach ihrem Umbau, dazu jeweils einen kurzen Sanierungsbericht, eine Kostenaufstellung und eine Bewertung des Baus durch das zuständige Denkmalamt. Dieser Teil ist für den unerfahrenen Bauherrn der wichtigste: Die Fotos fördern seine Vorstellungskraft vom möglichen «neuen Gesicht» seines eigenen Hauses und ermuntern ihn so, sich selbst an eine Sanierung zu wagen. Dieser Buchteil wendet sich aber gleichzeitig an eine breitere Öffentlichkeit: Wer an über

50 Objekten staunend die Wandlung vom häßlichen Entlein zum städtebaulichen Prunkstück mitverfolgt hat, bekommt eine Vorstellung davon, welche baulichen Kleinodien sich hinter halbverfallenen Fassaden in unseren Städten heute noch verbergen.

Absichtlich nur am Rande gestreift wird im Band der Aspekt «alte Gebäude im städtebaulichen Kontext». Hier liefert das Werk «In der Altstadt leben» des österreichischen Autors Peter Breitling eine gute Ergänzung. Breitling befaßt sich am Beispiel von Graz mit dem Thema Altstadtsanierung im ganzen, mit allen ihren juristischen, ökonomischen und ästhetischen Problemen. Für deutsche Leser ist vor allem der letztgenannte Komplex von Bedeutung: die Frage nach der guten, d. h. dem städtebaulichen Ensemble angemessenen Restaurierung. Dieser Band ähnelt in vielem den Altstadt-Fibeln, die in einigen deutschen Städten erarbeitet und an sanierungswillige Bauherren verteilt worden sind, ist aber gründlicher. An dem umfangreichen und aufwendig mit Fotos, Plänen und Zeichnungen ausgestatteten Werk besticht vor allem das didaktische Können des Autors: Er versteht es, schwierige Sachverhalte auch für Laien verständlich zu machen, z. B. in seiner knappen, aber sehr lehrreichen Einführung in die wichtigsten Bauepochen und deren städtebauliche Prägung. Breitling weckt das Interesse des Lesers für städtebauliche Fluchtlinien, Straßenprofile, «Angelpunkte» und «Blockstrukturen». Er schärft den Blick für Dach- und Fensterlandschaften, Balkone, Loggien, Innenhöfe und Gärten, aber auch für manches Detail: Türen, Geländer, sogar Briefkästen und Klingelknöpfe. Breitling lehrt seinen Leser an Hand von zahlreichen Bildbeispielen ein eigenes Urteil über gut oder schlecht, über gelungene oder mißlungene Sanierung. Jede Gegend hat ihre typischen Baumerkmale; Peter Breitlings Buch kann deshalb nicht unmittelbar als Ratgeber für Sanierungsvorhaben in anderen Regionen dienen. Was sein Band aber leistet, das ist, seinen Leser für die richtigen Fragen zu sensibilisieren. Er hilft ihm auf diese Weise, im Einzelfall eine angemessene Antwort zu finden.

Die beiden Bände sind, ihrer zahlreichen Zeichnungen und Fotos wegen, relativ teuer. Wer ein altes Gebäude denkmalgerecht wiederherstellen will, darf bei der Vorbereitung nicht sparen. Beide Bücher sind hilfreich, ihre Anschaffung lohnt sich.

Sylvia Greiffenhagen

## In einem Satz...

MARTIN ECKOLDT: **Schiffahrt auf kleinen Flüssen**. Sonderdruck aus: Deutsches Schiffsarchiv 6, 1983, S. 11–24. Der Verfasser, von dem in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 1953 und 1958 Aufsätze zum Thema «Neckar» erschienen sind, untersucht in der vorliegenden Studie die Schiffahrt zur Römerzeit auf dem Neckar und dessen Nebenflüssen Enz, Kocher, Jagst, Murr, Rems und Fils.

HANS-DIETER MÜCK: **Schillers Elternhaus in Marbach am Neckar**. Zeugnisse über seine Familie 1749–1764. (Schrif-

ten zur Marbacher Stadtgeschichte, Band 4.) Schillerverein Marbach am Neckar 1984. 61 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert

In dieser gut bebilderten Broschüre beschreibt der Verfasser, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Deutschen Literaturarchiv, die persönlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Familienkreises und der Umwelt, in denen Friedrich Schiller seine Kindheit verbracht hat.

AUGUSTE SUPPER: **Schwarzwaldgeschichten**. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1983. Neudruck der Auflage von 1954. 128 Seiten. Kartoniert DM 9,80

Obwohl sie vor rund 70 Jahren geschrieben wurden, wirken die Geschichten von den *knitzen und kauzigen Schwarzwäldern* und von der Welt ihrer Heimat noch immer erfrischend; sie sind – wie Theodor Heuss 1909 schrieb – *unsentimental, schlicht und kräftig*.

KURT SEEBER (Hg): **Weinsberger Poesie-Album**. Gedichtsammlung mit Beiträgen zur Geschichte und Literatur. Jahrbuch Verlag Weinsberg 1983. 292 Seiten. Leinen DM 32,-

In dieser Anthologie veröffentlicht der von 1953 bis 1976 amtierende Vorsitzende des Justinus-Kerner-Vereins eine umfangreiche und reizvolle Sammlung von Gedichten über Weinsberg und seine Weibertreu sowie Verse von Justinus Kerner und seinem großen Freundeskreis.

**Literatur am See 2**. Bernd Wiedemann (Hg): Mit Beiträgen von ARMIN AYREN, BRUNO EPPLE, MARIA MÜLLER-GÖGLER und HERMANN KINDER. Illustrationen von Erwin Weißenrieder. Robert Gessler Verlag Friedrichshafen 1982. 128 Seiten. Broschiert DM 9,80

In diesem vom Landrat des Bodenseekreises herausgegebenen Band sind die meisten der beim zweiten «Literaturentreff» am Bodensee gelesenen Texte zusammengefaßt und von Zeichnungen des in Friedrichshafen lebenden Erwin Weißenrieder begleitet.

WOLFGANG DEUTSCH: **Jakob Hoffmann, der Maler Thomas Schweickers**. (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e. V. Heft 8). Stadtarchiv Schwäbisch Hall 1983. 44 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 5,80

In diesem Bändchen skizziert der Verfasser den Lebenslauf des Malers Jakob Hoffmann aus Schwäbisch Hall (ca. 1563–1642) und geht dessen Werk vor allem als Epitaphien-Maler nach. Dabei gelingt ihm unter anderem der Nachweis, daß Hoffmann das Epitaph des armlosen Kunstschreibers Thomas Schweicker gemalt hat.

WILFRIED STEUER: **Bäuerliche Wetterregeln**. Mit Bildern von Jakob Bräckle. Federsee-Verlag Bad Buchau 1982. 168 Seiten, 24 Farbabbildungen. Leinen DM 38,-

Die hier vorliegende Sammlung ist mit ihren rund 1200 gereimten Wetterregeln und Kalendersprüchen aus dem süddeutschen Sprachraum eine wahre Fundgrube, ein herrlicher Schatz bäuerlicher Lebensweisheiten, hervorragend illustriert und veranschaulicht durch Bilder des bekannten Biberacher Malers Bräckle.



## Weitere Titel

GÜNTER A. ULMER: **Unser Wald darf nicht sterben.** Günter Albert Ulmer Verlag Schönaich 1983. 96 Seiten mit 50 ganzseitigen Farbaufnahmen und Graphiken. Broschiert DM 19,80

WILHELM KÖNIG: **Magengga. Schdenggmagengga – Schmeggmagengga.** Schwäbische Gedichte und Sprüche. Roland Mayer Verlag Münsingen 1983. 143 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 18,-

WILLI HABERMANN: **S'Leba bisch Lombadock du.** Peter Schlack Verlag Stuttgart 1983. 62 Seiten mit Zeichnungen von Martin Pfaender. Broschiert DM 11,-

FRIEDRICH E. VOGT: **Wemmer mih fröga däät . . .** Schwäbisch pariert. Mit einem Vorwort von Knitz. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1982. 79 Seiten mit zahlreichen Vignetten von Willi Vogt. Gebunden DM 16,-

MAX KIBLER: **Ist das richtig, Herr Doktor?** Eine heitere Erzählung. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1983. (Neuaufgabe des 1955 im Verlag Adolf Bonz erstmals erschienenen Buches). 128 Seiten. Broschiert DM 9,80

**In Vino Veritates:** Texte für jeden Tag des Jahres von Dichtern, Philosophen, Politikern, Theologen, Musikern . . . für Weinkenner und Feinschmecker. Auslese von KURT und HEIDE DITTERT. Radius Verlag Stuttgart 1983. 328 Seiten. Gebunden DM 22,-

**Kunst der Moderne II. Deutsche Maler am Bodensee, im Hegau und in Oberschwaben.** Texte von LOTHAR BURCHARDT, BRUNO EFFINGER, MICHAEL KICHERER, GISELA LINDER, ANETTE PFAFF-STÖHR, GERHARD SCHAUGG und MARIOTTE STOLLSTEINER. (Kunst am See, Band 11). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1983. 100 Seiten mit 48 Abbildungen, davon 17 in Farbe. Broschiert DM 27,-

KLAUS STROBACH: **Vom Urknall zur Erde.** Werden und Wandlung unseres Planeten im Kosmos. (Humboldts Kosmos Band 1). Verlag J. Neumann-Neudamm Melsungen 1983. 240 Seiten mit 160 Abbildungen, davon 100 in Farbe. Glanzfolienkaschierter Pappband DM 36,-

FRED BOGER: **Aus em Ländle. Schwäbische Gedichte und Geschichten.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1982. 110 Seiten. Gebunden DM 11,80

WENDELIN ÜBERZWERCH: **Uff guat schwäbisch.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1982 (2. Aufl.). 102 Seiten. Gebunden DM 9,80

WINFRIED WAGNER: **Bloß guad, daß i an Schwob ben.** Ansichten und Einsichten eines vergnügten Schwaben mit Zeichnungen von Hans Helferstorfer. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1982. 157 Seiten. Gebunden DM 16,80

WILLRECHT WÖLLHAF: **Was mr grad en Strompf kommt.** Gedichte in schwäbischer Mundart. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1982. 78 Seiten. Gebunden DM 9,80

ALBRECHT BRUGGER und ERIKA DILLMANN. **Der Bodensee.** Eine Landeskunde im Luftbild. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 150 Seiten, 84 ganzseitige Fotos, davon 62 in Farbe. Leinen DM 68,-

ULRICH KNAPP: **Johann Georg Wielands Tätigkeit für die Reichsabtei Salem.** (Geschichte am See 6). Materialien zur Regionalgeschichte, hrsg. vom Landratsamt Bodenseekreis. Projekt «Förderung studentischer Regionalfor-

schung» des Bodenseekreises, Arbeit Nr. 1, Friedrichshafen 1983. 200 Seiten mit 104 Abbildungen (alles in Photokopie). Geheftet DM 4,-

FRIZJAKOB WELLER: **Ein Blatt im Wind.** Aus des Lebens Wanderfahrt. Sechzig Jahre Lyrik. Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn und Crailsheim 1983. 160 Seiten. Pappband DM 16,80

BRUNO GERN: **Sonnawirbel.** Ein Schwäbisches Herbarium. Zeichnungen von Christian Ritter. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1983. 181 Seiten mit 80 Zeichnungen. Pappband DM 19,80

HERMANN SCHMID: **Es lottrat halt so futt.** Gereimtes und Ungereimtes aus dem Unterallgäu. Verlag für Heimatpflege Kempten 1982. 63 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen von Tilde Leitner. Leinen DM 17,80

ERWIN HAAS: **Ällaweil gradraus.** Schwäbische Gedichte und Geschichten. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1983. 142 Seiten. Kartoniert DM 11,80

**An Dichterhand durchs Badnerland.** Ein Gang durch die Jahreszeiten. Mit Bildern von Otto und Jenny Fikentscher, Friedrich Kallmorgen, Margarethe Hormuth-Kallmorgen und Gustav Kampmann. Herausgegeben und mit einem Nachwort über die Grötzingen Malerkolonie versehen und Hans Leopold Zollner. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1983. 128 Seiten mit Kalendarium und 12 Farbtafeln. Pappband DM 12,80

## Anschriften der Mitarbeiter

Rainer Haas, Heinz-Schnaufer-Str. 53,  
7260 Calw-Heumaden

Dr. Klaus Herrmann, Manosquer Str. 7/1,  
7022 Leinfelden-Echterdingen

Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35,  
7257 Ditzingen

Prof. Dr. Walter Jens, Sonnenstr. 5, 7400 Tübingen

Josef F. Klein, Am Bopserweg 3, 7000 Stuttgart 1

Dr. Gert Kollmer, Schloß Hohenheim, Postfach 7005 62,  
7000 Stuttgart 70

Hermann Notz, Hölderlinstr. 9, 7290 Freudenstadt

Meinrad Frhr. v. Ow, Trautenwolfstr. 8, 8000 München 40

Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1

Manfred Schmid, Münzgasse 1, 7400 Tübingen

Prof. Dr. Hans-Georg Wehling, Staffenbergstr. 38,  
7000 Stuttgart 1

## Bildnachweis

Titelfoto sowie S. 249 und 251: Rainer Haas, Calw; S. 222: George-Archiv, Stuttgart; S. 223 f., 228–231: Universitätsarchiv Tübingen; S. 226: Deutsche Presse-Agentur; S. 227: Archiv des Landtags von Baden-Württemberg; S. 239–242: Hannes Kilian, Wäsenbeuren; S. 245: Dr. Christian Eberhardt, Mehrstetten; S. 253–257: Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, Schloß Hohenheim; S. 260–266: Universitätsarchiv Stuttgart-Hohenheim; S. 273 f.: Hermann Notz, Freudenstadt; S. 277–280: Meinrad Frhr. v. Ow.

## Heimattage Baden-Württemberg Heidenheim an der Brenz 3.-9. September 1984

Symposium des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

### Muß der Landschaftsverbrauch in unserem Lande so weitergehen?



am **Mittwoch, 5. September 1984**, in Heidenheim, Rathaus,  
Emil-Ortlieb-Saal, 9.00 bis 17.00 Uhr  
Leitung: Dipl.-Ing. **Gerhart Kilpper**, freier Architekt BDA

Prof. Dr. **Günther Reichelt:**

Vorsitzender der Aktionsgemeinschaft Natur- und  
Umweltschutz Baden-Württemberg

Freie Landschaft –

Reservefläche oder Eigenwert?

Prof. **Hans Luz:**

freier Garten- und Landschaftsarchitekt BDLA

Übergang von Stadt zur Landschaft

Dr. **Hannes Weeber:**

freier Architekt SRL

Unsere städtebaulichen Leitbilder

– mehr Schaden als Nutzen?

Dipl.-Ing. **Wilfried Dechau:**

Redakteur Deutsche Bauzeitung

Fahr raus und lauf –

my home is my castle

Baudirektor **Jens Kück:**

stv. Direktor des Regionalverbandes Nordschwarzwald

Erläuterung der Ausstellung:

Den Landschaftsverbrauch eindämmen durch dichtere,  
kostengünstige und typische Bauweisen

Mittagspause 12.00 bis 14.00 Uhr

Dr. **Oswald Rathfelder:**

Ltd. Ministerialrat

Ökologische Aspekte beim Landschaftsverbrauch

Dipl.-Ing. Dip. T. P. **Rainald Ensslin:**

Lt. Techn. Direktor Regionalverband Mittlerer Neckar

Stadt – Regional

Landesplanung in dieser Herausforderung

Aussprache – Ende ca. 17.00 Uhr

Das Symposium richtet sich an alle, die in unseren Städten und Gemeinden als Politiker, Gemeinderäte, Planer oder Nutzer Verantwortung tragen.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle der Heimattage Baden-Württemberg, Heugasse 9, 7300 Esslingen am Neckar und beim Schwäbischen Heimatbund, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1.

Dort kann auch das Gesamtveranstaltungsprogramm angefordert werden.

## PETER HAAG-PREIS 1984

Der PETER HAAG-PREIS, vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND gestiftet für die denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Wiederherstellung von Gebäuden, ist zum siebten Mal vergeben worden. Diese Auszeichnung, die nur an private Bauherren verliehen werden kann, ist folgenden Hauseigentümern zuerkannt worden:

Hadmude und Gerhard Bechler, Lindenstraße 60, 7930 Ehingen/Donau, für die Erhaltung und Sanierung eines bürgerlichen Wohnhauses aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Dr. Heidi und Hermann Kugler, Bad Cannstatt, Marktstraße 71 (Klösterle), 7000 Stuttgart 50, für die Erhaltung und Restaurierung des spätmittelalterlichen «Klösterle».

Sonja Adelberger, Michael Gut, Friedrich und Gerd Mann, Schildwirtschaft «Rother Ochsen», Kapellenstraße, 7958 Laupheim, für die Wiederherstellung des ehemals jüdischen Gasthofes «Rother Ochsen».

Bei der Preisverleihung ist besonders bewertet worden, daß diese Bauten für ihre Umgebung Signalwirkung haben. Am 16. September sollen die Preise in einer Veranstaltung in Laupheim überreicht werden. Der PETER HAAG-PREIS besteht aus einer Urkunde für den Eigentümer und den Architekten, einer vom Tübinger Bildhauer Ugge Bärtle gestalteten Plakette und je DM 2000,-.

## Schadstoffbelastung der Gewässer

Als Anfang Februar dieses Jahres die Presse mit Schlagzeilen und ausführlichen Berichten über die Grundwasserverschmutzung der Stuttgarter Innenstadt durch chlorierte Kohlenwasserstoffe die Leser aufschreckte und sich Tag für Tag neue schockierende Meldungen anreiheten, da stellte sich unwillkürlich die Frage: Warum haben die zuständigen Stellen der Stadt und des Landes nicht schon früher die schädliche Bedeutung der Verschmutzung, das Ausmaß und die Folgen erkannt, die Öffentlichkeit vor dieser Gefahr gewarnt und zugleich Sofortmaßnahmen zur Sanierung der Verseuchung ergriffen?

War es ein Zufall oder weise Voraussicht, daß ausgerechnet in dieser Zeit, vom 17. bis 19. Februar, in der Evangelischen Akademie Bad Boll eine Tagung stattfand mit dem Thema: *Schadstoffbelastung der Gewässer, eine Herausforderung unseres Denkens und Handelns?* Jeder Kundige weiß doch, daß die Vorbereitung solcher Veranstaltungen viele Monate, ja manchmal sogar Jahre braucht. Hier hatte die Leitung der Akademie zusammen mit der Wasserwirtschaftsverwaltung den Fragenkomplex vor Jahresfrist aufgegriffen und, wie die Tagung zeigte, sehr sorgfältig vorbereitet.

In der Einladung wurde betont, daß die Schadstoffbelastungen der Gewässer – und damit auch des Grundwassers – eine *Herausforderung an uns alle* sind. Sich ihr in angemessener Weise zu stellen, verlange ganzheitlich-systematisches Denken und in der Konsequenz ganzheitlich-verbundenes Handeln. Dazu brauche man Einsicht in die Wirkungszusammenhänge, die Bereitschaft, eigene Interessen mit denen anderer gesellschaftlicher Kräfte problemgerecht abzustimmen, im eigenen Zuständigkeitsbereich den notwendigen Beitrag zur Lösung zu erbringen. Angesprochen und eingeladen waren folgende Personengruppen und Institutionen, die in entsprechenden Gruppen ihre speziellen, themabezogenen Probleme aufarbeiten sollten: Industrie, Gewerbe, Handel, Land- und Forstwirtschaft, Kommunen im ländlichen Raum, Ämter und Behörden in Ballungsräumen, Produktion, Bedarf, Verbraucher, Umweltschutzverbände, Fachbehörden kirchlicher und pädagogischer Bereiche. Als Vertreter des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES nahm der Ersteller des Kurzberichts an der Tagung teil. Er schloß sich der Arbeitsgruppe «Umweltschutzverbände» an. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND ist ja Mitglied der *Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz (=ANU)*, des Landesnaturschutzverbands, der als staatlich anerkannter Verband das Recht hat, bei Vorhaben, die mit Eingriffen in die Natur und Landschaft verbunden sind, mitzuwirken.

Die in Bad Boll übliche Aufgliederung solcher Tagungen in Grundsatzreferate mit anschließender Aussprache, Vertiefung des Themenkomplexes in Arbeitsgruppen bei aktiver Mitwirkung der Teilnehmer und der schließlichen Zusammenfassung der erarbeiteten Ergebnisse hat sich auch bei dieser Veranstaltung bestens bewährt. Die dreiköpfige Studienleitung der Akademie bemühte sich mit den Referenten, Gesprächspartnern und Vertretern der Industrie, des Gewerbes und Handels, der Kommunen und Landratsämter aus ländlicher und städtischer Sicht sowie der Wissenschaft und Wasserwirtschaft um eine breite Information der etwa 75 Teilnehmer.

Schon das einleitende Referat von Reinhold Schnepf, Ministerialrat vom Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg, über das Thema *Lebenselement Wasser*, in dem die Bedeutung des Wassers, der Wasserkreislauf, der Gütezustand der Oberflächengewässer und des Grundwassers behandelt wurden, ließ aufhorchen. In bezug auf das Grundwasser ging hervor, daß die Wasserversorgung unseres Landes in absehbarer Zeit kein Mengenproblem, eher ein Verteilungsproblem, vor allem aber ein Güteproblem ist. An öffentliche Wasserversorgungen seien 98% der Bevölkerung angeschlossen. Verbraucht würden z. Zt. 750 Mio. m<sup>3</sup>/Jahr, davon 80% Grundwasser, das aus etwa 9000 Fassungen gewonnen werde. Die restlichen 20% sind Entnahmen aus Oberflächenwasser, z. B. aus dem Bodensee. Die Sicherung der Qualität des Grundwassers als *Lebensmittel Trinkwasser* werde durch Wasserschutzgebiete gewährleistet, die allerdings erst zu 60% rechtskräftig ausgewiesen seien. Alle Wasserschutzgebiete zusammengefaßt machen nahezu 20% der Landesfläche aus. Überdies seien zusätzlich noch wasserwirtschaftliche Vorrangflä-

chen auszuweisen, deren Grundwasserreserven für zukünftige Zeiten gesichert werden müßten.

Die Gefährdung des Grundwassers durch Schadstoffe werde durch menschliche Einwirkung verursacht, so z. B. durch

- Umgang mit wassergefährdenden Stoffen wie Mineralöle, chlorierte Kohlenwasserstoffe (CKW)<sup>1</sup>
- intensive Düngung in der Landwirtschaft und im Gartenbau unter Anwendung stickstoffhaltiger Mineral- und Naturdünger = Nitratbelastung<sup>2</sup>
- unsachgemäße Lagerung von Abfällen insbesondere auch bei früheren Müllplätzen (sog. Altlasten)
- Auswaschung schadstoffbelasteter Luft und Eintrag mittels des Regens in den Boden und von dort in das Grundwasser (saurer Regen).

Dies erfordere zwar eine intensive Überwachung und entsprechende gesetzliche Vorschriften; über allem stehe aber die Aufklärung der Öffentlichkeit, das Wecken für die Gefahren der Schadstoffeinwirkung auf das Grundwasser und verantwortungsbewußtes Handeln eines jeden Bürgers. Hierzu beabsichtige das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten ein besonderes Merkblatt herauszugeben. Bereits veröffentlicht seien aber der *Leitfaden für die Beurteilung und Behandlung von Grundwasserverunreinigungen durch leicht flüchtige Chlorkohlenwasserstoffe* und die Merkblätter *Nitrat im Grundwasser*, *- Ursache, Gefahr, Verringerung -*, *Gülle sinnvoll verwerten* sowie *Pflanzenschutzmittel und Gewässerschutz*. Darüber hinaus erarbeite das Ministerium zusammen mit den Kommunen, dem Gewerbe und der Industrie ein Grundwasser-Überwachungskonzept, das dazu beitragen soll, künftige Schadstoffbelastungen des Grundwassers zu vermeiden.

Die ebenfalls angesprochene Verschmutzung von Oberflächengewässern, die staatlichen, kommunalen und industriellen Bemühungen um die Reinigung der Abwässer und die dabei erzielten Fortschritte in der Gewässergüte ließen die Tagungsteilnehmer aufatmen.

Eine Inhaltsangabe und Kommentierung der weiteren Referate muß entfallen, weil dies weit über den Rahmen dieses Beitrags hinausginge. Die Akademie Bad Boll wird sowieso in absehbarer Zeit ein ausführliches Tagungsprotokoll veröffentlichen. Nur soviel sei angefügt, daß mich das Referat von Professor Günther Reichelt, dem Vorsitzenden der ANU, über das Thema *Was bedeutet es, wenn der Wald als Vorfilter ausfällt* besonders erschütterte. Er stellte die These auf, daß das «Ökosystem Wald» in den nächsten zehn Jahren zusammenbricht. Was folgt, wenn die Filter Wald und Boden ausfallen? Alles in allem: Es darf keine Zeit bei der Bekämpfung der Ursachen verloren gehen.

Nachfolgend soll noch das Arbeitsergebnis der Gruppe «Umweltschutzverbände» vorgestellt werden.

Forderungen der Umweltschutzverbände an Bürger, Staat und Industrie:

1. *Intensivierung von privatem und öffentlichem Natur- und Umweltschutz*; Aufklärung über Medien (nicht nur Horrormeldungen!), Schulen, Staat, Vereine und Verbände. Es sollen Ansatzpunkte über ökologische Zusammenhänge

herausgearbeitet und deren Umsetzung in praktisches Tun vermittelt werden. Motto: Natur- und Umweltschutz muß eingeübt werden.

2. *Umweltgerechtes Verbraucherverhalten*; dazu Hilfe und Information über die Verbraucherzentralen.

3. *Anwendung des Verbraucherboykotts*; Kauf nur, wenn Umweltverträglichkeit bei der Beseitigung der Verpackungen und Gebinde oder der angebotenen Stoffe und Waren neben der Preisauszeichnung angegeben ist. Beseitigungsgarantie durch den Hersteller.

4. *Gesetzliche Verbote*, wenn Umweltgefährdung bei der Beseitigung von Stoffen und Waren zu besorgen ist. Andererseits Preisverleihungen bei umweltfreundlichen Erfindungen und Entwicklungen.

5. *Verbandsklagerecht* bei wasserrechtlichen Erlaubnissen, Bewilligungen und Planfeststellungsverfahren; Informationspflicht der Behörden gegenüber den anerkannten Verbänden über alle Gesichtspunkte und Daten wasserwirtschaftlicher Vorhaben schon in der Planungsphase (information act).

6. *Intensivierung der Umwelterziehung im schulischen Bereich* und entsprechende Berücksichtigung in den Lehrplänen (Grundausbildung, Vertiefung in den Oberklassen).

Die Ergebnisse der Arbeitsgruppen zeigten, daß Umweltfragen Fragen an den Menschen sind, daß Umweltschutz einen Lernprozeß erfordert und außerdem Umwelt- und Friedensarbeit zusammengehören.

Die Tagung, die dazuhin mit Hilfe *biblischer Glaubensinhalte zur Übernahme von Verantwortung für unsere Umwelt im Sinne einer Diakonie an der ganzen Schöpfung ermutigen wollte*, bot den Teilnehmern sowohl qualifizierte Information als auch sachliche, offene Aussprachen in freudlich-menschlicher Atmosphäre. Solche Veranstaltungen, in denen Menschen aller Altersstufen zusammenfinden, um sich Umweltproblemen zu stellen und Auswege zu suchen, sind geeignet und notwendig, um den Nährboden für die Erhaltung einer natürlichen Umwelt zu bereiten, in deren Mitte der Mensch steht und fällt. Fritz Bürkle

#### Anmerkungen:

- 1 Chlorierte Kohlenwasserstoffe sind organische Substanzen (z. B. Trichlorethylen,  $C_2HCl_3$ ), die schwerer als Wasser sind (Dichte 1,3 bis 1,6 t/m<sup>3</sup>), trocken poröse Medien etwa doppelt so schnell wie Wasser durchströmen und wegen ihres weit höheren Dampfdrucks wie Wasser leicht flüchtig sind. Chlorierte Kohlenwasserstoffe werden in Deutschland pro Jahr z. Zt. 220000 t erzeugt. Sie dienen in Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft und Haushalt als Reinigungs- und Lösungsmittel sowie zum Pflanzenschutz (z. B. Chlordan, Aldrin, Lindan). Sie sind teilweise sehr giftig und können krebserzeugend wirken.
- 2 Nitrat (NO<sub>3</sub>) ist eine Stickstoffverbindung, die von Pflanzen hauptsächlich aufgenommen wird und zum Aufbau der Zellen unentbehrlich ist. Nitrat ist wasserlöslich und im Boden gut beweglich. Wenn es von Pflanzen nicht aufgenommen wird, also bei Vegetationsruhe, dann kann diese Verbindung durch Auswaschung in das Grundwasser gelangen. Nitrat wird zum Teil in das gesundheitlich bedenkliche Nitrit (NO<sub>2</sub>) umgewandelt.

# Veranstaltungen und Studienfahrten

42



**Aktion Irrenberg 1984**  
**Samstag, 8. September 1984**  
**Abfahrt: 6.30 Uhr**

**Zusteigemöglichkeit** An der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**. Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen zum unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

**Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.**

54



**Und im Herbst wieder: Zwei Fahrten ins Blaue:**

**1. Fahrt ins Blaue**

**Sonntag, 21. Oktober 1984**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Busbahnhof, Bussteig 15**

55

**2. Fahrt ins Blaue**

**Mittwoch, 24. Oktober 1984**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Busbahnhof, Bussteig 15**

Wie seit Jahren finden wieder zwei «Fahrten ins Blaue» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt in die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Teilnahme kostenfrei (außer dem Verzehr).

## Kunst und Künstler

In dieser Reihe werden außerhalb des Jahresprogramms Fahrten zu Ausstellungen und Veranstaltungen angeboten. Da die Termine für diese Fahrten sich kurzfristig ergeben, können dazu nur diejenigen Mitglieder durch Rundschreiben eingeladen werden, die der Geschäftsstelle ihr grundsätzliches Interesse mitgeteilt haben oder in Zukunft noch mitteilen.

## Vorträge Winterhalbjahr 1984

**Mittwoch, 7. November 1984, 19.30 Uhr**

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

**Dr. Ernst Eichhorn, Ansbach**

Rosettenfenster in Domen und Kathedralen – Ein Zentralmotiv mittelalterlicher Bauhöfen

Vortrag mit Farbdias

**Mittwoch, 12. Dezember 1984**

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

**Prof. Dr. Erwin Rutte, Würzburg**

Rhein, Main und Donau –

Die erdgeschichtliche Entwicklung der Flußsysteme

Vortrag mit Farbdias

## Arbeitstagung Speicher- und Rückhaltebecken aus der Sicht des Naturschutzes – Folgen und Probleme

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND und die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen bereiten für Mai oder Juni 1985 ein Gespräch mit Interessierten und Experten zum oben genannten Thema vor.

## Süddeutschlands älteste Häuserzeile in Esslingen

(STN) Alt und gebrechlich, dafür aber sehenswert und erhaltenswürdig. So bietet sich in Esslingen die vermutlich älteste Häuserzeile Süddeutschlands dem Beschauer. Diese Gebäude von Hafenmarkt 2 bis 8, im Rücken des Alten Rathauses gelegen, sollen erhalten werden.

Wozu es einiger Kraftanstrengungen bedurfte. Denn das Gebäude Hafenmarkt 2, das einzige Haus der ganzen Häuserzeile in städtischem Besitz, drohte einzustürzen. Das war 1980. In einer Blitzaktion war seinerzeit die Umgebung abgesichert, das alte Haus abgebrochen worden. Es stammte immerhin aus dem 14. Jahrhundert.

Trotz seiner geschichtlichen Bedeutung, trotz seiner für die damalige Zeit typischen Badestuben, das Haus war nicht mehr zu retten. Der Abbruch hatte aber auch sein Gutes. Denn erst die folgenden Untersuchungen der Nachbargebäude machte den historischen Wert der Häuserzeile deutlich.

Seitdem laufen die Bemühungen, diese alte Gebäudeflucht zu erhalten. Das Nachbarhaus, Hafenmarkt 4, konnte als «Skelett» erhalten werden. Die Gebäude Hafenmarkt 8 und 10, Baujahr 1330, sind inzwischen vom Regierungspräsidium in den Katalog verkäuflicher Baudenkmäler aufgenommen worden. Jetzt war auch die Stadt Esslingen gefordert. Anfang April wurde entschieden: Die Stadt baut das Gebäude Hafenmarkt 2 vorbehaltlich der endgültigen Entscheidung im Gemeinderat, innen modern und außen denkmalgerecht wieder auf. 1,6 Millionen Mark sind dafür vorgesehen. Und auch die Bedingung, das Haus einem kulturellen Zweck zuzuführen, wird eingehalten: Die Künstlergilde Esslingen mit über 1000 Mitgliedern in ganz Europa soll im alten neuen Gebäude Hafenmarkt 2 eine ständige Bleibe bekommen.

## Gemeinsame Zeitschrift zur Umwelterziehung

(BUND) Als Gemeinschaftsaktion der großen Umweltverbände Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland, Deutscher Bund für Vogelschutz, Umweltstiftung WWF-Deutschland und Deutsche Umwelthilfe erscheint jetzt eine wichtige Dienstleistung zur Umwelterziehung: der BUND – DBV – WWF – Lehrerservice, eine Zeitschrift für Umwelterziehung und Ökologie.

Den Umweltverbänden geht es um eine engagierte, griffige und praktikable Hilfestellung in möglichst vielen Bereichen der Umweltpädagogik. Das praxisorientierte Dienstleistungspaket enthält Informationen, Anregungen, Hilfen, Ideen und Impulse für eine flexible Verwendung in der Erwachsenenbildung, im Unterricht, in der Jugendgruppe, im Konfirmationsunterricht, ja bereits im Kindergarten. Außerdem Vorschläge für Aktionen, Spiele, Experimente und reproduzierfähige Grafiken für den Einsatz im Unterricht. Materialsammlungen und Unterrichtseinheiten werden vorgestellt.

Die Umweltverbände sehen einen wichtigen Arbeitsschwerpunkt in der Erziehung zu einem ökologischen Bewußtsein. Das erste Schwerpunktheft beschäftigt sich deshalb mit dem Themenkomplex «Ethik und Umwelt». Weitere Hefte sind: «Moore und Sümpfe», «Aktionsheft», «Schutz für die Zugvögel», «Waldsterben» und «Lärm».

Probeexemplare des «Lehrerservice» zum Schwerpunktthema «Ethik und Umwelt» sind gegen DM 4,- in Briefmarken erhältlich beim BUND, Erbprinzenstraße 18 in 7800 Freiburg. Das Jahresabonnement mit fünf Ausgaben und einem speziellen Angebot von Unterrichtsmaterialien erhalten Mitglieder der Verbände für DM 24,-.

## Wertheim darf altes Rathaus nicht abbrechen

(STZ) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat dem Antrag der Stadt Wertheim, das alte Rathaus im Ortsteil Mondfeld abzubrechen, nicht zugestimmt. Das Gebäude sei ein Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes, erklärte dazu die Stuttgarter Behörde. Weder städtebauliche noch wirtschaftliche Argumente wären so stark, daß ihnen Vorrang eingeräumt werden könnte. Der Abbruchartrag der Stadt Wertheim stützte sich auf die schlechten Nutzungsmöglichkeiten des Bauwerks und auf die verkehrstechnisch schwierige Lage. Das um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert errichtete Gebäude stellt aus künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen ein Kulturdenkmal dar.

## Preisausschreiben «Auf Schillers Spuren»

Aus Anlaß des 225. Geburtstags von Friedrich Schiller im Jahr 1984 schreibt der Schillerverein Marbach am Neckar e.V. einen Foto- und Malwettbewerb aus. Er soll auf die Schiller-Stätten in Marbach am Neckar und der näheren Umgebung hinweisen. Bis zum 27. September 1984 können zum Thema «Auf Schillers Spuren in Marbach und Umgebung» Fotos, sowie bildliche Darstellungen in Zeichnungen, Gemälden, Linolschnitten und anderen Techniken bei der Stadtverwaltung Marbach am Neckar eingereicht werden. Das Preisausschreiben ist offen für jedermann.

Nähere Einzelheiten sind zu erfahren beim Schillerverein Marbach am Neckar e.V., Marktstraße 23, 7142 Marbach am Neckar.

## «Denkmalschutz-Stiftung – keine extra Organisation»

(DHB) Auf seiner Sitzung am 11. März 1984 in München nahm das Präsidium des Deutschen Heimatbundes Stellung zu der Initiative zur Gründung einer «Deutschen Stiftung Denkmalschutz». Das Beschlußkommuniqué hat folgenden Wortlaut:

Der Deutsche Heimatbund begrüßt die Initiative zur Gründung einer «Deutschen Stiftung Denkmalschutz». Er ist der Auffassung, daß die bisherigen Aktivitäten – besonders von Staat und Wirtschaft – begleitet werden sollten von einem der ältesten und in der Denkmalpflege seit 80 Jahren erfahrenen Verbände in der heimatlichen Selbstverwaltung. Hier bedarf es nicht der Gründung von zusätzlichen Organisationen neben der Stiftung.

Der Deutsche Heimatbund bietet deshalb seine Hilfe an. Das Präsidium hat auf seiner Sitzung in München am 11. 3. 1984 einstimmig beschlossen, in dieser Stiftung mitzuarbeiten. Der Deutsche Heimatbund ist bereit, hier in der Geschäftsführung mitzuwirken oder sie zu übernehmen.

Mit seinen 12 Landesverbänden und mehreren tausend Heimat-, Geschichts- und Denkmalpflegevereinen und über einer Million Mitgliedern ist der Deutsche Heimatbund eine bundesweite und bürgernahe Organisation, die entscheidend zur Verwirklichung der Ziele der «Deutschen Stiftung Denkmalschutz» beitragen könnte.

Die Antwort des Bundesministers des Innern

Am Tage nach dieser Stellungnahme des DHB sprach auf der Jubiläumstagung «80 Jahre Deutscher Heimatbund» im Alten Rathaussaal zu München der Bundesminister des Innern. Seine Äußerungen zum Thema hören sich wie eine Antwort auf die Erklärung des DHB vom Vortage an. Der Minister sagte:

Der Deutsche Heimatbund war einer der ersten Verbände in der Bundesrepublik Deutschland, der die Errichtung einer Stiftung nach dem Vorbild der National Trusts in Großbritannien

gefordert hat. Jetzt gibt es erste Schritte in diese Richtung. Die künftige «Deutsche Stiftung Denkmalschutz» bedarf der Unterstützung und Mithilfe vieler Bürger unseres Landes. Es ist in diesem Zusammenhang wegen der Besonderheiten unseres Stiftungsrechtes erwogen worden, der Stiftung eine Mitgliederorganisation zur Seite zu stellen. Man kann aber auch fragen: Gibt es diese Organisation nicht bereits?

Wenn der Deutsche Heimatbund hier eine große Aufgabe für sich sieht, dann ist es notwendig, darüber zu sprechen, was er tun kann, um zielstrebig an der Verwirklichung dieses Konzepts zur Hilfe für unsere gefährdeten Baudenkmäler mitzuwirken.

Es handelt sich hier nicht um eine zeitlich begrenzte Aktion. Sie wissen, daß die National Trusts in Großbritannien Jahrzehnte benötigten, um zu ihrer heutigen Wirksamkeit und Ausstrahlung zu gelangen.

Wenn wir in Deutschland eine auf Dauer lebensfähige, aus privater Quelle gespeiste Kulturstiftung ähnlicher Bedeutung schaffen wollen, werden auch wir eine lange Anlaufzeit benötigen. Aber anfangen sollten wir! Und der Deutsche Heimatbund kann hier an vorderster Stelle stehen.

Acht Jahre zuvor

Die Bemerkung des Ministers über die frühe Initiative des Deutschen Heimatbundes zur Gründung einer Stiftung Denkmalschutz bezieht sich auf jene Sitzung des Präsidiums des DHB in Freiburg (am 13. und 14. Februar 1976), auf der einstimmig vorgeschlagen wurde, «eine deutsche Stiftung für Denkmalschutz, ähnlich dem englischen National Trust, zu gründen»; im einzelnen wurde noch folgendes festgestellt: «Der Grundgedanke ist, die denkmalswerten Bauten zu erhalten. Bauten in öffentlichen Händen werden ausgeklammert. Der National Trust soll der Bevölkerung den Kunstbesitz, der in diesen denkmalswerten Bauten steckt, erhalten. – Was die juristische Form eines solchen National Trust anlangt, so kann das englische Modell, ebenso wie das schottische Modell, nicht ohne weiteres von Deutschland

übernommen werden. Es bieten sich verschiedene Möglichkeiten an.» Man war sich unter den Experten damals einig, daß wahrscheinlich nur eine Stiftung in Frage komme. – Diese Überlegungen sind auch dem Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz übermittelt worden, das ja in der derzeitigen Initiative federführend ist.

Es ist keine offene Frage mehr, ob der Staat in einer solchen Stiftung direkt oder indirekt eine bestimmende Rolle spielen soll. Er soll es nicht.

## DLW gehen vor Gericht

(STN) Der Rechtsstreit zwischen dem Regierungspräsidium Stuttgart und der Firma Deutsche Linoleum-Werke AG (DLW) wegen des widerrechtlichen Abbruchs von zwei denkmalgeschützten Häusern geht weiter. Jetzt werden die DLW vor das Verwaltungsgericht in Stuttgart gehen. Bekanntlich hatte das Unternehmen im Sommer letzten Jahres ohne behördliche Erlaubnis zwei unter Denkmalschutz stehende Wohngebäude in der sogenannten Köpenick-Siedlung in Bietigheim abbrechen lassen. Daraufhin verhängte die Stuttgarter Behörde drei Geldbußbescheide über zusammen 105000 Mark gegen die Firma DLW, einen persönlich haftenden Abteilungsleiter und die betreffende Firma, die in aller Frühe die Häuser eingerissen hatte. Außerdem waren die DLW durch eine Anordnung verpflichtet worden, die abgebrochenen Häuser originalgetreu wieder aufzubauen.

Nach Ansicht der Denkmalschützer ist die in den Jahren 1906/07 entstandene Arbeitersiedlung durch den Abbruch der beiden Häuser entscheidend beeinträchtigt worden. Die DLW wiederum bestreiten die Denkmaleigenschaft der Gebäude und damit der Siedlung. Für sie seien die Häuser keine Kulturdenkmale im gesetzlichen Sinne. Jetzt muß nun die Denkmaleigenschaft der Gebäude gerichtlich geklärt werden.

## Eislinger Schloß muß nicht abgerissen werden

(Isw) Das aus dem Jahre 1770 stammende Schloß in Eislingen muß nicht abgerissen werden. Der Gemeinderat, der sich bereits für die Erhaltung und eine neue Nutzung ausgesprochen hatte, bekam Rückenstärkung durch ein statisches Gutachten, wonach das Schloß durchaus erhaltungswürdig und auch instandsetzbar sei. Nur bei einer neuen Nutzung mit lebhaftem Publikumsverkehr wie etwa als Stadtbücherei oder als Stadtarchiv würden zusätzliche statische Maßnahmen erforderlich.

## Kein neues Flußkraftwerk Enzaue unter Naturschutz

(Isw). Das Karlsruher Regierungspräsidium hat entschieden, daß das als Ersatz für die Kraftwerke im Enzkanal geplante Flußkraftwerk am Enzknie bei Mühlacker-Enzberg nicht gebaut wird.

Nach einer vom Regierungspräsidium in Karlsruhe veröffentlichten Erklärung sei dies das Ergebnis eingehender Gespräche mit dem Landrat, dem Oberbürgermeister und Stadträten von Mühlacker sowie Fachleuten. Regierungspräsident Trudpert Müller räumte zwar ein, daß das Projekt eine Reihe von Vorzügen gehabt hätte. Wegen der notwendigerweise damit verbundenen Aufstauung der Enz sowie der Ausbaggerung und Vertiefung des Flußbettes unterhalb des Kraftwerkes müsse das Vorhaben jedoch unterbleiben, um den natürlichen Flußlauf als Lebensraum für viele vom Aussterben bedrohte Tierarten zu erhalten. Das Regierungspräsidium will die etwa 150 Hektar große Enzaue zwischen Niefern-Öschelbronn und Mühlacker-Enzberg unter Naturschutz stellen. Mit der Modernisierung der beiden bestehenden Flußkraftwerke bleibe die umweltfreundliche Stromversorgung im bisherigen Umfang erhalten, unterstrich der Regierungspräsident.

## Fachwerkbau in Murrhardt ist vom Abriß bedroht

(STZ) Eigentlich sollte das alte Fachwerkhäuser aus Murrhardt-Köchersberg einmal ins Freilandmuseum Brandhöfle des Rems-Murr-Kreises kommen. Doch seit der Kreistag im Haushalt 1983 den Rotstift ansetzte und dem Brandhöfle den Garaus machte, steht es auch um die Erhaltung des wackeligen Bauernhauses schlecht. Denn inzwischen hat nach dem Regierungspräsidium auch das Landratsamt in Waiblingen sein Einverständnis zum Abriß des Gebäudes in Köchersberg gegeben.

Unter Denkmalschutz steht das Haus Nr. 1 in Murrhardt zwar, aber die Restauration ist für den Besitzer, Landwirt Emil Wahl, finanziell gesehen «nicht zumutbar». Eine alltägliche Geschichte. «Da sieht man eben die Probleme des Denkmalschutzes», meint Georg Friedrich Kempfer vom Landesdenkmalamt. «So geht es in 90 von 100 Fällen.» «Bauernhäuser im Stil des Fachwerkhäuser von Köchersberg haben wir etwa ein Dutzend in Murrhardt», gibt Bürgermeister Martin Pfender zu bedenken.

Aber was macht das Gebäude dann «museumsreif»? Das Haus Nr. 1 alleine nicht. Aber das «Spiegelbild» des Fachwerkhäuser, der vermutlich aus dem 18. Jahrhundert stammt, steht gleich daneben. Kempfer: «Da gab es einen Vater, der hat seinen beiden Söhnen, damit kein Streit um das Erbteil aufkommen sollte, zwei tuffengleiche Häuser gebaut, die Fachwerkhäuser in Köchersberg eben. Das ist der Aspekt.»

Doch das alte Gemäuer ist heute so vergammelt, daß für eine Restaurierung mehrere 100 000 Mark hingeblickt werden müßten. Zudem bliebe von der Originalsubstanz kaum etwas erhalten. Da will Besitzer Emil Wahl, dem beide Häuser gehören, den Bau lieber abreißen lassen und einen Neubau hinstellen. Seit ihm das Denkmalamt nicht erlaubt hat, das andere Fachwerkhäuser, in dem er wohnt, mit Blech zu verkleiden, ist bei ihm ohnehin der Ofen aus. Wenn der Neubau steht, will er dorthin umziehen und den zweiten denkmalge-

schützten Bau vor sich hinbröckeln lassen.

Das Köchersberger Fachwerkhäuser Nr. 1 hat vielleicht noch eine kleine Chance, wenn das Freilandmuseum Wackershofen es haben will.

## Landespreis für Heimatforschung vergeben

Die ausführliche und quellenmäßig hervorragend fundierte Darstellung eines in der Heimatforschung verhältnismäßig selten behandelten Themenfeldes hat dem Malermeister Dieter Klepper aus St. Georgen im Schwarzwald den diesjährigen Landespreis für Heimatforschung eingetragen. In seinem Werk «St. Georgen den Hauptpässen nahegelegenen» wird die Geschichte seiner Heimat an der Entwicklung des Straßennetzes nachvollzogen. Die reich illustrierte, rechtzeitig zur 900-Jahr-Feier der Benediktinerabtei St. Georgen erschienene Arbeit umfaßt neben der Aufhellung der Straßenverhältnisse während eines Jahrtausends die Postgeschichte und das Wirken der mit dem Verkehrswesen zusammenhängenden Handwerksberufe. Der Preis ist mit 5000 DM dotiert.

Die Förderpreise zu je 2500 DM wurden vergeben an Rudolf Morath aus Ulm für die Schrift «Peter Mayer 1718–1800» und an Konrad Sutter, Waldshut, für sein außerordentlich vielseitiges und umfangreiches heimatgeschichtliches Gesamtwerk.

Für eine vorbildliche Arbeit aus dem Natur- und Umweltschutz wurde der Jugendförderpreis mit 2500 DM vergeben. Ihn erhielt die Arbeitsgruppe Biotopschutz im Naturschutz-Zentrum Pforzheim e.V. für ihr Gutachten «Schutz einer Großlandschaft» über die Enzaue zwischen Niefern und Mühlacker im Enzkreis. Der Arbeitsgruppe gehören fünf junge Männer verschiedener Berufsrichtungen im Alter zwischen 24 und 27 Jahren an.

Die Preise wurden gemeinsam gestiftet von der Landesregierung, dem Arbeitskreis Heimate und den württembergischen Volksbanken und Raiffeisenbanken.



## Naturschutzpolitik auf dem «Ökoprüfstand»

(lsw) Die Naturschutzpolitik des Landes hat auf dem «Ökoprüfstand» von zwei staatlich anerkannten baden-württembergischen Naturschutzverbänden nicht bestanden: Eine Analyse des Freiburger Bundes für Umwelt und Naturschutz (BUND) und der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz zum Umweltqualitätsbericht der Landesregierung habe nicht nur bei der Biotopkartierung und den Naturschutzgebieten, sondern auch bei der Naturschutzverwaltung erhebliche Mängel ergeben, berichteten der Vorsitzende des BUND, Gerhard Thielcke, und Günther Reichelt von der Aktionsgemeinschaft im März in Stuttgart.

Es gebe etwa kein Konzept, wie die 12000 schützenswerten Biotope im Land gesichert werden könnten, erklären die Naturschutzverbände in ihrer Bilanz. Innerhalb von fünf Jahren ist nach Darstellung von Thielcke und Reichelt mit einem Verlust von zehn bis zwölf Prozent dieser Biotope zu rechnen. Zudem stünden nur 0,75 Prozent der Fläche des Landes unter Naturschutz. Nach Ansicht von Fachleuten müßten außerhalb des Waldes zehn Prozent für den Naturschutz ausgewiesen werden, um den Fortbestand der Arten zu sichern.

Das Land solle Mittel und Fachleute bereitstellen, um die kartierten Biotope vor der Zerstörung zu bewahren, forderten Thielcke und Reichelt. Kritik übten die Naturschützer auch an den Kreisbeauftragten für den Naturschutz. Diese ehrenamtlichen Beauftragten hätten zu einem erheblichen Teil keine Berufsausbildung für den Naturschutz. Vielmehr müßten viele von ihnen wegen ihrer Berufe in Landwirtschaft, Vermessung oder Straßenbau gegensätzliche Interessen vertreten. Künftig dürften keine Kreisbeauftragten mehr berufen werden, die keine biologisch-ökologische Qualifikation hätten, forderten die Verbandssprecher. Zudem müßten Kreisbeauftragte, die den Anforderungen nicht gerecht würden, ausgewechselt werden können.

## Freie Fahrt für Trassenbauer der Bahn

(STZ) Nach rund zehnjähriger Dauer ist die Planfeststellung für die Bundesbahn-Neubaustrecke von Mannheim nach Stuttgart abgeschlossen worden. Wie die Projektgruppe Ende Mai in Karlsruhe mitteilte, seien derzeit die Westliche Riedbahn und zwei Drittel der Neubaustrecke im Bau. Bis Juni dieses Jahres wurden nach Bahnangaben in beide Projekte rund eine Milliarde Mark investiert.

Die Riedbahn soll 1985 und die Neubaustrecke im Rheintal bis Graben-Neudorf 1987 in Betrieb gehen. 1991 soll die Strecke durchgehend bis Stuttgart befahrbar sein. – Voraussichtlich noch im Herbst dieses Jahres wird die Bundesbahn mit dem Bau der neuen Schienenstrecke Mannheim-Stuttgart im Planbereich 12 (Vaihingen/Enz und Sersheim) beginnen. Der Planfeststellungsbereich 12 ist der größte Unterabschnitt auf der gesamten Strecke zwischen Mannheim und Stuttgart und gleichzeitig der einzige, der das Gebiet zweier Regierungsbezirke berührt. Und er weist etliche Besonderheiten auf: beispielsweise drei Tunnel mit einer Gesamtlänge von 5700 Metern und die mehr als tausend Meter lange Enztalbrücke, die damit die größte Talbrücke auf der Neubaustrecke Mannheim-Stuttgart ist.

Die neue Trasse soll den Bewohnern des Bereichs Vaihingen/Enz erhebliche Vorteile bringen. In dem ebenfalls geplanten Neubau des Vaihinger Bahnhofs werden dann die vorhandenen Strecken Karlsruhe-Pforzheim-Stuttgart und Mannheim/Heidelberg-Mühlacker-Stuttgart mit der Schnellbahntrasse verknüpft. Auf dieser Drehscheibe sollen künftig alle Nahverkehrs- und Eilzüge auf der Neubaustrecke halten sowie etwa sechs bis acht D-Züge pro Tag und Richtung auf den anderen beiden Strecken. Außerdem wird ein Teil der übrigen Eilzüge besonders im Berufsverkehr auf die Neubaustrecke verlegt und den Vaihinger Bahnhof anfahren: Sie werden zuschlagfreie Verbindungen mit einer Fahrzeit von 15 bis 20 Minuten zwischen Vaihingen und Stuttgart herstellen.

Das Regierungspräsidium betont, daß die ursprüngliche Planung der Bundesbahn im Anhörverfahren erheblich verbessert worden sei.

## Tübinger Rathaus wurde erweitert

(lsw) Das Kuriosum, daß die Anhängsel älter sind als der Hauptbau, kann Tübingen jetzt mit seinem Rathaus aufweisen. Dem spätgotischen Rathaus von 1435 mit den Um- und Ausbauten der Renaissance und den Fassaden-Sgraffiti von 1876 wurden im rückwärtigen Teil durch einen verglasten Übergang drei Gebäude aus der Altstadt angegliedert.

Unter diesen Anhängseln erwies sich eines als das bisher älteste datierte Haus in Tübingen. Es wurde 1364 gebaut und 1485 aufgestockt. Ein zweites stammt von 1415, das dritte von 1436.

Einst gehörten die alten Häuser der Oberschicht, so zwei von 1525 bis ins 17. Jahrhundert der bedeutenden Vogt-Familie Breuning, später einem Professor, einem Handelsmann, Rat, Lateinschullehrer, dann «schon stark heruntergewirtschaftet» bis ins 19. Jahrhundert der unteren Schicht von Handwerkern. Heute erleben sie eine Renaissance durch die Verwaltung. Die Bediensteten haben nun statt rationeller monotoner Bauten individuelle Büros, verwinkelte Gebäude, krumme Korridore und die Besucher etwas weitere, verzwickte Wege.

Der Hauptbau gilt mit den berühmten Renaissance-Malereien als Kleinod. Die vorsichtige Sanierung der «angefügten» Häuser erlaubt mit dem alten Gebälk einen einmaligen Einblick in die mittelalterliche Bauweise des alemannischen Fachwerks und in die Baugeschichte. Veränderungen durch die Jahrhunderte bis zum Jugendstil wurden bewußt bewahrt. Eisenstützen, Betonversteifungen, -decken und -böden waren unvermeidbar, sind aber sorgfältig eingefügt worden. Decken und Balken waren bis zu 40 Zentimeter durchgebogen – sie mußten mühsam zurückgepreßt werden. Eines der Häuser galt schon 1740 als «sehr baufällig», hielt dann doch noch über 240 Jahre.

## Professor Mertens neuer Landeshistoriker

(lsw) Der Freiburger Historiker Prof. Dieter Mertens hat den Ruf der Universität Tübingen auf den Lehrstuhl für geschichtliche Landeskunde und historische Hilfswissenschaften angenommen. Wie die Universität am 23. Mai mitteilte, beginne Mertens seine Tübinger Lehrtätigkeit mit Beginn des kommenden Wintersemesters. Damit ist nach über zweijährigen Querelen die Nachfolge des renommierten Landeshistorikers Prof. Hansmartin Decker-Hauff endgültig geklärt und der einzige Lehrstuhl für Landesgeschichte im Lande endlich wieder besetzt.

Zunächst hatte das Land eine Berufung abgelehnt und von der Fakultät für Geschichte die Streichung eines ihrer Lehrstühle verlangt. Im März 1984 hatte dann der Bielefelder Historiker Prof. Klaus Schreiner trotz erfolgreich abgeschlossener Berufungsverhandlungen völlig unerwartet das Tübinger Ordinariat aus familiären Gründen ausgeschlagen. Decker-Hauff, der sich bis dahin selbst vertreten hatte, war bereits mit einer in Tübingen einmaligen großen Sympathiekundgebung von Studenten und Bürgern gemeinsam verabschiedet worden.

Der 44jährige aus Hildesheim stammende Mertens hat nach seiner Habilitation 1977 in Freiburg eine außerplanmäßige Professur. Er gilt als Experte für die Geschichte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit und hat vor allem über den Humanismus gearbeitet.

## «Blauer Turm» in Bad Wimpfen abgebrannt

(lsw) Ein Sachschaden von rund 500000 Mark ist am 17. Mai durch einen Brand entstanden, der das Gebälk des «Blauen Turms» am Rande des alten Stadtkerns von Bad Wimpfen fast völlig zerstörte. Als Brandursache vermutet die Feuerwehr Blitzschlag.

## Cannstatter «Klösterle» – neu genutzt

(STN) Beim Anblick dieses etwa 500 Jahre alten Hauses verblaßt freilich leicht die Erinnerung daran, wieviel Mühe und Geld (insgesamt rund 1,8 Millionen Mark) es gekostet hat, um das Klösterle wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Die Stadt hatte zwar mit 600000 Mark für die Erhaltung der Bausubstanz den Grundstein gelegt, doch die eigentliche fachmännische Arbeit besorgte Hermann Kugler, Architekt, der das Gebäude Marktstraße 71 für 172000 erwarb.

Das Beginen-Haus wurde teilweise abgetragen, konserviert und dann wieder zusammengesetzt. Die alten Holzbalken konnten nur zu etwa 50 Prozent erhalten werden, das Mauerwerk ist neu. Rein äußerlich entspricht das Klösterle dem Originalzustand – glücklicherweise ergaben sich bei den Untersuchungen genügend Anhaltspunkte. Ein wahres Kleinod ist die spätgotische Kapelle, die im Erker des Hauses untergebracht ist. Herrliche Stuckverzierungen wurden bei der Restaurierung freigelegt, mit Wappen, Reliefs, Köpfen und Rosetten. 1576 ist jene Kapelle für die Beginen eingebaut worden. Weitere Räume im oberen Teil des Hauses beherbergen zum Teil Büros für den Architekten, aber es ist auch Platz für Ausstellungen, Dichterlesungen und andere kulturelle Veranstaltungen. Die Zimmer sind niedrig, die Decken aus Holz, die Türen klein und die Fenster stilecht. Im Erdgeschoß befindet sich eine rustikale Weinstube, die nunmehr der Öffentlichkeit offensteht.

Einfach war die Restaurierung, die in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt vorgenommen wurde, freilich nicht. Vieles wurde mühsam in zeitraubender Kleinarbeit von fachkundiger Hand wieder instand gesetzt. Nun wird es allerdings noch darum gehen, die Umgebung des Klösterle herzurichten. Gedacht ist an einen Kinderspielplatz, an ein Natursteinpflaster aus Granit, und vor den umliegenden Häusern sollen kleine Vorgärten entstehen.

## Direktor des Technischen Landesmuseums bestimmt

(lsw) Der bisherige Leiter des im Aufbau befindlichen Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim, Lothar Suhling, ist vom baden-württembergischen Ministerpräsidenten im April zum Museumsdirektor und Professor ernannt worden. Damit sei die Besetzung der Chefposition für das Mannheimer Technikmuseum rechtzeitig vor Beginn des Neubauprojektes endgültig gelöst, wurde mitgeteilt.

Der Diplomingenieur und promovierte Technikhistoriker studierte Verfahrenstechnik und Maschinenbau in Mannheim und Stuttgart. Bis zu seiner Berufung als Hauptkonservator und kommissarischer Leiter des Landesmuseums im März 1983 war Suhling Professor für Bau- und Technikgeschichte an der Fachhochschule Dortmund. In Mannheim widmete sich der künftige Museumschef inzwischen maßgeblich dem Personal- und sammlungstechnischen Aufbau, der Formulierung und Entwicklung der Museumskonzeption und der Neubauplanung. Suhling ist seit Juli vorigen Jahres auch Geschäftsführer des neubegründeten Museumsvereins für Technik und Arbeit in Mannheim.

## Neue Naturschutzgebiete ausgewiesen

(lsw) Im Regierungsbezirk Tübingen sind jetzt vier neue Naturschutzgebiete ausgewiesen worden. Außerdem hat Regierungspräsident Max Gögler nach eigenen Angaben die Rechtsverordnung für die Erweiterung eines fünften Gebietes unterzeichnet. Damit erhöht sich die Zahl der Naturschutzgebiete im Bezirk auf 105. Die neuen Gebiete liegen auf den Markungen Meßkirch («Kreuzbühl»), Sigmaringen («Wasenried», Erweiterung des «Blauen») und Meßstetten/Zollern-Albkreis («Hülenbuchwiesen»). Außerdem wird das «Fehlatal» in Gammertingen, Neufra und Hettlingen (Kreis Sigmaringen) komplett geschützt.



# LBS

Landesbausparkasse  
Württemberg  
Bausparkasse der Sparkassen

Im eigenen Garten bestimmen Sie selbst Ihre Umwelt. Mit dem LBS-Maßprogramm schaffen Sie's.



**Kommen Sie als erstes zu uns.** Denn im LBS-Maßprogramm finden Sie gute Bedingungen. Kräftige Bauspar-Prämie, ertragreiche Arbeitnehmer-Sparzulage, saubere Guthaben-Zinsen und das beruhigend zinsfeste Bauspar-Darlehen. Ihre LBS-Beratungsstelle oder Sparkasse freut sich über einen Besuch. **Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.**

## »Das Volksfest zu Cannstadt«

NEU

8 Stahlstichtafeln »Bilder und Szenen aus dem Volksleben« von Dertinger und 15 Seiten Text. Nachdruck der Ausgabe 1844. Illustrierter Einband 22 x 28 cm. (August 1984) DM 16.-

Volker Trugenerberger:

### Zwischen Schloß und Vorstadt

Sozialgeschichte der Stadt Leonberg im 16. Jahrhundert. Ca. 320 Seiten, 8 Abbildungen, 5 Karten und 45 Übersichten. (September 1984) ca. DM 38.-

### Justinus Kerners Bibliothek

Nachdruck des Verkaufskataloges 1902. Erweitert durch eine Einleitung mit 2 Abbildungen und 2 Faksimile. Ca. 52 Seiten. (Oktober 1984) ca. DM 15.-

Bereits lieferbar:

Bolay, Th.: **Sagen aus dem Zabergäu** DM 14,80  
Linck, O.: **Alt-Ludwigsburg** DM 19,80

Wilfried  
Melchior  
Verlag



Schloß Riet  
7143 Vaihingen 8  
Tel. (07042) 77226

## REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

### STUDIENREISEN

Fahrt in modernen Reisebussen, landeskundige Reiseleitung, Rücktrittskostenversicherung, Unterkunft in guten/sehr guten Hotels

18.	8.	8 Tage Ile de France – Paris	1020,-*
23.	8.	9 Tage Tarnschluchten – Ardechetal	1068,-
23.	8.	17 Tage Island – Färöer-Inseln	3566,-
29.	8.	5 Tage Kunststädte Belgien – Flandern	598,-
1.	9.	6 Tage Schlösser der Loire	735,-*
1.	9.	8 Tage Bayern – Niederösterreich	975,-
3.	9.	7 Tage Bornholm – Kopenhagen	1037,-
8.	9.	2 Tage Württembg. in Frankreich	179,-
8.	9.	7 Tage Grafen+Herzöge von Savoyen	885,-*
13.	9.	16 Tage Griechische Inseln – Istanbul	2240,-
13.	9.	11 Tage Korsika	1628,-*
13.	9.	16 Tage Finnland – Lappland	2504,-
15.	9.	9 Tage Altmühltal (mit Wanderungen)	956,-
15.	9.	16 Tage Sorrent – Golf v. Neapel	1860,-
22.	9.	2 Tage Passau – Donautal	179,-
22.	9.	8 Tage Venetien – Emilia Romana	1057,-*
22.	9.	9 Tage Loire – Bretagne	1111,-*
28.	9.	10 Tage Provence – Camargue	1198,-*
4.	10.	11 Tage Polen	1139,-*
16.	10.	24 Tage Israel (mit Bus + Schiff)	3768,-
18.	10.	4 Tage Stud.-Wanderreise Westschweiz	488,-

\* = Eintrittsgelder inkl.

Unser ausführliches Reiseprogramm senden wir gerne unverbindlich zu.

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1  
Telefon 0711 /81 50 04

## Das Sparkassenbuch. Die beruhigende Reserve.


Ihr Geldberater kann es Ihnen bestätigen:

Die Geldreserve für alle Fälle gibt Ihnen persönliche Sicherheit. Deshalb unser Vorschlag:

**Spar-Dauerauftrag** auf Ihr Sparkassenbuch.

Und wenn Sie mal schnell Geld brauchen, dann werden Sie diese Geldreserve schätzen. Regelmäßig sparen: es gibt nichts Besseres!

wenn's um Geld geht

**Sparkasse** 



Sparkasse – im Verbund mit der Landesbank, der Landesbausparkasse und der Sparkassen-Versicherung

## Hölderlin bekommt würdige Gedenkstätte in Tübingen

(Isw) Friedrich Hölderlin erhält in Tübingen rund 140 Jahre nach seinem Tod eine würdige Gedenkstätte. Der Turm in der historischen Häuserzeile am Neckar, der seinen Namen trägt und in dem er von 1807 bis zum Tode 1843 lebte, wird völlig umgestaltet. Mit den Arbeiten ist Ende Februar begonnen worden. Im Herbst, spätestens zum Jahresende, soll der Turm wieder zum Besuch freigegeben werden. Die Neugestaltung kostet 500 000 Mark, davon 200 000 Mark die Ausstattung. Das seit 1977 geplante Vorhaben wird ermöglicht durch eine 200 000-Mark-Hilfe von der Robert-Bosch-Stiftung.

Nachdem Hölderlin in geistiger Umnachtung gestorben war, wurde die Erinnerung an ihn zunächst von den Hausbesitzern, der Familie des Schreiners Zimmer, des Dichters Pflüger, und der eines Schusters gepflegt. Ein Brand vernichtete 1875 jedoch das gesamte Inventar. Die Stadt kaufte dann das Haus 1921 und richtete ein Gedenkzimmer ein, das seit Jahrzehnten von der 1200 Mitglieder zählenden Hölderlin-Gesellschaft mit Personalzuschuß der Stadt betrieben wird.

Nach dem Konzept der Professoren Bernhard Zeller (Marbach) und Wilfried Barner (Tübingen) sollen das Hölderlin-Zimmer und das Treppenhaus wieder «möglichst viel» vom ursprünglichen Zustand erhalten. Das Erdgeschoß wird neben einem Veranstaltungsraum das Museum mit Briefen, Handschriften, Erstdrucken und zeitgenössischen Darstellungen aufnehmen. Dabei werden die bisherigen Exponate aus den Städtischen Sammlungen und dem Schiller-Nationalmuseum Marbach verdoppelt. Das Obergeschoß soll außer zwei Büros für die Hölderlin-Gesellschaft auch die Bibliothek, die mit dem großen Nachlaß eines Sammlers aufgestockt wird, enthalten.

Dort befindet sich auch das Wohn- und Sterbezimmer des Dichters, das wieder wie einst werden soll. Bei der Einrichtung 1977 – bis dahin bildete ein anderer Raum Ersatz für das

Turmzimmer – wurde es nur mit einer Bronzestatuette, einigen Schriften und einer Gitarre versehen, vermutlich der, auf der die Tochter des Schreiners Zimmer dem kranken Genius vorspielte.

Zugleich wird das Haus zum Neckar geöffnet und der Garten einbezogen. Das gehört zu dem Ziel, den Turm, mit seiner Trauerweide eines der meistfotografierten Wahrzeichen Tübingens, zur Begegnungsstätte zu machen – auch für Universitätsangehörige mit der Möglichkeit des Quellenstudiums. Immerhin besuchten 1983 rund 7000 Hölderlin-Verehrer aus aller Welt das Zimmer, vor 1977 waren es nur 2000 im Jahr. Später soll das noch bewohnte Dachgeschoß als Wohnung für Dichter und Hölderlin-Forscher zur Verfügung stehen, denen die Stadt, wie schon Rainer Kirsch aus der DDR, einen kostenlosen Arbeitsaufenthalt bieten will.

## «Altes Backhaus» darf nicht abgerissen werden

(STZ) Die Stadt Heilbronn darf das «Alte Backhaus» in Heilbronn-Biberach nicht abreißen. Dies hat das Stuttgarter Regierungspräsidium entschieden. Nach Ansicht der Behörde ist das Gebäude aus dem Jahre 1910 ein Kulturdenkmal. Der zweigeschossige Bau mit seinem Walmdach gehöre zur unmittelbaren Umgebung der evangelischen Kirche, die ein «Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung» darstelle, meint das Regierungspräsidium. Im Gegensatz zu den früher üblichen Gemeindebackhäusern, die nur aus einem Raum bestanden, war im «Alten Backhaus» in Heilbronn-Biberach bereits eine gewerbsmäßig betriebene Bäckerei vorgesehen. Neben der Backstube habe man deshalb auch einen Verkaufsraum und eine Wohnung im ersten Obergeschoß eingerichtet. Ein solches Backhaus stelle eine «bisher kaum gewürdigte heimatgeschichtliche und volkskundliche Besonderheit» dar, so das Regierungspräsidium.

## Synagoge als jüdische Gedenkstätte in Franken

(rf) Die Restaurierung der Synagoge von Michelbach an der Lücke ist im Juli abgeschlossen worden. Sie wird nun gemeinsam vom Main-Tauber-Kreis, vom Hohenlohekreis, vom Kreis Schwäbisch Hall sowie von den Stadt- und Landkreisen Heilbronn als jüdische Gedenkstätte für die Region Franken unterhalten.

Die im Jahre 1757 erbaute und 1844 erneuerte Synagoge hat die «Reichskristallnacht» 1938 überstanden, weil eine Brandstiftung auch Auswirkungen auf eine benachbarte Scheune gehabt hätte. Nach dem Krieg diente die Synagoge als Getränke-Abfüllhalle, und als sie 1978 in den Besitz des Landkreises Schwäbisch Hall kam, war sie in einem denkbar schlechten Zustand. Seit fünf Jahren nun wurde das Gebäude mit Mitteln des Denkmalschwerpunktprogramms des Landes Baden-Württemberg restauriert.

## Historische Bauwerke zu verkaufen

(Isw) Besitzer einer Burg, eines Klosters oder gar Schloßherr zu werden, ist im deutschen Südwesten kein Ding der Unmöglichkeit. Allein 60 historische Bauwerke im Regierungsbezirk Stuttgart werden in dem Denkmalprospekt des Regierungspräsidiums beschrieben und zum Kauf angeboten. Der Prospekt, nach 1980 und 1981 das dritte Exemplar, soll nach Angaben des Regierungspräsidiums Verkäufer und Käufer von Kulturdenkmälern zusammenbringen.

1980 wurden von den 30 Gebäuden des Prospektes 28 in sanierungswillige Hände gebracht, 36 von 48 Gebäuden im Jahr 1981. Als Erfolg für den Denkmalschutz wertet es Regierungspräsident Bulling, daß in der Regel die Käufer eines Kulturdenkmals dessen Erhaltung und Sanierung beabsichtigten.

Der Prospekt, der beim Regierungspräsidium in Stuttgart bestellt werden kann, beschreibt auch mögliche Finanzierungshilfen und Steuervergünstigungen für Unterhalt und Sanierung der Kulturdenkmale.

## Kies im Bodensee scheidet die Geister

(STZ) Wasserwirtschaftsverwaltung, Institut für Seenforschung und das Tiefbauamt der Stadtverwaltung wollen die Friedrichshafener Bucht mit Kies aufschütten und damit die Strömungsverhältnisse verbessern. Dies versuchten sie schon einmal vor drei Jahren. Doch nahm der Widerstand der «Seehasen» in den drei Jahren nicht ab. Geplant ist eine Entschärfung der glatten, senkrecht abfallenden Ufermauern vor Friedrichshafen, indem vor dem Mauerwerk Flachböschungen in Form von grobkörnigem Kies angeschüttet werden. Doch die Seebewohner sehen darin eine Verschandelung ihres Stadtbildes.

Diese Böschungen sollen sich bei entsprechender Ausbildung günstig auf Wellenschlag und Fließgeschwindigkeit auswirken, und dabei vor allem einer Zerstörung des benachbarten Eriskircher Rieds – dem größten Naturschutzgebiet im Bodenseekreis – durch Verlandung entgegenwirken. Diesen von den Limnologen prognostizierten günstigen Entwicklungen stehen jedoch erhebliche Skepsis auch in Teilen des Gemeinderats gegenüber. Vor allem aus Kreisen der SPD und der Grünen wird gegargwöhnt, diese «Renaturalisierung» der Friedrichshafener Bucht werde nur deshalb so forciert vorangetrieben, weil ohne sie die Wasserwirtschaftler einer geplanten Hafenerweiterung des Württembergischen Yachtclubs (WYC) nicht zustimmen. Und dieser Einschätzung widerspricht niemand. Daß die Hafenerweiterung Aufhänger für die Uferrenaturalisierung sei, weist die Verwaltung zurück, gleichwohl ist es ein offenes Geheimnis, daß es in Friedrichshafen nur dann mehr Platz für mehr Schiffe geben wird, wenn man der ungeliebten Kiesanschüttung zustimmt. Doch hier schlagen nicht nur hohe Wellen an die Ufermauern. Die Anwohner sind sensibilisiert. Sie fürchten durch die Flachböschung einen wilden Strand auf sich zukommen, mit all seinen Negativ-Erscheinungen wie Rummel, Surfen und Gestank inmitten der Altstadt. Friedrichshafen verändere vom See her sein Gesicht,

liege dann nicht mehr unmittelbar am Wasser, sondern werde durch eine Kiesböschung von ihm getrennt.

Dazu wissen die Limnologen Drastisches zu berichten: Friedrichshafen ist auf einer Strecke von 1,5 Kilometer völlig vermauert. Die durch die schräg auf die Mauern schlagenden Wellen verursachte Erosion wirke sich bis auf das Naturschutzgebiet Eriskircher Ried aus, wo Schilf und Baumbestände gefährdet seien. Das Institut für Seenforschung gibt zu verstehen, daß eine Hafenerweiterung nur gemeinsam mit einer Kiesaufschüttung zu haben sein wird, und diese Hafenerweiterung glaubt man verantworten zu können.

## Rems-Flußlandschaft soll intakt bleiben

(STZ) Im Streit um die Zukunft einer der letzten noch fast intakten Flußlandschaften der Region hat die Stadt Waiblingen die eigene Marschrichtung abgesteckt: Nach heißen Kontroversen ist der Gemeinderat dem Vorschlag von Regierungspräsidium und Verwaltung gefolgt, statt einer Schaffung bloßer geschützter «Inseln» das untere Remstal lückenlos schädlichem Zugriff zu entziehen. Von einem Landschaftsschutzgebiet als «Pufferzone» nach außen abgeschirmt, soll ein Naturschutzband die malerischen Flußmäander von Waiblingen bis zu der Mündung in Neckarrens in kontrollierte Obhut nehmen. Die Gründe dafür vermochten auch die Verwaltung zu überzeugen. Während auf der einen Seite im Bereich der Prallhänge, Gleithänge und Talau der unteren Rems über 165 Pflanzenarten und 13 seltene Vogelgattungen, vom Eisvogel über den Schwarzen Milan bis zum auf Durchreise pausierenden Fischadler, ein Refugium gefunden hatten, rückten andererseits Kleingartenhütten, eine drohende Steinbrucherweiterung in Neckarrens oder geplante Hochspannungsmasten der Naturidylle immer mehr auf die Substanz.

## «Naturinseln» in Gemeinden angeregt

(ANuU) In einem grenzüberschreitenden Brief an über 100 Gemeinden am Bodensee hat die Arbeitsgemeinschaft Naturschutz Bodensee, Mitgliedsverband des Landesnaturschutzverbandes, die Gestaltung von Naturinseln in den Gemeinden angeregt. Die Gemeinden wurden gebeten, angesichts der erschreckenden Erkenntnisse der letzten Jahre (Landschaftsverbrauch durch Überbauung und Waldsterben), verstärkt auch im möglichen kleinen Rahmen tätig zu werden und nicht auf Maßnahmen von oben zu warten. Was die Gemeinden tun könnten, sei die Gestaltung naturnaher Räume in Gärten und in Freiflächen.

Bei den großen Gemeinden biete es sich an, die Bevölkerung zu einem »Mitmachwettbewerb« aufzufordern und zwar zu Aktionen, die die vorhandenen Gärten und Grünflächen in erster Linie naturnah gestalten und dadurch Lebensraum für einheimische Pflanzen und Tiere geben. Das könne vor allem durch Auswahl einheimischer Gehölze getan werden oder durch einen nicht mit dem Meterstab angelegten Garten, durch Anlegen eines naturnahen Gartenteiches oder einer Blumenwiese.

Bei kleineren Gemeinden sei es immer wieder wichtig darauf hinzuweisen, daß Hecken wertvollen Lebensraum für Tiere und Pflanzen bilden und daß beispielsweise Hochstammobstbäume helfen, das Landschaftsbild unserer Heimat zu erhalten. Auch hier könne viel getan werden, wenn man sich von den in Mode gekommenen ausländischen Pflanzen möglichst wieder trennt. Es habe sich gezeigt, daß viele Vogelbruten in den Ortschaften verhungern, weil es in den ausländischen Gehölzen fast keine Insekten gibt.

Als Beispiele für sinnvolle Neuanpflanzungen zu Gartenanpflanzungen werden aufgeführt: Wildrosen/Heckenrosen, Schlehen, Weißdorn, Hainbuche, Eberesche, Weidenarten, Eiche, Holunder, dichte Brombeerhecken, Efeu und Schlingknöterich.

## Wenn Bäume reden könnten.



Wenn Bäume reden könnten, wüßten wir besser, was ihnen fehlt. Die Wissenschaft hat noch keine endgültige Erklärung für ihre Schädigungen. Sind es die Abgase aus den Kraftwerken, der Industrie, vom Auto – oder sind es komplizierte Prozesse, bei denen die Sonnenstrahlen chemische Reaktionen auslösen, vielleicht auch andere Einflüsse (Pilze u. ä.)? Womöglich ist es alles zusammen.

Nur eines wissen wir genau. Es muß schnell etwas geschehen. Was uns – der Energie-Versorgung Schwaben AG – möglich ist, soll deshalb geschehen. Unsere Kohlekraftwerke werden mit Entschwefelungsanlagen ausgerüstet. Dafür investieren wir in den nächsten Jahren etwa eine halbe Milliarde Mark.

Wir bauen in Heilbronn eine Demonstrationsanlage zur Verminderung der Stickoxide.

Aber selbst wenn in unserem Land die Schornsteine aller Kraftwerke schwefelfrei wären, gäbe es zu viele Schadstoffe in der Luft. Denn der Wind macht vor Landesgrenzen nicht halt. So kommt die Hälfte des Schwefelniederschlages in Deutschland aus dem Ausland. Deshalb ist Umweltpolitik eine europäische Aufgabe.

Unser Land kann auf Kohlestrom nicht verzichten. Aber auch nicht auf seine Wälder.



Ihre Energie-Versorgung Schwaben

MIT  
FESTEM ZINS  
FISCHT MAN  
IM KLAREN.



Mit unserer Festzinshypothek kann keine Zinserhöhung Ihre Finanzierung trüben. Denn festgeschriebener Zins bleibt bis zu 10 Jahren stehen.

Komme, was da wolle.  
Sie sehen klar.

Sprechen Sie mit uns,  
bevor Sie Lehrgeld zahlen.  
Sie erreichen uns in:

- 1000 Berlin 15, Lietzenburger Straße 92,  
Tel. (030) 8819890
- 4800 Bielefeld 1, Am Bach 11,  
Tel. (0521) 69010
- 4000 Düsseldorf 1, Immermannstraße 11,  
Tel. (0211) 352035
- 6000 Frankfurt 1, Neue Mainzer Straße 57,  
Tel. (0611) 232272
- 7800 Freiburg, Kaiser-Joseph-Straße 180,  
Tel. (0761) 35535
- 2000 Hamburg 1, Rathausmarkt 19,  
Tel. (040) 364855
- 3000 Hannover 1, Osterstraße 59,  
Tel. (0511) 15047
- 5000 Köln 1, Kaiser-Wilhelm-Ring 34,  
Tel. (0221) 134250
- 6800 Mannheim, P6 20/21 (Planken),  
Tel. (0621) 20878
- 8000 München 2, Türkenstraße 11-15,  
Tel. (089) 282078
- 7980 Ravensburg, Karlstraße 7,  
Tel. (0751) 23079
- 7000 Stuttgart 1, Büchsenstraße 28,  
Tel. (0711) 2096353

**WÜRTTEMBERGISCHE  
HYPOTHEKENBANK**  
AKTIENGESELLSCHAFT



**Karl Moersch**  
Bei uns  
im Staate  
Beutelsbach



vom unbekanntem  
Württemberg

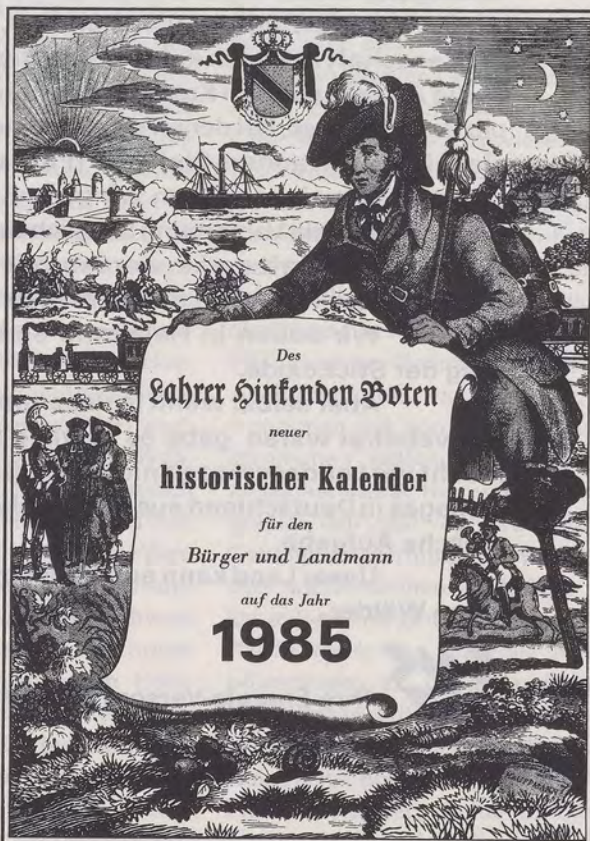
**Das  
richtige  
Geschenk**

für alle, die  
mehr wissen  
wollen von  
der Geschichte  
unseres Landes:  
ein zugleich  
lehrreiches  
wie unter-  
haltendes  
Buch, aus

dem der Leser manches Unbekannte  
erfährt.

352 Seiten, 47 Abb. DM 38.00  
In allen Buchhandlungen

Verlag Günther Neske



DM 5.50

Moritz Schauenburg Verlag, Lahr/Schwarzw.



## Ausstellung in Nürtingen – ein voller Erfolg

(Bi) Seit drei Jahren bemüht sich die Ortsgruppe Nürtingen, eine heimatkundliche Sammlung zusammenzutragen. Unmittelbarer Anlaß dafür war die Entdeckung eines auf Holz gemalten Ölbildes, das an die große Hungersnot von 1816/17 erinnerte, für dessen Erwerb eine Spendenaktion unternommen werden mußte. Inzwischen füllte sich das Magazin mit gespendeten Gegenständen. Daraufhin genehmigte der Gemeinderat im Haushalt 1983 erstmals einen Betrag für Ankäufe. Inzwischen hat die Stadt nach langer Suche auch ein geeignetes Gebäude für ein Heimatmuseum erwerben können: Ein Fachwerkhaus aus dem Jahr 1565, das Schützenhaus in der Wörthstraße. (Wir berichteten in Heft 2 unter der Rubrik «sh aktuell» darüber.) Um zu zeigen, was für Möglichkeiten für die Präsentation des Gesammelten schon jetzt vorhanden ist, wurde auf April 1984 eine Ausstellung im Gartensaal der Nürtinger Stadthalle zum Thema «Spinnen und Weben, Stricken und Wirken, Seilspinnen und Sackweben – Textilverarbeitung vorgestern und gestern» vorbereitet.

Zur Eröffnung waren auch Martin Blümcke vom Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES und Gerhard Haug, der neue Vertrauensmann der Ortsgruppe Kirchheim, gekommen. Der Vertrauensmann der Ortsgruppe Nürtingen, Hans Binder, ging in seiner Begrüßung kurz auf die Vorgeschichte der Ausstellung ein, nannte die bisher aufgebrachten Mittel und die – allein für die Vorbereitung der Ausstellung – geleisteten 1200 Arbeitsstunden namentlich genannter Helfer. Das Ziel müsse ein Heimatmuseum sein, das als Geschichtsbuch der Stadt mit Leben erfüllt sei, in dem jung und alt sich wohlfühlten. Hans Binder dankte vor allem Fritz Weihs für die Gestaltung der Ausstellung, dann Gertrud Widmaier und ihrer Tochter Monika Lindner für das Inbetriebsetzen des aus dem 1. Drittel des 19. Jahrhunderts stammenden Webstuhls, Willi Hermann für die Entrostung und Überholung der Handstrickmaschinen, die nun von Anne

Keuerleber und Sofie Rothweiler in Aktion vorgeführt werden konnten. Die Seilerbahn hat Alfred Gampper aufgebaut und mit Leben erfüllt. Karl Koppert, Dr. Ulrich Schweizer und Hans-Peter Bühler haben viele Objekte aufgespürt und beigebracht. Anton Leuser erwies sich als einfallreicher Restaurator.

Mit der Abfolge «Vom Flachs zur Leinwand» wurde eine Technik dargestellt, die seit über 5000 Jahren nachweisbar ist und die zu den Ur-Techniken zu zählen ist. Sie wurde noch vor 100 Jahren in Nürtingen zum Teil im Hauptberuf, zum Teil zum Nebenerwerb oder für den eigenen Bedarf angewandt. Auch in den heutigen mechanischen Webereien wird Tuch immer noch aus Kette und Schuß gewoben.

Nürtingen hat sich zur «Stadt der modischen Strickwaren» entwickelt, was im Poststempel festgehalten wird. Vier Jahre nach der Patentierung der Handstrickmaschine kam durch Vermittlung der Zentralstelle für Gewerbe und Handel die erste Maschine nach Nürtingen. Das war 1867. Am 1. Januar 1884 eröffnete dann die Firma Franz Entreß im «Steinernen Bau» als erste Strickwarenfabrik ihren Betrieb. Bis zur ersten Hälfte der 50er Jahre wuchs die Zahl der Firmen auf 24 an. Das war der Höhepunkt, was Unternehmen und Beschäftigte betrifft. Seither ist die Zahl der Beschäftigten um rund 60 Prozent zurückgegangen. Gleiches gilt aber für die deutsche Textilindustrie insgesamt. Hier wird einmal mehr deutlich, wie unsere heimische Industrie eingebunden ist in das nationale und internationale Geschehen.

In der Stadt Nürtingen gab es 1691 drei Seiler, 1848 vier und 1927 noch zwei. Für das Oberamt Nürtingen bzw. den Kreis Nürtingen wurden 1848 dreizehn und 1949 sieben Seiler genannt. Heute arbeitet in Nürtingen kein Seiler mehr. Allerdings ist eine Seilerbahn noch erhalten. Vor allem sind die alten Seilermaschinen und -geräte für die heimatkundliche Sammlung gespendet worden.

An den Wänden des Gartensaales hingen über zwei Dutzend ausgewählte Säcke. Der älteste stammt von 1826. Die Beschriftung und Kenn-

zeichnung mit Berufssymbolen war, wie bei allen Gegenständen, die außer Haus gegeben wurden, notwendig. Interessant für die Einheimischen die Verfolgung ganzer Geschlechterketten an Hand der ausgestellten Säcke. Für alle Besucher aber wurde deutlich, daß bis vor 50 Jahren auch Handwerker noch mit der Landwirtschaft verbunden waren.

An den zwölf Tagen vom 7. bis 18. April haben rund 1800 Besucher die Ausstellung im Gartensaal gesehen. Darunter waren neben Landfrauen- und Seniorengruppen vor allem 27 Schulklassen aller Schularten und aller Altersstufen.

In der Sendung «Von Land und Leuten» brachte der Süddeutsche Rundfunk am 13. April ein Gespräch zwischen Martin Blümcke und Alfred Gampper über die Seilerei. Ein weiteres Gespräch mit Willi Hermann folgte am 17. Mai.

Alle Besucher konnten die Erläuterungstexte auf einem Faltblatt mitnehmen. Angeboten wurde auch eine Broschüre des Museums Biberach über die Weberei, ein eigenes Manuskript über die Strickerei, in der Ausstellung gestrickte Mini-Handschuhe mit Pudelmütze und auf dem Ausstellungswebstuhl gewobene halbleinene Küchenhandtücher.

## Historische Holzbrücke vor Verfall gerettet

(BNN) Die historische Holzbrücke über die Schussen in Eriskirch am Bodensee ist gerettet. Die 30 Meter lange, mit einem Ziegeldach versehene Brücke wurde 1825 gebaut. Ihre Portale und ihre seitlich der Holzkonstruktion liegenden Wandverkleidungen zeigen klassizistische Stilformen. Das Bauwerk hätte ohne grundlegende Instandsetzung nicht gerettet werden können; vor allem die unter der Fahrbahn liegenden Träger waren erneuerungsbedürftig. Durch die Baumaßnahmen wurde die Belastbarkeit von 1,5 auf 24 Tonnen erhöht und wegen der engen Einfahrten neben der alten Brücke ein Holzsteg für Fußgänger und Radfahrer errichtet. Die Gesamtkosten betragen 800000 Mark.

## Regenrückhaltebecken im Schaichtal

(RN/STN) Mit dem Bau des Regenrückhaltebeckens im Schaichtal soll im kommenden Jahr begonnen werden. Dies war das Ergebnis einer Arbeitssitzung im Rathaus Grötzingen, zu der der Wasserverband Aich, Vertreter des Wasserwirtschaftsamts, des Landwirtschaftsamts, der Forstverwaltung sowie des amtlichen und privaten Naturschutzes geladen hatten.

Mit einem Kostenaufwand von rund zehn Millionen Mark soll im Schaichtal bei Neuenhaus ein 17 Meter hoher Damm aufgeschüttet werden, um ein Jahrhunderthochwasser, wie das von 1978, das im Aichtal Schäden von 5 Millionen Mark verursachte, künftig zu verhindern. Den Plan, das für den Damm benötigte Erdmaterial von 100000 Kubikmetern direkt vor Ort zu entnehmen und das so entstandene Loch in der Landschaft als Erddeponie zu nutzen, hat das Wasserwirtschaftsamt aufgrund des Protestes der Naturschützer inzwischen fallengelassen. Die übrige Planung soll jedoch konsequent durchgezogen werden, obwohl viele Fragen des Naturschutzes und der Forstverwaltung unbeantwortet geblieben sind. So wird zum Beispiel von Seiten des Naturschutzes bemängelt, daß das Wasserwirtschaftsamt zwar seit 1971 mit der Planung in dieser Sache befaßt ist, bis jetzt aber trotz wiederholter Aufforderung keine Meßdaten über Abflußmenge, Abflußgeschwindigkeit oder Hochwasserhäufigkeit mitgeteilt hat. So lange diese Werte nicht bekannt seien, könne man auch keine Aussagen über die Notwendigkeit und den Umfang dieses gigantischen Bauwerks machen, zumal seit dem Jahrhunderthochwasser von 1978 ein Regenrückhaltebecken am Oberlauf der Aich inzwischen fertiggestellt wurde und ein weiteres seiner Vollendung entgegengeht. Die in den letzten Jahren angelegten Hochwasserrückhaltebecken haben sich bewährt. Zu diesem Schluß kommt das Regierungspräsidium Stuttgart nach der Auswertung der Niederschläge im vergangenen Jahr.

Trotz des niederschlagsarmen «Jahr-

hundertssommers» darf nach Meinung der Stuttgarter Behörde nicht das «nasse Frühjahr» vergessen werden, als viele Orte vom Hochwasser bedroht waren. Aber eben nicht dort, wo man bereits Rückhaltebecken gebaut hatte.

Die Bilanz der Aprilschau vom letzten Jahr sieht aus der Sicht der Wasserwirtschaftler so aus: 59 Rückhaltebecken waren zum Teil bis zu 100 Prozent gefüllt. Insgesamt wurden 14,2 Millionen Kubikmeter Wasser aufgefangen. Am häufigsten in Betrieb waren die Rückhaltebecken der Wasserverbände Kocher-Lein und Brettach, deren Becken bis zu sieben Mal gestaut waren. Aber auch die «zentralen Schlüsselbecken» an Jagst und Schwippe wurden bei diesen Regenfällen überdurchschnittlich stark beansprucht.

## Überflüssige Straßen wieder urbar machen?

(lsw) Zur Erhaltung ökologischer Freiräume im Rahmen des Landesentwicklungsplanes will der Regionalverband Nordschwarzwald die Verkehrssituation jeder einzelnen Gemeinde prüfen. Wie Sprecher des für 71 Gemeinden zuständigen Verbandes in Pforzheim bei der Vorstellung ihres neuen Konzepts zur «Beruhigung des Nordschwarzwalde» mitteilten, wäre dies «sinnvoll für Lebewesen in Feld, Wald und Flur und hätte darüber hinaus Vorteile für den Fremdenverkehr». Zur Wiederherstellung größerer, zusammenhängender Räume werde man daher prüfen, ob überflüssige Straßen wieder urbar gemacht werden könnten.

Die Sprecher erinnerten daran, daß der Landesentwicklungsplan vorsehe, dem Raum Pforzheim zur Entlastung der benachbarten Verdichtungsräume Karlsruhe und Stuttgart übergeordnete soziale, kulturelle und wirtschaftliche Aufgaben zu übertragen. Bei der Wasserversorgung werde nach wie vor der Bau von verbrauchsnahe Trinkwasserspeichern angestrebt.

## Umbau-Verbot für Schulhaus in Grönningen

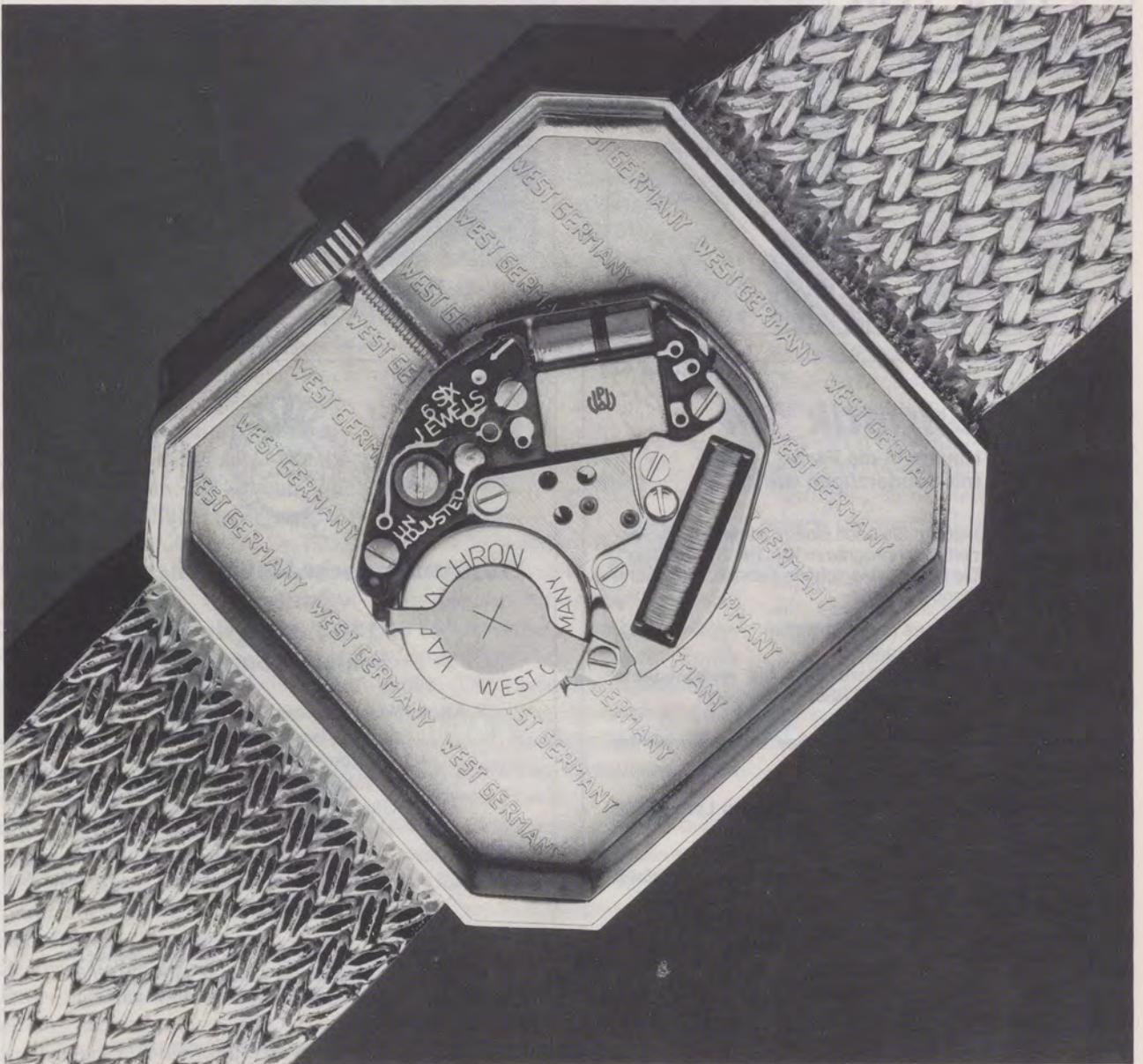
(RPS) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat entschieden, daß die denkmalrechtliche Zustimmung zum Umbau der Verwaltungsstelle in Grönningen (sie ist in der alten Schule untergebracht) versagt wird, soweit vorgesehen ist, das Dachgeschoß um etwa ein Stockwerk abzutragen. Bei der Abwägung und Gegenüberstellung aller Gesichtspunkte ist die höhere Denkmalschutzbehörde zu dem Ergebnis gekommen, daß die Gesichtspunkte, die für die Erhaltung des Gebäudes in seiner jetzigen Form sprechen, überwiegen.

Nach sorgfältiger Prüfung kommt das Regierungspräsidium zu der Auffassung, daß die alte Schule in Grönningen aus heimatgeschichtlichen Gründen ein Kulturdenkmal ist. Sie wurde 1845 errichtet. 1896 wurde das Grundstück nach Westen um 2,80 Meter verlängert. Dabei erhielt der Bau einen massiven, repräsentativen Westgiebel und den Eingang von der Straßenseite mit der steilen, doppel-läufigen steinernen Freitreppe.

Dieses Gebäude an dem markanten Punkt zwischen Kirche und Schloß war nicht nur für den Hauptort Grönningen Schulhaus, sondern auch für Triftshausen und Helmshofen. Aus der Baugeschichte ist ersichtlich, daß aus denkmalpflegerischer Sicht eine Abnahme des oberen Stockwerkes nicht möglich ist, da es diesen Bauzustand nie gegeben hat und so das Gebäude dann seine Eigenschaft als Kulturdenkmal in jedem Falle verlieren würde. Gerade der sehr gut erhaltene Dachstuhl müßte für diese Baumaßnahme mindestens vollständig abgebaut und wieder errichtet werden.

Bei den vorgesehenen Arbeiten handelt es sich um Maßnahmen der Modernisierung, das Haus sei auch in seiner bestehenden Form nutzbar. Auch wenn keine höhenmäßige Reduzierung des Dachgeschosses erfolge, könne die Gemeinde das Gebäude im Obergeschoß nutzen. So ist insbesondere die lichte Höhe von 2,80 Meter für eine Nutzung als Bürger-saal baurechtlich ausreichend.

WAS UNSERE KUNDEN SO MACHEN.



Zum Beispiel Uhren. Das heißt für die baden-württembergische Uhrenindustrie natürlich mehr als Kuckucksuhren-Romantik. Über 90% der deutschen Uhren stammen aus Baden-Württemberg. Dem Erfindungsreichtum dieser Industrie und der Fähigkeit, sich Neuem anzupassen, ist es zu verdanken, daß im harten internationalen Wettbewerb die deutsche Uhrenindustrie wieder hohe Geltung genießt. Wir, die Baden-Württembergische Bank, arbeiten eng mit diesen Unternehmen zusammen. Wir führen Geschäftskonten. Wir wickeln Auslandsgeschäfte ab. Wir sichern unsere Kunden gegen Kursrisiken und spielen eine wichtige Rolle im Handel mit Edelmetall. Aber wir sind natürlich nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in ihnen arbeiten. Wenn Sie wissen wollen, was wir für Sie geschäftlich oder privat tun können, kommen Sie zu uns. Wir beraten Sie gern.



**Die Baden-Württembergische Bank.**

# Fahr' mit nach Ulm



Am Wochenende.  
Zum höchsten Kirchturm  
der Welt (161 m). Viel  
sehen und erleben mit  
Gutscheinheft „Ulmer  
Spezialitäten“: Münster,  
Altstadt, Fischerviertel,  
Ulmer Spatz und Ulmer  
Bier, Donaufahrt und  
Citybummel, Kunst,  
Kultur und Lebens-  
freude ...  
Günstige Wochenend-  
Arrangements.  
DB-Städtetour. Ulmer  
Theater-Bouquet.

Verkehrsbüro  
7900 Ulm  
Tel. (07 31) 64161




## Antiquariat Neueröffnung

Wir eröffnen in neuen Räu-  
men eine Buchabteilung und  
pflegen schöne, seltene und  
wertvolle Bücher aller Gebiete  
und Themen.  
Spezialität:  
Württembergische Orts- und  
Landeskunde.

**L. G. Röth, Pfarrstraße 21, 7000 Stuttgart 1**  
10-18 Uhr durchgehend. Tel. (07 11) 24 18 73

## DB -Touristik '84

Hinaus in die Ferne,  
mit Sonderzügen der 



Blättern Sie doch einmal im neuen DB-Son-  
derfahrtenprogramm '84 „Der Schöne Tag“.  
Sie finden viele schöne Fahrten in herrliche  
Wandergebiete.

Hier ein Ausschnitt aus dem Programm:

**Dienstag, 28. August 1984,**  
von Vaihingen (Enz) Nord über die weltbekannte  
Schwarzwaldbahn nach Triberg/Hornberg


**Sonntag, 2. September 1984,**  
von Pforzheim zum größten See des bayerischen  
Alpenvorlandes – dem Tegernsee

**Samstag, 22. September 1984,**  
ein schöner Tag inmitten der herrlichen Landschaft  
Oberbayerns, rund um den Schliersee

**Sonntag, 30. September 1984,**  
für unsere Wanderfreunde in das Pfälzer Bergland  
nach Dahn – ein riesiges Wanderparadies

Nähere Informationen erhalten Sie bei unseren Mitarbei-  
tern in den DB-Fahrkartenausgaben oder DB-Verkaufs-  
agenturen (z. B. DER-Reisebüros), unsere Jahrespro-  
gramme liegen dort für Sie bereit.

Mit den besten Wünschen für schöne Fahrten

Ihre  Generalvertretung Stuttgart West  
Arnulf-Klett-Platz 2  
**7000 Stuttgart 1**  
Telefon (07 11) 20 92/55 80



## Württembergische Hofkammer-Kellerei Stuttgart 7140 Ludwigsburg Schloß Monrepos

Älteste Weingutsverwaltung in Württemberg  
mit erstklassigen Berglagen:  
Maulbronner Eilfingerberg und  
Eilfinger Klosterstück  
Gündelbacher Steinbachhof  
Hohenhaslacher Kircheng  
Mundelsheimer Käsberg  
Untertürkheimer Mönchberg  
Stettener Brotwasser

**Vom Jahrgang 1983 haben wir für Sie besonders  
preiswerte Angebote bei bekannt guter Qualität.  
Fordern Sie bitte unsere Preisliste an!**

Kellerei und Verwaltung  
7140 Ludwigsburg, Schloß Monrepos,  
Tel. (0 71 41) 3 10 85  
Verkaufszeiten von Montag bis Freitag 8 – 16 Uhr,  
Mittagspause 11.30 – 13.00 Uhr


## Greiner-Stuben Im Hindenburgbau

Gemütlich – behaglich · Man muß es gesehen haben.



Auch kleine Stuben für Arbeitsessen.



 Schloßgartentiefgarage

Arnulf-Klett-Platz 1 7000 Stuttgart 1 Mitte  
Telefon (07 11) 29 51 21

## Ludwigsburg



Herausgegeben von der  
Süddeutschen Verlagsanstalt  
mit Texten von  
Otto Bress und  
Martin Hahnacker

SA

## »Ludwigsburg«

ist wieder erhältlich.  
Er zeigt eine Stadt im Wandel ihrer  
Geschichte auf 84 Text- und  
112 Bildseiten. Format: 24 × 30 cm.  
Ganzleinenausgabe. Texte und  
Legenden sind in die englische und  
französische Sprache übersetzt.

Preis: DM 49,80  
ISBN 3-9800123-1-x

Der neue, großartige

Bildband

Erhältlich in allen Buchhandlungen und beim Herausgeber: Süddeutsche  
Verlagsanstalt und Druckerei GmbH, Postfach 923, 7140 Ludwigsburg

## Jubiläum in Erpfingen: 150 Jahre Karlshöhle

(lsw) Im April sind alle 15 Schauhöhlen der Schwäbischen Alb wieder für das Publikum geöffnet worden. Die Gemeinde Sonnenbühl-Erpfingen verbindet damit ein besonderes Jubiläum. Vor 150 Jahren wurde der vordere Teil der heutigen «Bärenhöhle», die «Karlshöhle», entdeckt oder besser wiederentdeckt.

Am 30. Mai 1834 stieß der Dorfschulmeister Fauth zufällig auf die unterirdischen Gewölbe. Seine Tabakdose war in einen Felsspalt geglitten, als er Heilkräuter sammelte, erzählt die Geschichte. Ein ungeahntes Schatzkästlein der Natur öffnete sich bald darauf den Forschern. In der Urhöhle, vor mehr als einer Million Jahren von einem Bach durchflossen, fanden sie in den Eisenerzablagerungen Knochen- und Zahnreste aus voreiszeitlichen Tagen. Dem Besucher der Erpfinger Höhle öffnet sich schon beim Eintritt in die erste der vielen Hallen eine fremde faszinierende Welt. In den ewig kühlen Gängen wachsen die Stalagmiten und Stalaktiten im Zeitlupentempo. Vom engen Einstieg bis zum Aufstieg zur erst 1949 entdeckten anschließenden Bärenhöhle mißt die Karlshöhle 271 Meter. 26 Stufen führen auf u. ab in die nächste Halle. Eine Viertelmillion Menschen zählen die Veranstalter pro Saison. Dies wirft immer mehr Probleme auf: Die Höhlen der Schwäbischen Alb werden durch den «Höhlentourismus» gefährdet. Bei der 24. Jahrestagung des Verbands der Deutschen Höhlen- und Karstforscher in Sonnenbühl-Erpfingen verlangte ein Verbandssprecher daher, die größten und gefährdetsten Höhlen sollten unter Schutz gestellt und für das Befahren eine Genehmigungspflicht mit Bußgeldandrohung eingeführt werden.

Allerdings fehlten dafür wegen Gesetzeslücken die Grundlagen. Eine Vergitterung möchte der Verband möglichst umgehen. Die Höhlenforscher würden daher an besonders gefährdeten Höhlen, wie der Falkensteiner Höhle, an den Wochenenden freiwillig Wache halten und dort über die Zerstörung des «Biotops Höhle» aufklären.

Auf der Alb gibt es nach Angaben des Verbands insgesamt fast 1500 Höhlen. An geeigneten Wochenenden würden «Forscher» die Höhlen scharenweise besuchen. «Höhlen forschen ist aber kein Abenteuer, damit machen wir die Höhlen kaputt.» Es gehe dabei nicht nur um den Umweltmüll, etwa zurückgelassene Bierflaschen, auch gutwillige Besucher richteten Schaden an. Jedes Eindringen führe zu Störungen, ja Zerstörungen an Flora und Fauna. Zur Sicherung der Winterquartiere der Fledermäuse würden derzeit auf der Alb etwa zwölf Höhlen im Winter vergittert.

## «Pflegegelder» für Landwirte gefordert

(lsw) «Pflegegelder» für Landwirte, die ökologisch wertvolle Wiesengebiete schonend bewirtschaften, hat der Landesverband Baden-Württemberg im Deutschen Bund für Vogelschutz (DBV) gefordert. In einer Mitteilung verlangten die Naturschützer ferner ein «Grünlandgebot» vor allem für die Wiesen am Oberrhein und an der Oberen Donau.

Der DBV begründet seinen Vorstoß damit, daß durch die neuen EG-Beschlüsse die Existenz der landwirtschaftlichen Familienbetriebe und damit auch der Naturhaushalt in Baden-Württemberg gefährdet seien. «Die ökologischen Aufgaben der Landwirtschaft werden am besten durch mittelständische Betriebe erfüllt.» Gerade in den für Wasser- und Naturhaushalt besonders wichtigen Gebieten befürchtet der Umweltschutzverband eine neue Intensivierungswelle durch landwirtschaftliche Großbetriebe.

Der jetzt zu erwartende Umbruch der letzten zusammenhängenden Wiesenlandschaften in den Flußtälern des Landes zu Ackerland werde schlimme Folgen für Grundwasser, Trinkwasservorkommen und Hochwasserschutz mit sich bringen. Gleichzeitig kündige sich mit dem Untergang ganzer Lebensgemeinschaften im Zusammenhang mit dem Verlust dieser Wiesen eine «ökologische Zerstörung großen Ausmaßes an», heißt es in der Mitteilung.

## Notfalls Prozeß wegen Stromleitung

(STZ) Ein «klares, unmißverständliches Nein» setzen die Gemeinderäte von Freiberg und Pleidelsheim den Plänen der Energieversorgung Schwaben (EVS) entgegen, auf ihren Markungen eine weitere Hochspannungsleitung zu bauen, die vom Kernkraftwerk Neckarwestheim ins Remstal und über den Schurwald führen soll. Der Gemeinsame Ausschuß der Verwaltungsgemeinschaft Freiberg/Pleidelsheim erwägt notfalls gerichtliche Schritte gegen das Projekt und hat die Bürgermeister Schlagenhaut (Freiberg) und Paulus (Pleidelsheim) beauftragt, «mit allen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten gegen die weitere Planung vorzugehen».

Begründet wird die Ablehnung damit, daß die Gemeinde-Markungen bereits heute durch acht Hochspannungsleitungen belastet sind. «Der sogenannte Freiburger Wald, der wie ein Drahtverhau vor allem Freiberg von der freien Natur absperrt», ist nach Ansicht der Bürgermeister «schon jetzt unzumutbar». Inzwischen beschäftigt sich auch das Regierungspräsidium mit dem Problem. Selbst eine Bündelung künftiger Stromleitungen mit vorhandenen Systemen wird abgelehnt: die Verwaltungsgemeinschaft ist gegen «jegliche weitere Leitung» auf ihrem Gebiet.

## SPD schreibt Preis für Umweltschutz aus

(lsw) Einen Preis für Umwelt- und Naturschutz haben der Stuttgarter SPD-Kreisverband und Abgeordnete der Partei aus Gemeinderat, Landtag, Bundestag und Europaparlament gestiftet. Der Preis, der jährlich im September verliehen werden soll, ist mit 5000 Mark dotiert. Damit sollen nach Darstellung eines Parteisprechers Leistungen auf dem Gebiet des Umwelt- und Naturschutzes in Stuttgart anerkannt werden – so etwa das Anlegen von Biotopen oder naturnaher Gartenbau. Vorbild für diese Aktion war die Stadt Essen.

## «Wernauer Lehmgrube» vorläufig sichergestellt

Das Regierungspräsidium Stuttgart hat eine Rechtsverordnung zur einstweiligen Sicherstellung der «Wernauer Lehmgrube» erlassen. Diese 5,85 ha große Fläche auf dem Gebiet der Stadt Wernau ist wahrlich ein «Paradies aus zweiter Hand» für viele bedrohte Tier- und Pflanzenarten, vor allem für Reptilien, Amphibien, Vögel und Insekten. Zum Erwerb einer ca. 3,3 ha großen Fläche der ehemaligen Lehmgrube hat der Stiftungsrat der Stiftung «Naturschutzfonds» der Stadt Wernau für 1984 eine Zuwendung in Höhe von 100 000 DM bewilligt. Eine weitere Rate von 100 000 DM werden vom Regierungspräsidium in diesem Jahr für den Stiftungshaushalt der Stiftung «Naturschutzfonds» vorgeschlagen. Die restlichen 50 000 DM zum Erwerb dieser Fläche werden von der Stadt Wernau getragen.

Das Gebiet umfaßt eine vielgestaltige Fläche auf engem Raum mit Trocken- und Naßstreifen, Gehölzbestand, Wasserfläche, offenen Bereichen und Steilhängen. Nachdem der kommerzielle Abbau von lehmigem Erdmaterial vor Jahren eingestellt worden ist, hat sich über mehrere Sukzessionsstadien hinweg hier ein hervorragendes Sekundärbiotop entwickeln können. Die verschiedenen Bestandteile ergänzen sich zu einer ökologisch höchst wertvollen Ausgleichsfläche im ortsnahen Bereich und bilden den Lebensraum zahlreicher und besonders gefährdeter Tiere.

Leider wird gerade durch diese ortsnahe Lage auch ein immer stärker werdender Erholungsdruck auf dieses Gebiet ausgeübt. Durch diese Freizeitaktivitäten wie z. B. Baden, Lagern, Befahren mit Motorrädern usw. sind jedoch Störungen bzw. Beeinträchtigungen der Flora und Fauna des Gebietes zu befürchten. Mit der nun erlassenen Sicherstellung des Gebietes wurde eine Reihe von Verboten ausgesprochen, die von einem Naturfreund sicherlich gerne beachtet werden. So ist es beispielsweise künftig untersagt, das Naturschutzgebiet zu betreten – ausgenommen sind gekennzeichnete Pfade –, in

diesem Gebiet zu baden, die Wasserflächen mit Booten, Luftmatratzen oder dergleichen zu befahren und Flug- und Schiffsmodelle in Betrieb zu nehmen. Auch das Zelten und Lagern in diesem Gelände ist künftig untersagt.

Zur endgültigen Unterschutzstellung und Ausweisung des Naturschutzgebietes wird im Laufe des Jahres 1984 noch das förmliche Verfahren eingeleitet, bei dem jedermann Gelegenheit hat, Bedenken und Anregungen bezüglich dieses Naturschutzgebietes vorzubringen.

## «Schnaken biologisch bekämpfen»

(ANuU/lsw) Zu Beginn der Fremden- und Urlaubssaison am Bodensee wurde in einzelnen Gemeinden wieder das Thema der Schnakenbekämpfung diskutiert. Vielfach wurden großräumige Schnakenbekämpfungsaktionen gefordert. Offensichtlich wünschen sich Gastwirte und Bürgermeister einen überdurchschnittlichen Komfort für den Gast und fordern deshalb solche Bekämpfungsaktionen. Der besondere Reiz von Urlaubsorten, in denen sich der Gast erholen will, liegt aber in einer naturnahen, unverbrauchten Landschaft. Die Arbeitsgemeinschaft Naturschutz Bodensee will deshalb durch gezielte Aufklärungsarbeit anstelle der großräumigen Bekämpfungsaktionen den Verzicht auf diese Maßnahmen wecken.

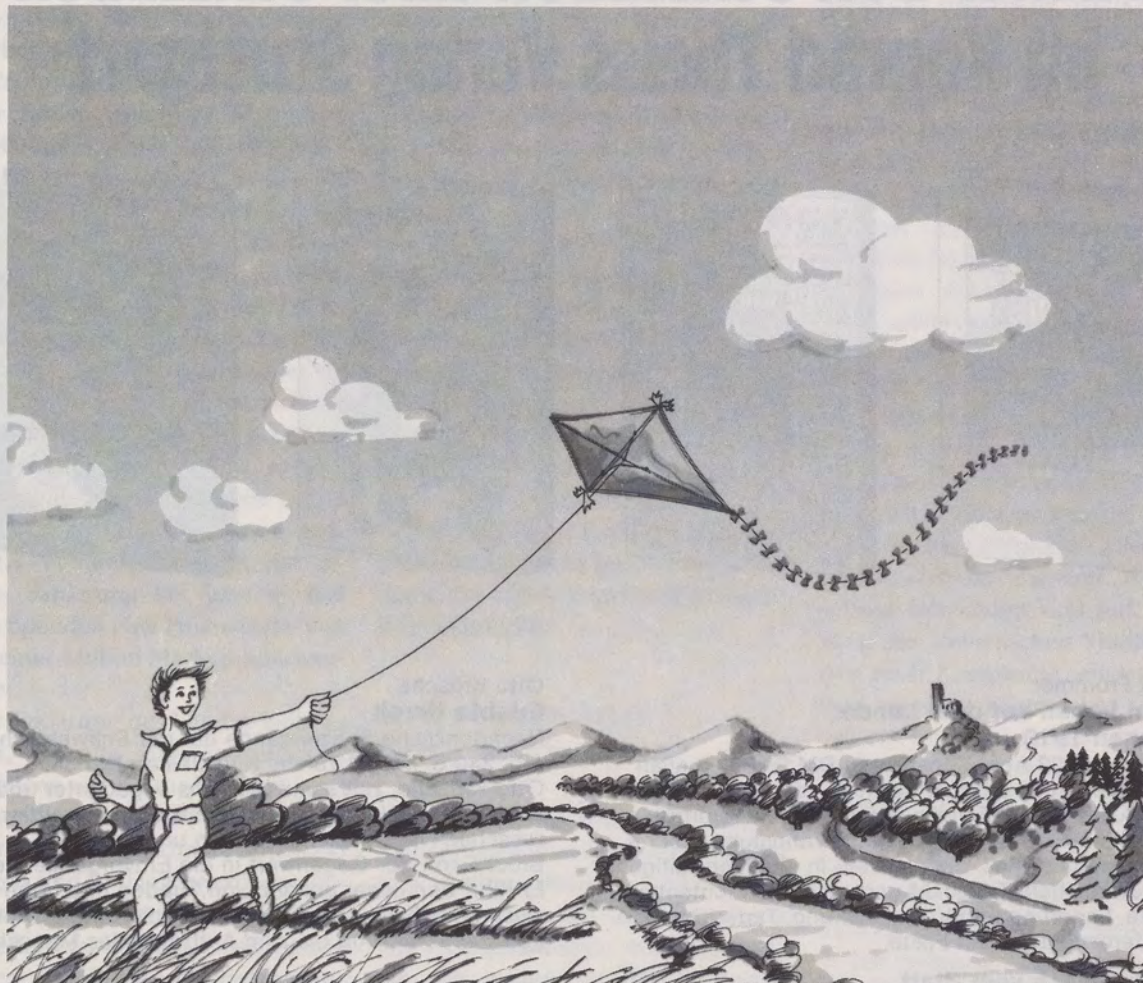
Sie weist unter anderem darauf hin, daß in jedem Frühjahr mit sehr viel Mühe Tausende von Helfern einem Heer von Amphibien rettend über die Straßen zu ihrem sicheren Laichplatz helfen. Mit großräumigen Schnakenbekämpfungsaktionen würden diesen und anderen Tieren die Nahrungsgrundlagen fehlen. Ähnlich verhält es sich mit den ausgewiesenen Natur- und Landschaftsschutzgebieten sowie mit Feuchtgebieten. Weil dort unwiederbringliche Schätze an Flora und Fauna zu finden sind, müssen diese Gebiete ebenfalls ohne Eingriff bleiben.

Schnaken können sich für den Menschen manchmal als sehr lästig erweisen: für Vögel, Fledermäuse, Amphibien u. a. sind sie aber überaus nützlich. Deshalb sollten auf keinen Fall großräumige Vernichtungsaktionen durchgeführt werden. Vielmehr sollten für die einzelnen Gegenden entsprechende Schutzmaßnahmen empfohlen und die Freißende der Schnaken unterstützt werden. Man könne in dieser Frage auch von Touristen bei entsprechender Aufklärung Verständnis für den Natur- und Umweltschutz erwarten.

Eine rund um Uhlhingen-Mühlhofen geplante Schnakenvernichtungsaktion ist inzwischen vom Gemeinderat abgeblasen worden. Das Gremium hatte bereits 6000 Mark genehmigt, um die Bekämpfung von der «Kommunalen Aktionsgemeinschaft zur Bekämpfung der Schnakenplage» in Ludwigshafen am Rhein vornehmen zu lassen. Vernichtet werden sollte der Blutsauger besonders im Naturschutzgebiet am Unteruhldinger Bodenseeufer.

Für die Vernichtungsaktion war der Einsatz eines biologischen Mittels vorgesehen, das sogenannte BTI aus gezüchteten Bazillen, das nach wissenschaftlichen Erkenntnissen weder für Menschen noch für andere Tiere schädlich ist. Der von dem Bazillus abgesonderte Eiweißstoff wirkt allerdings für die Mückenlarven tödlich. Erstmals war der Stoff Ende der 70er Jahre in toten Mückenlarven in Israel festgestellt worden. Erfolgreich wird BTI seit einigen Jahren bei Schnakenbekämpfungsaktionen im Rheingebiet angewandt. Einen Strich durch das Vorhaben machten allerdings die Naturschützer. Auch die baden-württembergische Landesanstalt für den Natur- und Umweltschutz in Karlsruhe meldete größte Bedenken an. Daraufhin ließ sich die Schnakenvernichtungsaktion politisch nicht mehr durchsetzen. Die Gemeinde Uhlhingen-Mühlhofen will aber noch nicht aufgeben. Geplant ist in diesem Jahr noch die Kartierung der für eine Schnakenbekämpfung in Frage kommenden Feuchtgebiete, um die Aktion möglicherweise im nächsten Jahr nachholen zu können.

## Strom fürs Neckarland



# UMWELTSCHUTZ IM AUFWIND

Eine unserer vordringlichen Aufgaben ist der Umweltschutz. Seine hohe gesellschaftspolitische Bedeutung verpflichtet uns zu besonderen Anstrengungen. Deshalb werden wir bis 1986 rund 370 Millionen DM in die Kraftwerke Altbach/Deizisau und Walheim investieren, um die Umweltbelastung so niedrig wie möglich zu halten.

So entfallen zum Beispiel über 30 Prozent der Investitionen für das neue Heizkraftwerk Neckar in Altbach/Deizisau auf Ein-

richtungen zum Schutz der Umwelt. Seine Fernwärme hilft mit, Emissionen von Industrie und Haushalten zu vermindern.

**Umweltschutz ist eine Herausforderung – wir nehmen sie an.**

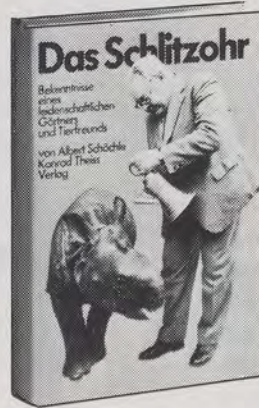
Wir schicken Ihnen gerne Informationsmaterial und den Geschäftsbericht 1983.

Schreiben Sie an die Neckarwerke, Abteilung WI, Postfach 330, 7300 Esslingen am Neckar

**NECKARWERKE**  
Elektrizitätsversorgungs-AG

Wir sind Mitglied der Arbeitsgemeinschaft regionaler Energieversorgungs-Unternehmen - ARE -

# Bücher von Schwaben über Schwaben im Konrad Theiss Verlag Stuttgart



Max Frommer

## **Vom Leben auf dem Lande: Isingen 1910**

336 S. mit 23 Abb. Kunstleinen DM 29,80. In allen Einzelheiten beschreibt der Autor die Umwelt und den Alltag seiner Familie in der Hof- und Dorfgemeinschaft: das Elternhaus mit Wohnstube, Küche, Scheune und Stall, die Arbeiten in einer vielseitigen Landwirtschaft, Tierzucht und -pflege, Fruchtbau, Ernte, Lagerung und Vorratshaltung, Tagesablauf, Kindererziehung und Feste.

## **Schwäbisch vom Blatt für Schwaben und andere**

Hrsg. von der Südwestpresse. 321 S. Kunstleinen DM 24,80. Ein übersichtliches schwäbisches Wörterbuch von A – Z. Ein leicht zu handhabendes Gebinde aus Überkommenem, das beim Blättern nachdenkliche Freude auslöst, mit Wörtern und Sprüch', dazu 35 schwäbische Originalrezepte, nicht nur für Schwaben. Ein Hausbuch zum Schenken und Selberschenken.

Albert Schöchle

## **Das Schlitzohr**

Bekenntnisse eines leidenschaftlichen Gärtners und Tierfreunds. 285 S. mit 26 Abb. Leinen DM 29,80. Eine außergewöhnliche Selbstdarstellung eines gebürtigen Kempteners, der es zum Direktor der Staatl. Anlagen und Gärten in Stuttgart/Ludwigsburg brachte. Mit ergötlichem Humor geschrieben und als Geschenk geeignet. Der schwäbische Ludwig Thoma.

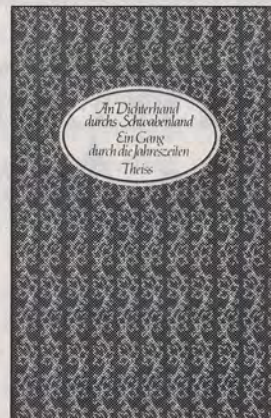
## **An Dichterhand durchs Schwabenland**

Ein Gang durch die Jahreszeiten. Hrsg. von Waltraud Pfäfflin. 128 S. mit Kalendarium und 12 farbigen Abb. Pappband DM 12,80. Dichter aus vier Jahrhunderten führen durch die Heimat und durch das Jahr: ein Almanach mit immerwährendem Kalender und mehrfarbigen Reproduktionen – zum Entdecken und Wiederfinden, zum Sammeln und Verschenken.

Otto Krösche

## **Erlebte Urzeit**

Nachdenkliche Spaziergänge auf der Schwäbischen Alb. 240 S. mit 32 Tafeln. Kunstleinen DM 34,-. Otto Krösche, zeit seines Lebens engagierter und kompetenter Naturforscher, schlägt als Vermittler zwischen Naturwissenschaftlern und Laien die Brücke von der Gegenwart in die Erdgangenheit. Er führt den Leser anhand von Funden und Lebewesen aus Flora und Fauna durch die gesamte Erdgeschichte der Alb bis zum Auftreten des Menschen.



## **Tübinger Vorlesebuch**

Kleine Geschichten aus Baden-Württemberg. Hrsg. von Reiner Rinker im Auftrag des Südwestfunks. 160 S. Pappband DM 19,80. 42 überwiegend in Baden-Württemberg lebende Schriftsteller erzählen heitere und nachdenkliche, satirische und kritische Geschichten vom Leben in Dorf und Stadt, von Menschen und ihrem Alltag, von ihren Freuden und ihren Nöten, ihren Tugenden und Schwächen, aber auch von schwäbischer Schlitzohrigkeit und schwäbischer Skurrilität.



## Das Marienhospital bleibt erhalten

(stz). Nach vielen Wochen des Wartens und der zähen Verhandlungen zwischen allen Beteiligten ist es seit dem 26. Juni gewiß: Der 1889 im Stuttgarter Süden errichtete Marienbau des Marienhospitals bleibt erhalten – die Abbruchpläne fliegen in den Papierkorb! Dies hat, nach mehrstündigen Verhandlungen, der Ministerrat des Landes unter Vorsitz von Ministerpräsident Späth entschieden. In der Stellungnahme des Landes heißt es: «Trotz erheblicher finanzieller Belastungen für das Land hat sich die Landesregierung bei ihrem positiven Beschluß davon leiten lassen, daß der Krankenhausträger erhebliche Eigenleistungen für die Erhaltung aufbringt.» Voraussetzung für die geplante Sanierung sei jedoch, daß durch Spenden eine Finanzlücke von rund einer Million Mark geschlossen werde.

In der Erklärung des Landes heißt es weiter, das alte Marienhospital sei zweifelsfrei ein Kulturdenkmal – als Krankenhaus ein Bau von bundesweiter Bedeutung. Um es erhalten, sanieren und in das Konzept des bestehenden, neuen Marienhospitals eingliedern zu können, seien Gelder aus dem Etat des Landesdenkmalamtes sowie des Krankenhausfinanzierungsgesetzes vonnöten. Darüber hinaus forderte Späth die Öffentlichkeit zu Spenden auf, um eine Lücke im Finanzierungskonzept von rund einer Million Mark schließen zu können. Späth und der Ministerrat hatten ihre Entscheidung nach Vorberatungen durch das Innenministerium, das Finanzministerium und das Sozialministerium getroffen.

Siegfried Bassler, Bezirksvorsteher im Stuttgarter Süden und zweiter Vorsitzender der Bürgerinitiative zur Erhaltung des alten Hospitals, sagte wenige Minuten nach der positiven Entscheidung: «Man sieht daran, daß man für eine gute Sache kämpfen muß, selbst wenn sie am Anfang aussichtslos erscheint!» Einzige Kritiker der sich bereits vor zwei Wochen abzeichnenden Lösung sind nach wie vor Oberbürgermeister Rommel und sein für das Gesundheitswesen zu-

ständiger Erster Bürgermeister Thieringer. Beide kritisieren, daß zur Sanierung des Marienbaus Gelder aus dem angespannten Krankenhausfinanzierungsgesetz herangezogen werden.

Und so sieht das Finanzierungskonzept aus: Elf Millionen Mark kommen aus dem erwähnten Finanzierungsgesetz, zwei Millionen vom Landesdenkmalamt, fünf Millionen Mark aus der Kasse des Trägers, des Ordens der Barmherzigen Schwestern von Untermarchtal; eine Million, so hofft man, wird der Verein zur Erhaltung des Marienhospitals an Spenden beisteuern.

Wie aus eingeweihten Kreisen zu erfahren war, hat insbesondere ein Brief des Bischofs von Rottenburg-Stuttgart, Georg Moser, an Ministerpräsident Späth die positive Entscheidung der Landesregierung maßgeblich beeinflußt.

## Späth befürwortet Denkmalstiftung

(lsw) Für die Gründung einer «Denkmalstiftung Baden-Württemberg» hat sich Ministerpräsident Lothar Späth ausgesprochen. Bei der Vorstellung einer Graphikmappe mit Zeichnungen des Architekten Max Littmann von der Stuttgarter «Alten Oper» am 16. Mai sagte Späth, für die Bewahrung der kulturellen Werte des Landes sei das Zusammenwirken von Staat und Gesellschaft notwendig. «Das staatliche Mäzenatentum schafft es nicht ohne die Bürger», meinte der Regierungschef.

Nach Angaben des Staatsministeriums ist daran gedacht, daß die «Denkmalstiftung Baden-Württemberg» gemeinsam von Land und privaten Mäzenen getragen wird. Ihre Aufgabe soll es sein, Kunstgegenstände und Denkmalbauten zu sichern, die auf andere Weise nicht bewahrt werden können. Die Stiftung soll auch Bürgeraktionen zur Erhaltung und Pflege bedeutsamer Kulturdenkmale fördern und die Organisation und Finanzierung von Restaurationsarbeiten besonders wertvoller und gefährdeter Kunstdenkmale sichern.

## Weimarer Altstadt wird restauriert

(dpa) Der historische Stadtkern Weimars, der jährlich Anziehungspunkt für rund zwei Millionen Touristen ist, wird gegenwärtig mit großem Aufwand restauriert. Die Altstadt, die die wichtigsten Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur beherbergt und als «architektonisches Flächen-denkmal höchster Kategorie» in der zentralen Denkmalliste der DDR steht, soll bis 1990 in fünf Abschnitten saniert werden, meldete die Ost-Berliner Nachrichtenagentur ADN.

Den Angaben zufolge ist unter anderem eine umfassende Restaurierung des Hauses vorgesehen, in dem Friedrich Schiller die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Dieses Gebäude war im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und auf Anweisung der sowjetischen Militärbehörden nach Kriegsende wieder aufgebaut worden. Hinter dem Gebäude soll ein Museum mit einer Gedenkstätte und einer Literatúrausstellung errichtet werden. Sein Grundstein werde am 10. November, dem 225. Geburtstag des Dichters, gelegt. Bei der Altstadtsanierung sollen die Gedenkstätten der Klassik harmonisch in die restaurierten und neuentstehenden Gebäude eingefügt werden.

## Ideenwettbewerb in Sachen Umweltschutz

(lsw) Alle Bürger sollten sich nach Meinung des baden-württembergischen Umweltministers Gerhard Weiser um die Umwelt und deren Schutz kümmern. In diesem Zusammenhang rief Weiser in Stuttgart zu einem Ideenwettbewerb «Umweltschutz in Haus und Garten» auf. Mit wissenschaftlicher Forschung, neuen Gesetzen und Vorschriften allein sei Umweltschutz «nicht wirkungsvoll zu betreiben», meinte der Minister. Vor allem Hausfrauen und Gartenbesitzer sollten aus praktischen Erfahrungen heraus «per Postkarte oder Brief» dem Ministerium «Tips» und Anregungen liefern.

## Baden-Badener kauft Bundesfestung Ulm

(STZ) Mit Erbitterung hat Ulms Oberbürgermeister Ernst Ludwig registriert, daß die Oberfinanzdirektion in Stuttgart, ohne die Stadt Ulm zu informieren, einen Kaufvertrag mit einer Baden-Badener Baugesellschaft für den Verkauf der Wilhelmsburg unterzeichnet hat. Für 1,6 Millionen Mark soll die unter Denkmalschutz stehende Zitadelle der Bundesfestung Ulm verkauft und anschließend in Eigentumswohnungen umgewandelt werden. Allerdings muß der Bundestag noch zustimmen. In einem Brief an Finanzminister Gerhard Stoltenberg hat Oberbürgermeister Ernst Ludwig auf die Problematik hingewiesen, die ein solcher Verkauf nach sich ziehen kann. Mit den planerischen Konsequenzen und auch den denkmalpflegerischen Schwierigkeiten müßte sich nämlich die Stadt auseinandersetzen. Unklar ist dem Ulmer Oberbürgermeister, warum nicht zuerst ausreichend geprüft worden ist, ob sich das Gebäude nicht doch für die Unterbringung eines Bundesarchivs für den Lastenausgleich eigne. Ludwig befürchtet, daß der neue Eigentümer sich mit dem Kauf des Denkmals übernehmen könnte. Teure Wohnungen gibt es schon jetzt in Ulm mehr als genug. Wie jeder Privatmann sei auch der Bund gehalten, sein ererbtes Eigentum pfleglich zu behandeln. «Es gibt viele Eigentümer, die ein lästiges Objekt haben.»

## «Prognose über Verkehrszunahme zu hoch»

(lsw) Die Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg hält die vom Bundesverkehrsministerium prognostizierte Verkehrszunahme bis zum Jahre 1990 für zu hoch. In einer in Stuttgart veröffentlichten Mitteilung erklärte der Landesnaturschutzverband, die Straßenauslastung werde nicht wie vorausgesagt bei etwa 280, sondern lediglich bei rund 140 Prozent liegen.

## Ursachenforschung im Umweltschutzbereich

(RPTü) Das Regierungspräsidium Tübingen konnte im vergangenen Jahr rd. 100000 DM für gezielte Untersuchungsprogramme im Umweltschutzbereich zur Verfügung stellen. Im laufenden Jahre 1984 wird sich dieser Betrag voraussichtlich verdoppeln und zeigt damit auch die erhöhten Anstrengungen, den Ursachen schon bekannter Umweltprobleme genauer auf die Spur zu kommen.

So wurden in der Vergangenheit beispielsweise Untersuchungen zur Verringerung der Sickerwasserverschmutzung in Deponien, die Erarbeitung von Kriterien zur Beurteilung der Entfärbung von Textilabwässern sowie die Erfassung und Ableitung von Deponiegas finanziert. Aber auch Untersuchungen darüber, wie Verdolung und Überbauung Oberflächengewässer beeinflussen, über den Einsatz von Schilfpflanzen zur Schlammentwässerung auf Kläranlagen und die Funktionsprüfung von Regenüberlaufbecken konnten durch die Bereitstellung von Finanzhilfen in Angriff genommen werden.

Für das laufende Jahr sind bereits wieder konkrete Maßnahmen vorgeplant. Dabei handelt es sich in erster Linie um die Untersuchung der ökologischen Veränderungen durch Mindestwasserführung in der Iller bei Mooshausen, den Nachweis der Grundwasserbeeinflussung durch Mülldeponien im Rahmen einer Isotopenuntersuchung, der Feststellung des Grundwasservorkommens von Eglöfs sowie um die Wasserbilanz des Blauseegebietes im Kreis Ravensburg.

## Persönliches

Am 12. Mai wurde die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg als «Zeichen dankbarer Würdigung hervorragender Verdienste um das Land und seine Bevölkerung» durch Ministerpräsident Lothar Späth im Ordenssaal des Ludwigsburger Schlosses verliehen. Unter den 60 Männern und Frauen, die da-

mit ausgezeichnet wurden, befinden sich sieben Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. In alphabetischer Reihenfolge sind es folgende Persönlichkeiten:

Professor Dr. **HELMUT DÖLKER**, Hauptkonservator a. D. aus Esslingen am Neckar, **ALFRED FAHRION**, Baumeister aus Stuttgart-Feuerbach, **ADOLF HASENÖHRL**, Ministerialdirigent a. D. aus Stuttgart-Degerloch, Dr. **PETER LAHNSTEIN**, Ministerialrat a. D. ebenfalls aus Stuttgart, Dr. **KLAUS H. SCHEUFELN**, Fabrikant aus Lenningen, **ARNOLD SCHMIDT-BRÜCKEN**, Bürgermeister a. D., jetzt wohnhaft in Heidelberg-Rohrbach, und Professor Dr. **KARL HEINZ SCHRÖDER** aus Tübingen.

Am 5. August 1984 begeht Professor Dr. **HELMUT DÖLKER** seinen 80. Geburtstag. Seit Wiedergründung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES 1949 arbeitet Professor Dölker im Vorstand und im Redaktionsausschuß mit; seine Vorträge und unzählige Fahrten und Führungen haben ihn vielen Mitgliedern bekannt gemacht. Professor Dölker wohnt in 7300 Esslingen am Neckar, Hegensberger Straße 118.

Am 7. September 1984 begeht Dr. **DIE-TER NARR**, Erlenweg 3, 7175 Vellberg, seinen 80. Geburtstag. Der Gelehrte ist wegen seiner grundlegenden Forschungen über die Aufklärung im deutschen Südwesten mit dem Schubarth-Preis der Stadt Aalen ausgezeichnet.

## Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg

Wegen langjähriger Verdienste im Ehrenamt verlieh der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg folgenden Mitgliedern des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES die Ehrennadel des Landes: Herrn **HANS FUCHS**, Heilbronn am Neckar, Frau **BERTA MILDENBERGER**, Winnenden, Herrn **ALBRECHT RIEBER**, Ulm, und **HEINRICH RÖHM**, Heilbronn am Neckar. Die Ehrennadeln wurden am 14. Juli 1984 in Ulm den geehrten Mitgliedern von Professor Birn überreicht.